Friedrichs von Schiller

ſämmtliche Werke.

Achtzehntes Bändchen.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1828.

Inhalt.

Seite

Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. (1795.) 1

Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch ſchöner Formen (1795.) 162

Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung. (1795.) . 202

Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten. (Aus den Horen vom Jahr 1796.) 345

Ueber das Erhabene (1796.) 361

Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt. 388

An den Herausgeber der Propyläen. (Aus den Propyläen.) 399

Ueber Bürgers Gedichte. (Aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1791.) 418

Ueber den Garten-Kalender auf das Jahr 1795. (Aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1795.) 440

Ueber Egmont, Trauerſpiel von Goethe. (Aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1788.) 452

Ueber Matthiſſons Gedichte. (Aus der Allgemeinen Literatur-Zeitung vom Jahr 1794.) 469

Ueber

die äſthetiſche Erziehung des Menſchen,

in einer Reihe von Briefen.*)

Erſter Brief.

Sie wollen mir alſo vergönnen, Ihnen die Reſultate meiner Unterſuchungen über das Schöne und die Kunſt in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieſer Unternehmung. Ich werde von einem Gegenſtande ſprechen, der mit dem beſten Theil unſerer Glückſeligkeit in einer unmittelbaren und mit dem moraliſchen Adel der menſchlichen Natur in keiner ſehr entfernten Verbindung ſteht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt, und bei einer Unterſuchung, wo man eben ſo oft

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Briefe wurden an den jetztregierenden Herzog von Holſtein-Auguſtenburg geſchrieben, und zuerſt in den Horen vom Jahr 1795 gedruckt.

genöthigt iſt, ſich auf Gefühle als auf Grundſätze zu berufen, den ſchwerſten Theil meines Geſchäfts auf ſich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunſt von ihnen erbitten wollte, machen Sie großmüthiger Weiſe mir zur Pflicht, und laſſen mir da den Schein eines Verdienſtes, wo ich blos meiner Neigung nachgebe. Die Freiheit des Ganges, welchen Sie mir vorſchreiben, iſt kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche ſchulgerechter Formen, werde ich kaum in Gefahr ſeyn, mich durch Mißbrauch derſelben an dem guten Geſchmack zu verſündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgang mit mir ſelbſt als aus einer reichen Welterfahrung geſchöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Urſprung nicht verläugnen, werden ſich eher jedes andern Fehlers als der Sektirerei ſchuldig machen, und eher aus eigener Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke ſich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantiſche Grundſätze ſind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundſätzen ſchreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieſer Unterſuchungen an irgend eine beſondere philoſophiſche Schule erinnert werden ſollten. Nein, die Freiheit ihres Geiſtes ſoll mir unverletzlich ſeyn. Ihre eigene Empfindung wird mir die Thatſachen hergeben, auf die ich baue; Ihre eigene

freie Denkart wird die Geſetze diktiren, nach welchen verfahren werden ſoll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktiſchen Theil des Kantiſchen Syſtems die herrſchenden ſind, ſind nur die Philoſophen entzweit, aber die Menſchen, ich getraue mir es zu beweiſen, von jeher einig geweſen. Man befreie ſie von ihrer techniſchen Form, und ſie werden als die verjährten Anſprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatſachen des moraliſchen Inſtinktes erſcheinen, den die weiſe Natur dem Menſchen zum Vormund ſetzte, bis die helle Einſicht ihn mündig macht. Aber eben dieſe techniſche Form, welche die Wahrheit dem Verſtande verſichtbart, verbirgt ſie wieder dem Gefühl; denn leider muß der Verſtand das Objekt des innern Sinnes erſt zerſtören, wenn er es ſich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünſtler, ſo findet auch der Philoſoph nur durch Auflöſung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunſt das Werk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erſcheinung zu haſchen, muß er ſie in die Feſſeln der Regel ſchlagen, ihren ſchönen Körper in Begriffe zerfleiſchen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geiſt aufbewahren. Iſt es ein Wunder, wenn ſich das natürliche Gefühl in einem ſolchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analyſten als ein Paradoxon erſcheint?

Laſſen Sie daher auch mir einige Nachſicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Unterſuchungen ihren Gegenſtand, indem ſie ihn dem Verſtande zu nä-

hern ſuchen, den Sinnen entrücken ſollten. Was dort von moraliſchen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erſcheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derſelben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente iſt auch ihr Weſen aufgehoben.

Zweiter Brief.

Aber ſollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verſtattet wird, nicht vielleicht einen beſſern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerkſamkeit auf dem Schauplatz der ſchönen Kunſt zu beſchäftigen? Iſt es nicht wenigſtens außer der Zeit, ſich nach einem Geſetzbuch für die äſthetiſche Welt umzuſehen, da die Angelegenheiten der moraliſchen ein ſoviel näheres Intereſſe darbieten, und der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt durch die Zeitumſtände ſo nachdrücklich aufgefordert wird, ſich mit dem Vollkommenſten aller Kunſtwerke, mit dem Bau einer wahren politiſchen Freiheit, zu beſchäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben. Man iſt eben ſo gut Zeitbürger, als man Staatsbürger iſt; und wenn es unſchicklich, ja unerlaubt gefunden wird, ſich von den Sitten und Gewohnheiten des Cirkels, in dem man lebt, auszuſchließen, warum ſollte es weniger Pflicht ſeyn, in der Wahl ſeines Wirkens dem

Bedürfniß und dem Geſchmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Dieſe Stimme ſcheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunſt auszufallen; derjenigen wenigſtens nicht, auf welche allein meine Unterſuchungen gerichtet ſeyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunſt des Ideals zu entfernen droht. Dieſe muß die Wirklichkeit verlaſſen, und ſich mit anſtändiger Kühnheit über das Bedürfniß erheben; denn die Kunſt iſt eine Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geiſter, nicht von der Nothdurft der Materie will ſie ihre Vorſchrift empfangen. Jetzt aber herrſcht das Bedürfniß, und beugt die geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch. Der Nutzen iſt das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen ſollen. Auf dieſer groben Wage hat das geiſtige Verdienſt der Kunſt kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verſchwindet ſie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbſt der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunſt verengen ſich, je mehr die Wiſſenſchaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll ſind die Blicke des Philoſophen wie des Weltmanns auf den politiſchen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schickſal der Menſchheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl

der Geſellſchaft, dieſes allgemeine Geſpräch nicht zu theilen? So nahe dieſer große Rechtshandel, ſeines Inhalts und ſeiner Folgen wegen, Jeden, der ſich Menſch nennt, angeht, ſo muß er, ſeiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbſtdenker insbeſondere intereſſiren Eine Frage, welche ſonſt nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, iſt nun, wie es ſcheint, vor dem Richterſtuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig iſt, ſich in das Centrum des Ganzen zu verſetzen, und ſein Individuum zur Gattung zu ſteigern, darf ſich als einen Beiſitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, ſo wie er als Menſch und Weltbürger zugleich Partei iſt, und näher oder entfernter in den Erfolg ſich verwickelt ſieht. Es iſt alſo nicht blos ſeine eigene Sache, die in dieſem großen Rechtshandel zur Entſcheidung kommt, es ſoll auch nach Geſetzen geſprochen werden, die er als vernünftiger Geiſt ſelbſt zu diktiren fähig und berechtigt iſt.

Wie anziehend müßte es für mich ſeyn, einen ſolchen Gegenſtand mit einem eben ſo geiſtreichen Denker als liberalen Weltbürger in Unterſuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit ſchönem Enthuſiasmus dem Wohl der Menſchheit ſich weiht, die Entſcheidung heimzuſtellen! Wie angenehm überraſchend, bei einer noch ſo großen Verſchiedenheit des Standorts und bei dem weiten Abſtand, den die Verhältniſſe in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilfreien Geiſt auf dem Felde der Ideen in dem

nämlichen Reſultat zu begegnen! Daß ich dieſer reizenden Verſuchung widerſtehe, und die Schönheit der Freiheit vorangehen laſſe, glaube ich nicht blos mit meiner Neigung entſchuldigen, ſondern durch Grundſätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß dieſe Materie weit weniger dem Bedürfniß als dem Geſchmack des Zeitalters fremd iſt, ja daß man, um jenes politiſche Problem in der Erfahrung zu löſen, durch das äſthetiſche den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit iſt, durch welche man zu der Freiheit wandert. Aber dieſer Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundſätze in Erinnerung bringe, durch welche ſich die Vernunft überhaupt bei einer politiſchen Geſetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menſchen nicht beſſer an als mit ihren übrigen Werken: ſie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht ſelbſt handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menſchen, daß er bei dem nicht ſtille ſteht, was die bloße Natur aus ihm machte, ſondern die Fähigkeit beſitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk ſeiner freien Wahl umzuſchaffen, und die phyſiſche Nothwendigkeit zu einer moraliſchen zu erheben.

Er kommt zu ſich aus einem ſinnlichen Schlummer, erkennt ſich als Menſch, blickt um ſich her, und findet ſich – in dem Staate. Der Zwang der Bedürfniſſe warf ihn hinein, ehe er in ſeiner Freiheit dieſen Stand wählen konnte; die Noth richtete denſelben nach bloßen Naturgeſetzen ein, ehe er es nach Vernunftgeſetzen konnte. Aber mit dieſem Nothſtaat, der nur aus ſeiner Naturbeſtimmung hervorgegangen, und auch nur auf dieſe berechnet war, konnte und kann er als moraliſche Perſon nicht zufrieden ſeyn — und ſchlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt alſo, mit demſelben Rechte, womit er Menſch iſt, die Herrſchaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in ſo vielen andern Stücken durch ſeine Freiheit von ihr ſcheidet, wie er, um nur Ein Beiſpiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geſchlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöſcht und durch Schönheit veredelt. So holt er, auf eine künſtliche Weiſe, in ſeiner Volljährigkeit ſeine Kindheit nach, bildet ſich einen Naturſtand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch ſeine Vernunftbeſtimmung nothwendig geſetzt iſt, leiht ſich in dieſem idealiſchen Stand einen Endzweck, den er in ſeinem wirklichen Naturſtand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von Vorn anfinge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einſicht und freiem Entſchluß mit dem Stand der Verträge vertauſchte. Wie kunſtreich und feſt auch die blinde Willkür ihr Werk gegründet

haben, wie anmaßend ſie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bei dieſer Operation, als völlig ungeſchehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte beſitzt keine Autorität, vor welcher ſich die Freiheit zu beugen brauchte, und Alles muß ſich dem höchſten Endzwecke fügen, den die Vernunft in ſeiner Perſönlichkeit aufſtellt. Auf dieſe Art entſteht und rechtfertigt ſich der Verſuch eines mündig gewordenen Volks, ſeinen Naturſtaat in einen ſittlichen umzuformen.

Dieſer Naturſtaat (wie jeder politiſche Körper heißen kann, der ſeine Einrichtung urſprünglich von Kräften, nicht von Geſetzen ableitet) widerſpricht nun zwar dem moraliſchen Menſchen, dem die bloße Geſetzmäßigkeit zum Geſetz dienen ſoll, aber er iſt doch gerade hinreichend für den phyſiſchen Menſchen, der ſich nur darum Geſetze gibt, um ſich mit Kräften abzufinden. Nun iſt aber der phyſiſche Menſch wirklich, und der ſittliche nur problematiſch. Hebt alſo die Vernunft den Naturſtaat auf, wie ſie nothwendig muß, wenn ſie den ihrigen an die Stelle ſetzen will, ſo wagt ſie den phyſiſchen und wirklichen Menſchen an den problematiſchen ſittlichen, ſo wagt ſie die Exiſtenz der Geſellſchaft an ein blos mögliches (wenn gleich moraliſch nothwendiges) Ideal von Geſellſchaft. Sie nimmt dem Menſchen etwas, das er wirklich beſitzt, und ohne welches er nichts beſitzt, und weiſt ihn dafür an etwas an, was er beſitzen könnte und ſollte; und hätte ſie zuviel auf ihn gerechnet, ſo würde ſie ihm für eine

Menſchheit, die ihm noch mangelt, und unbeſchadet ſeiner Exiſtenz mangeln kann, auch ſelbſt die Mittel zur Thierheit entriſſen haben, die doch die Bedingung ſeiner Menſchheit iſt. Ehe er Zeit gehabt hätte, ſich mit ſeinem Willen an dem Geſetze feſt zu halten, hätte ſie unter ſeinen Füßen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken alſo iſt, daß die phyſiſche Geſellſchaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moraliſche in der Idee ſich bildet, daß, um der Würde des Menſchen willen, ſeine Exiſtenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künſtler an einem Uhrwerk zu beſſern hat, ſo läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebeſſert werden, indem es ſchlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während ſeines Umſchwunges auszutauſchen. Man muß alſo für die Fortdauer der Geſellſchaft die Stütze aufſuchen, die ſie von dem Naturſtaate, den man auflöſen will, unabhängig macht.

Dieſe Stütze findet ſich nicht in dem natürlichen Charakter des Menſchen, der ſelbſtſüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerſtörung als auf Erhaltung der Geſellſchaft zielt; ſie findet ſich eben ſo wenig in ſeinem ſittlichen Charakter, der, nach der Vorausſetzung erſt gebildet werden ſoll, und auf den, weil er frei iſt, und weil er nie erſcheint, von dem Geſetzgeber nie gewirkt, und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme alſo darauf an, von

dem phyſiſchen Charakter die Willkür und von dem moraliſchen die Freiheit abzuſondern — es käme darauf an, den erſtern mit Geſetzen übereinſtimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, dieſen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrſchaft bloßer Kräfte zu der Herrſchaft der Geſetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moraliſchen Charakter an ſeiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem ſinnlichen Pfand der unſichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief.

Soviel iſt gewiß; nur das Uebergewicht eines ſolchen Charakters bei einem Volk kann eine Staatsverwaltung nach moraliſchen Principien unſchädlich machen, und auch nur ein ſolcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bei Aufſtellung eines moraliſchen Staats wird auf das Sittengeſetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freie Wille wird in das Reich der Urſachen gezogen, wo Alles mit ſtrenger Nothwendigkeit und Stetigkeit an einander hängt. Wir wiſſen aber, daß die Beſtimmungen des menſchlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bei dem abſoluten Weſen die phyſiſche Nothwendigkeit mit der moraliſchen zuſammenfällt. Wenn alſo auf das ſittliche Betragen des Menſchen wie auf natürliche Erfolge ge-

rechnet werden ſoll, ſo muß es Natur ſeyn, und er muß ſchon durch ſeine Triebe zu einem ſolchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein ſittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menſchen ſteht aber volkommen frei zwiſchen Pflicht und Neigung, und in dieſes Majeſtätsrecht ſeiner Perſon kann und darf keine phyſiſche Nöthigung greifen. Soll er alſo dieſes Vermögen der Wahl beibehalten, und nichts deſto weniger ein zuverläſſiges Glied in der Kauſalverknüpfung der Kräfte ſeyn, ſo kann dieß nur dadurch bewerkſtelligt werden, daß die Wirkungen jener beiden Triebfedern im Reich der Erſcheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bei aller Verſchiedenheit in der Form, die Materie ſeines Willens dieſelbe bleibt, daß alſo ſeine Triebe mit ſeiner Vernunft übereinſtimmend genug ſind, um zu einer univerſellen Geſetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Menſch, kann man ſagen, trägt, der Anlage und Beſtimmung nach einen reinen idealiſchen Menſchen in ſich, mit deſſen unveränderlicher Einheit in allen ſeinen Abwechslungen übereinzuſtimmen, die große Aufgabe ſeines Daſeyns iſt.*) Dieſer reine Menſch, der ſich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräſentirt

*) Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erſchienene Schrift: Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten, von meinem Freund Fichte, wo ſich eine ſehr lichtvolle und noch nie auf dieſem Wege verſuchte Ableitung dieſes Satzes findet.

durch den Staat; die objektive und gleichſam kanoniſche Form, in der ſich die Mannigfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun laſſen ſich aber zwei verſchiedene Arten denken, wie der Menſch in der Zeit mit dem Menſchen in der Idee zuſammentreffen, mithin eben ſo viele, wie der Staat in den Individuen ſich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Menſch den empiriſchen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt, oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Menſch in der Zeit zum Menſchen in der Idee ſich veredelt.

Zwar in der einſeitigen moraliſchen Schätzung fällt dieſer Unterſchied hinweg, denn die Vernunft iſt befriedigt, wenn ihr Geſetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollſtändigen anthropologiſchen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt, und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derſelbe deſto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von beiden Legislationen wird der Menſch in Anſpruch genommen. Das Geſetz der erſtern iſt ihm durch ein unbeſtechliches Bewußtſeyn, das Geſetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der ſittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen ſich behaupten kann; und eine Staatsverfaſſung wird noch ſehr unvollendet ſeyn, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stand iſt.

Der Staat ſoll nicht blos den objektiven und generiſchen, er ſoll auch den ſubjektiven und ſpecifiſchen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unſichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erſcheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechaniſche Künſtler ſeine Hand an die geſtaltloſe Maſſe legt, um ihr die Form ſeiner Zwecke zu geben, ſo trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für ſich ſelbſt keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, ſondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der ſchöne Künſtler ſeine Hand an die nämliche Maſſe legt, ſo trägt er eben ſo wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, ſie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, reſpektirt er nicht im Geringſten mehr als der mechaniſche Künſtler; aber das Auge, welches die Freiheit dieſes Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine ſcheinbare Nachgiebigkeit gegen denſelben zu täuſchen ſuchen. Ganz anders verhält es ſich mit dem pädagogiſchen und politiſchen Künſtler, der den Menſchen zugleich zu ſeinem Material und zu ſeiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen ſich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige iſt, die der ſchöne Künſtler gegen ſeine Materie vorgibt, muß der Staatskünſtler ſich der ſeinigen nahen, und nicht blos ſubjektiv und für einen täuſchenden Effekt in den Sinnen,

ſondern objektiv und für das innere Weſen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Perſönlichkeit ſchonen.

Aber eben deswegen, weil der Staat eine Organiſation ſeyn ſoll, die ſich durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt bildet, ſo kann er auch nur in ſo fern wirklich werden, als ſich die Theile zur Idee des Ganzen hinaufgeſtimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menſchheit in der Bruſt ſeiner Bürger zum Repräſentanten dient, ſo wird er gegen ſeine Bürger daſſelbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem ſie zu ſich ſelber ſtehen, und ihre ſubjektive Menſchheit auch nur in dem Grade ehren können, als ſie zur objektiven veredelt iſt. Iſt der innere Menſch mit ſich einig, ſo wird er auch bei der höchſten Univerſaliſirung ſeines Betragens ſeine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird blos der Ausleger ſeines ſchönen Inſtinkts, die deutlichere Formel ſeiner inneren Geſetzgebung ſeyn. Setzt ſich hingegen in dem Charakter eines Volks der ſubjektive Menſch dem objektiven noch ſo kontradiktoriſch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erſtern dem letztern den Sieg verſchaffen kann, ſo wird auch der Staat gegen den Bürger den ſtrengen Ernſt des Geſetzes annehmen, und, um nicht ihr Opfer zu ſeyn, eine ſo feindſelige Individualität ohne Achtung darniedertreten müſſen.

Der Menſch kann ſich aber auf eine doppelte Weiſe entgegengeſetzt ſeyn: entweder als Wilder, wenn ſeine Gefühle über ſeine Grundſätze herrſchen; oder als Barbar, wenn ſeine Grundſätze ſeine Gefühle

zerſtören. Der Wilde verachtet die Kunſt, und erkennt die Natur als ſeinen unumſchränkten Gebieter; der Barbar verſpottet und entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt er häufig genug fort, der Sklave ſeines Sklaven zu ſeyn. Der gebildete Menſch macht die Natur zu ſeinem Freund, und ehrt ihre Freiheit, indem er blos ihre Willkür zügelt.

Wenn alſo die Vernunft in die phyſiſche Geſellſchaft ihre moraliſche Einheit bringt, ſo darf ſie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moraliſchen Bau der Geſellſchaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten ſtrebt, ſo darf der moraliſchen Einheit dadurch kein Abbruch geſchehen; gleich weit von Einförmigkeit ruht die ſiegende Form. Totalität des Charakters muß alſo bei einem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig ſeyn ſoll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freiheit zu vertauſchen.

Fünfter Brief.

Iſt es dieſer Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereigniſſe zeigen? Ich richte meine Aufmerkſamkeit ſogleich auf den hervorſtechendſten Gegenſtand in dieſem weitläufigen Gemählde.

Wahr iſt es, das Anſehen der Meinung iſt gefallen, die Willkür iſt entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erſchleicht ſie doch keine Würde

mehr

mehr; der Menſch iſt aus ſeiner langen Indolenz und Selbſttäuſchung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherſtellung in ſeine unverlierbaren Rechte. Aber er fordert ſie nicht blos; jenſeits und dieſſeits ſteht er auf, ſich gewaltſam zu nehmen, was ihm nach ſeiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturſtaates wankt, ſeine mürben Fundamente weichen, und eine phyſiſche Möglichkeit ſcheint gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren, und wahre Freiheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moraliſche Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht.

In ſeinen Thaten mahlt ſich der Menſch, und welche Geſtalt iſt es, die ſich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erſchlaffung: die zwei Aeußerſten des menſchlichen Verfalls, und beide in Einem Zeitraum vereinigt.

In den niedern und zahlreichen Klaſſen ſtellen ſich uns rohe geſetzloſe Triebe dar, die ſich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfeſſeln, und mit unlenkſamer Wuth zu ihrer thieriſchen Befriedigung eilen. Es mag alſo ſeyn, daß die objektive Menſchheit Urſache gehabt hätte, ſich über den Staat zu beklagen; die ſubjektive muß ſeine Anſtalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde

der menſchlichen Natur aus den Augen ſetzte, ſo lange es noch galt, ihre Exiſtenz zu vertheidigen? daß er eilte, durch die Schwerkraft zu ſcheiden, und durch die Kohäſionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflöſung enthält ſeine Rechtfertigung. Die losgebundene Geſellſchaft, anſtatt aufwärts in das organiſche Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civiliſirten Klaſſen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die deſto mehr empört, weil die Kultur ſelbſt ihre Quelle iſt. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philoſoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in ſeiner Zerſtörung das Abſcheulichere ſey; aber man wird ſie auch im Moraliſchen wahr finden. Aus dem Natur-Sohne wird, wenn er ausſchweift, ein Raſender; aus dem Zögling der Kunſt ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verſtandes, deren ſich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen ſo wenig einen veredelnden Einfluß auf die Geſinnungen, daß ſie vielmehr die Verderbniß durch die Maximen befeſtigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moraliſchen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerſtreben, nehmen wir unſere Grundſätze von ihr an. Die affektirte Decenz unſerer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erſte Stimme, um ihr, in unſerer materialiſtiſchen Sit-

tenlehre, die entſcheidende l e t z t e einzuräumen. Mitten im Schoße der raffinirteſten Geſelligkeit hat der Egoism ſein Syſtem gegründet, und, ohne ein geſelliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Anſteckungen und alle Drangſale der Geſellſchaft. Unſer freies Urtheil unterwerfen wir ihrer deſpotiſchen Meinung, unſer Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unſern Willen ihren Verfügungen; nur unſere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbſtgenügſamkeit zieht das Herz des Weltmanns zuſammen, das in dem rohen Naturmenſchen noch oft ſympathetiſch ſchlägt, und wie aus einer brennenden Stadt ſucht Jeder nur ſein elendes Eigenthum aus der Verwüſtung zu flüchten. Nur in einer völligen Abſchwörung der Empfindſamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilſam züchtigt, läſtert mit gleich wenig Schonung das edelſte Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu ſetzen, entwickelt mit jeder Kraft, die ſie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniß; die Bande des phyſiſchen ſchnüren ſich immer beängſtigender zu, ſo daß die Furcht, zu verlieren, ſelbſt den feurigen Trieb nach Verbeſſerung erſtickt, und die Maxime des leidenden Gehorſams für die höchſte Weisheit des Lebens gilt. So ſieht man den Geiſt der Zeit zwiſchen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwiſchen Unnatur und bloßer Natur, zwiſchen Superſtition und moraliſchem Unglauben ſchwanken, und es iſt blos das

Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen ſetzt.

Sechster Brief.

Sollte ich mit dieſer Schilderung dem Zeitalter wohl zu viel gethan haben? Ich erwarte dieſen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zu viel dadurch bewieſen habe. Dieſes Gemählde, werden Sie mir ſagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menſchheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen ſind, weil alle ohne Unterſchied durch Vernünftelei von der Natur abfallen müſſen, ehe ſie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bei einiger Aufmerkſamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontraſt in Verwunderung ſetzen, der zwiſchen der heutigen Form der Menſchheit, und zwiſchen der ehemaligen, beſonders der griechiſchen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechiſche Natur nicht zu Statten kommen, die ſich mit allen Reizen der Kunſt und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unſrige, das Opfer derſelben zu ſeyn. Die Griechen beſchämen uns nicht blos durch eine Simplicität, die unſerm Zeitalter fremd iſt; ſie ſind zugleich unſere Nebenbuhler, ja oft unſere Muſter in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Natur-

widrigkeit unſerer Sitten zu tröſten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philoſophirend und bildend, zugleich zart und energiſch ſehen wir ſie die Jugend der Phantaſie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menſchheit vereinigen.

Damals bei jenem ſchönen Erwachen der Geiſteskräfte hatten die Sinne und der Geiſt noch kein ſtreng geſchiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwieſpalt ſie gereizt, mit einander feindſelig abzutheilen, und ihre Markung zu beſtimmen. Die Poeſie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation ſich noch nicht durch Spitzfindigkeit geſchändet. Beide konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauſchen, weil jedes, nur auf ſeine eigene Weiſe, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch ſtieg, ſo zog ſie doch immer die Materie liebend nach, und ſo fein und ſcharf ſie auch trennte, ſo verſtümmelte ſie doch nie. Sie zerlegte zwar die menſchliche Natur, und warf ſie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß ſie ſie in Stücken riß, ſondern dadurch, daß ſie ſie verſchiedentlich miſchte, denn die ganze Menſchheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bei uns Neuern! Auch bei uns iſt das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert auseinander geworfen — aber in Bruchſtücken, nicht in veränderten Miſchungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zuſam-

menzuleſen. Bei uns, möchte man faſt verſucht werden zu behaupten, äußern ſich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung ſo getrennt, wie der Pſychologe ſie in der Vorſtellung ſcheidet, und wir ſehen nicht blos einzelne Subjekte, ſondern ganze Klaſſen von Menſchen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächſen kaum mit matter Spur angedeutet ſind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geſchlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verſtandes, vor dem beſten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geſchloſſenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen ſich meſſen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienſer um den Preis der Menſchheit zu ſtreiten?

Woher wohl dieſes nachtheilige Verhältniß der Individuen bei allem Vortheil der Gattung? Warum qualificirte ſich der einzelne Grieche zum Repräſentanten ſeiner Zeit, und warum darf dieß der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die Alles vereinende Natur, dieſem der Alles trennende Verſtand ſeine Formen ertheilten.

Die Kultur ſelbſt war es, welche der neuern Menſchheit dieſe Wunde ſchlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das beſtimmtere Denken eine ſchärfere Scheidung der Wiſſenſchaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine ſtrengere Abſonderung der Stände und Geſchäfte noth-

wendig machte, ſo zerriß auch der innere Bund der menſchlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmoniſchen Kräfte. Der intuitive und der ſpekulative Verſtand vertheilten ſich jetzt feindlich geſinnt auf ihren verſchiedenen Feldern, deren Grenzen ſie jetzt anfingen mit Mißtrauen und Eiferſucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man ſeine Wirkſamkeit einſchränkt, hat man ſich auch in ſich ſelbſt einen Herrn gegeben, der nicht ſelten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurirende Einbildungskraft die mühſamen Pflanzungen des Verſtandes verwüſtet, verzehrt dort der Abſtraktionsgeiſt das Feuer, an dem das Herz ſich hätte wärmen, und die Phantaſie ſich entzünden ſollen.

Dieſe Zerrüttung, welche Kunſt und Gelehrſamkeit in dem innern Menſchen anfingen, machte der neue Geiſt der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organiſation der erſten Republiken die Einfalt der erſten Sitten und Verhältniſſe überlebte, aber, anſtatt zu einem höhern animaliſchen Leben zu ſteigen, ſank ſie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechiſchen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß, und, wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunſtreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zuſammenſtückelung unendlich vieler, aber lebloſer Theile ein moraliſches Leben im Ganzen ſich bildet. Auseinan-

dergeriſſen wurde jetzt der Staat und die Kirche, die Geſetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anſtrengung von der Belohnung geſchieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchſtück des Ganzen gefeſſelt, bildet ſich der Menſch ſelbſt nur als Bruchſtück aus; ewig nur das eintönige Geräuſch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie ſeines Weſens, und, anſtatt die Menſchheit in ſeiner Natur auszuprägen, wird er blos zu einem Abdruck ſeines Geſchäfts, ſeiner Wiſſenſchaft. Aber ſelbſt der karge fragmentariſche Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die ſie ſich ſelbſtthätig geben (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein ſo künſtliches und lichtſcheues Uhrwerk vertrauen?), ſondern wird ihnen mit ſcrupulöſer Strenge durch ein Formular vorgeſchrieben, in welchem man ihre freie Einſicht gebunden hält. Der todte Buchſtabe vertritt den lebendigen Verſtand, und ein geübtes Gedächtniß leitet ſicherer als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Weſen das Amt zum Maßſtab des Mannes macht, wenn es an dem einen ſeiner Bürger nur die Memorie, an einem andern den tabellariſchen Verſtand, an einem dritten nur die mechaniſche Fertigkeit ehrt; wenn es hier gleichgültig gegen den Charakter nur auf Kenntniſſe dringt, dort hingegen einem Geiſte der Ordnung und einem geſetzlichen Verhalten die größte Verfinſterung des Verſtandes zu gut hält — wenn es zugleich die einzelnen Fertigkei-

ten zu einer eben ſo groben Intenſität will getrieben wiſſen, als es dem Subjekt an Extenſität erläßt — darf es uns da nicht wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachläſſigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wiſſen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen ſeines Geſchäfts nicht zu Grenzen ſeiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geſchäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe ſeiner Kraft, und es muß ſchon kein gemeiner Kopf ſeyn, um unbeſchadet ſeines Berufs für Liebhabereien etwas übrig zu behalten. Noch dazu iſt es ſelten eine gute Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge überſteigen, oder wenn das höhere Geiſtesbedürfniß des Mannes von Genie ſeinem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eiferſüchtig iſt der Staat auf den Alleinbeſitz ſeiner Diener, daß er ſich leichter dazu entſchließen wird, (und wer kann ihm Unrecht geben?) ſeinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen?

Und ſo wird denn allmälig das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abſtrakt des Ganzen ſein dürftiges Daſeyn friſte, und ewig bleibt der Staat ſeinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, ſich die Mannigfaltigkeit ſeiner Bürger durch Klaſſifizirung zu erleichtern, und die Menſchheit nie anders als durch Repräſentation aus der zweiten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil ſie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem

er ſie mit einem bloßen Machwerk des Verſtandes vermengt; und der regierte kann nicht anders als mit Kaltſinn die Geſetze empfangen, die an ihn ſelbſt ſo wenig gerichtet ſind. Endlich überdrüſſig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate ſo wenig erleichtert wird, fällt die poſitive Geſellſchaft (wie ſchon längſt das Schickſal der meiſten europäiſchen Staaten iſt), in einen moraliſchen Naturſtand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei mehr iſt, gehaßt und hintergangen von dem, der ſie nöthig macht, und nur von dem, der ſie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menſchheit bei dieſer doppelten Gewalt, die von Innen und Außen auf ſie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als ſie wirklich nahm? Indem der ſpekulative Geiſt im Ideenreich nach unverlierbaren Beſitzungen ſtrebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geſchäftsgeiſt, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeſchloſſen und in dieſem noch mehr durch Formeln eingeengt, mußte das freie Ganze ſich aus den Augen gerückt ſehen, und zugleich mit ſeiner Sphäre verarmen. So wie erſterer verſucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die ſubjektiven Bedingungen ſeiner Vorſtellungskraft zu konſtitutiven Geſetzen für das Daſeyn der Dinge zu erheben, ſo ſtürzte letzterer in das entgegenſtrebende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem beſondern Fragment von Erfahrung zu ſchätzen, und die Regeln ſeines Geſchäfts jedem Geſchäft ohne

Unterſchied anpaſſen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andere einer pedantiſchen Beſchränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieſer zu tief für das Ganze ſtand. Aber das Nachtheilige dieſer Geiſtesrichtung ſchränkte ſich nicht blos auf das Wiſſen und Hervorbringen ein; es erſtreckte ſich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wiſſen, daß die Senſibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytiſchen Vermögens die Phantaſie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeſchränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abſtrakte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geſchäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil ſeine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis ſeines Berufs eingeſchloſſen, ſich zu fremder Vorſtellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des Zeit-Charakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur ſie vergütet. Gern will ich Ihnen eingeſtehen, daß, ſo wenig es auch den Individuen bei dieſer Zerſtückelung ihres Weſens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortſchritte machen können. Die Erſcheinung der griechiſchen Menſchheit

war unſtreitig ein Maximum, das auf dieſer Stufe weder verharren noch höher ſteigen konnte. Nicht verharren, weil der Verſtand durch den Vorrath, den er ſchon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte, ſich von der Empfindung und Anſchauung abzuſondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu ſtreben; auch nicht höher ſteigen, weil nur ein beſtimmter Grad von Klarheit mit einer beſtimmten Fülle und Wärme zuſammen beſtehen kann. Die Griechen hatten dieſen Grad erreicht, und wenn ſie zu einer höhern Ausbildung fortſchreiten wollten, ſo mußten ſie, wie wir, die Totalität ihres Weſens aufgeben, und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannigfaltigen Anlagen im Menſchen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als ſie einander entgegen zu ſetzen. Dieſer Antagonism der Kräfte iſt das große Inſtrument der Kultur, aber auch nur das Inſtrument; denn ſo lange derſelbe dauert, iſt man erſt auf dem Wege zu dieſer. Dadurch allein, daß in dem Menſchen einzelne Kräfte ſich iſoliren, und einer ausſchließenden Geſetzgebung anmaßen, gerathen ſie in Widerſtreit mit der Wahrheit der Dinge, und nöthigen den Gemeinſinn, der ſonſt mit träger Genügſamkeit auf der äußern Erſcheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu dringen. Indem der reine Verſtand eine Autorität in der Sinnenwelt uſurpirt, und der empiriſche beſchäftigt iſt, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beide Anlagen ſich zu möglichſter Reife aus, und erſchöpfen den ganzen

Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkür die Weltordnung aufzulöſen wagt, nöthigt ſie dort die Vernunft zu den oberſten Quellen der Erkenntniß zu ſteigen, und das Geſetz der Nothwendigkeit gegen ſie zu Hülfe zu rufen.

Einſeitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unſers Geiſtes in Einem Brennpunkt verſammeln, und unſer ganzes Weſen in eine einzige Kraft zuſammenziehen, ſetzen wir dieſer einzelnen Kraft gleichſam Flügel an, und führen ſie künſtlicherweiſe weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr geſetzt zu haben ſcheint. So gewiß es iſt, daß alle menſchlichen Individuen zuſammen genommen mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen ſeyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuſpähen, den der Teleſkop dem Aſtronomen entdeckt; eben ſo ausgemacht iſt es, daß die menſchliche Denkkraft niemals eine Analyſis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgeſtellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjekten die Vernunft ſich vereinzelt, von allem Stoff gleichſam losgewunden, und durch die angeſtrengteſte Abſtraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein ſolcher, in reinen Verſtand und reine Anſchauung gleichſam aufgelöſter Geiſt dazu tüchtig ſeyn, die ſtrengen Feſſeln der Logik mit dem freien Gange der Dichtungskraft

zu vertauſchen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuſchem Sinn zu ergreifen? Hier ſetzt die Natur auch dem Univerſalgenie eine Grenze, die es nicht überſchreiten kann, und die Wahrheit wird ſo lange Märtyrer machen, als die Philoſophie noch ihr vornehmſtes Geſchäft daraus machen muß, Anſtalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wie viel alſo auch für das Ganze der Welt durch dieſe getrennte Ausbildung der menſchlichen Kräfte gewonnen werden mag, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Individuen, welche ſie trifft, unter dem Fluch dieſes Weltzweckes leiden. Durch gymnaſtiſche Uebungen bilden ſich zwar athletiſche Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben ſo kann die Anſpannung einzelner Geiſteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derſelben glückliche und vollkommene Menſchen erzeugen. Und in welchem Verhältniß ſtänden wir alſo zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menſchlichen Natur ein ſolches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menſchheit geweſen, wir hätten einige Jahrtauſende lang die Sklavenarbeit für ſie getrieben, und unſerer verſtümmelten Natur die beſchämenden Spuren dieſer Dienſtbarkeit eingedrückt — damit das ſpätere Geſchlecht, in einem ſeligen Müßiggange, ſeiner moraliſchen Geſundheit warten, und den freien Wuchs ſeiner Menſchheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Menſch dazu beſtimmt ſeyn,

über irgend einem Zwecke ſich ſelbſt zu verſäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorſchreibt? Es muß alſo falſch ſeyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder, wenn auch das Geſetz der Natur noch ſo ſehr dahinſtrebte, ſo muß es bei uns ſtehen, dieſe Totalität in unſerer Natur, welche die Kunſt zerſtört hat, durch eine höhere Kunſt wieder herzuſtellen.

Siebenter Brief.

Sollte dieſe Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten ſeyn? Das iſt nicht möglich, denn der Staat, wie er jetzt beſchaffen iſt, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee ſich aufgibt, anſtatt dieſe beſſere Menſchheit begründen zu können, müßte ſelbſt erſt darauf gegründet werden. Und ſo hätten mich denn die bisherigen Unterſuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem ſie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt, uns diejenige Form der Menſchheit aufzuweiſen, welche als nothwendige Bedingung einer moraliſchen Staatsverbeſſerung erkannt worden iſt, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind alſo die von mir aufgeſtellten Grundſätze richtig, und beſtätigt die Erfahrung mein Gemählde der Gegenwart, ſo muß man jeden Verſuch einer ſolchen Staatsveränderung ſo lange für unzeitig und jede darauf ge-

gründete Hoffnung ſo lange für chimäriſch erklären, bis die Trennung in dem innern Menſchen wieder aufgehoben, und ſeine Natur vollſtändig genug entwickelt iſt; um ſelbſt die Künſtlerinn zu ſeyn, und der politiſchen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu ver bürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer phyſiſchen Schöpfung den Weg vor, den man in der moraliſchen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementariſcher Kräfte in den niedrigern Organiſationen beſänftiget iſt, erhebt ſie ſich zu der edeln Bildung des phyſiſchen Menſchen. Ebenſo muß der Elementenſtreit in dem ethiſchen Menſchen, der Konflikt blinder Triebe, fürs Erſte beruhigt ſeyn, und die grobe Entgegenſetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannigfaltigkeit zu begünſtigen. Auf der andern Seite muß die Selbſtſtändigkeit ſeines Charakters geſichert ſeyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde deſpotiſche Formen einer anſtändigen Freiheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannigfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmenſch ſeine Willkür noch ſo geſetzlos mißbraucht, da darf man ihm ſeine Freiheit kaum zeigen; wo der künſtliche Menſch ſeine Freiheit noch ſo wenig gebraucht, da darf man ihm ſeine Willkür nicht nehmen. Das Geſchenk liberaler Grundſätze wird Verrätherei an dem Ganzen, wenn es ſich zu einer noch gährenden Kraft geſellt, und einer ſchon übermächtigen Natur Verſtärkung zuſendet; das Geſetz der Ueber-

einſtimmung wird Tyrannei gegen das Individuum, wenn es ſich mit einer ſchon herrſchenden Schwäche und phyſiſchen Beſchränkung verknüpft, und ſo den letzten glimmenden Funken von Selbſtthätigkeit und Eigenthum auslöſcht.

Der Charakter der Zeit muß ſich alſo von ſeiner tiefen Entwürdigung erſt aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur ſich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdeſſen gebe ich gerne zu, kann mancher Verſuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebeſſert ſeyn, und der Widerſpruch des Betragens wird ſtets gegen die Einheit der Maximen beweiſen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menſchheit ehren, und in Europa ſie in dem Denker ſchänden. Die alten Grundſätze werden bleiben, aber ſie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche ſonſt die Kirche autoriſirte, wird die Philoſophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erſchreckt, die in ihrem erſten Verſuchen ſich immer als Feindinn ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen, und hier, von einer pedantiſchen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, die Inſurrektion auf die Würde derſelben berufen, bis endlich die große Beherrſcherinn aller menſchlichen Dinge, die blinde

Stärke dazwiſchen tritt, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Fauſtkampf entſcheidet.

Achter Brief.

Soll ſich alſo die Philoſophie, muthlos und ohne Hoffnung, aus dieſem Gebiete zurückziehen? Während daß ſich die Herrſchaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, ſoll dieſes wichtigſte aller Güter dem geſtaltloſen Zufall Preis gegeben ſeyn? Der Konflikt blinder Kräfte ſoll in der politiſchen Welt ewig dauern, und das geſellige Geſetz nie über die feindſelige Selbſtſucht ſiegen?

Nichts weniger! Die Vernunft ſelbſt wird zwar mit dieſer rauhen Macht, die ihren Waffen widerſteht, unmittelbar den Kampf nicht verſuchen, und ſo wenig als der Sohn des Saturns in der Ilias ſelbſthandelnd auf den finſtern Schauplatz herunterſteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt ſie ſich den würdigſten aus, bekleidet ihn wie Zeus ſeinen Enkel mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch ſeine ſiegende Kraft die große Entſcheidung.

Die Vernunft hat geleiſtet, was ſie leiſten kann, wenn ſie das Geſetz findet und aufſtellt; vollſtrecken muß es der muthige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten ſoll, ſo muß ſie ſelbſt erſt zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erſchei-

nungen einen Trieb aufſtellen; denn Triebe ſind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat ſie bis jetzt ihre ſiegende Kraft noch ſo wenig bewieſen, ſo liegt dieß nicht an dem Verſtande, der ſich nicht zu entſchleiern wußte, ſondern an dem Herzen, das ſich ihr verſchloß, und an dem Triebe, der nicht für ſie handelte.

Denn woher dieſe noch ſo allgemeine Herrſchaft der Vorurtheile und dieſe Verfinſterung der Köpfe bei allem Licht, das Philoſophie und Erfahrung aufſteckten? Das Zeitalter iſt aufgeklärt, das heißt, die Kenntniſſe ſind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigſtens unſere praktiſchen Grundſätze zu berichtigen. Der Geiſt der freien Unterſuchung hat die Wahnbegriffe zerſtreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat ſich von den Täuſchungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophiſtik gereinigt, und die Philoſophie ſelbſt, welche uns zuerſt von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schooß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren ſind?

Es muß alſo, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menſchen etwas vorhanden ſeyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn ſie noch ſo hell leuchtete, und der Annahme derſelben, auch wenn ſie noch ſo lebendig überzeugte, im Wege ſteht.

Ein alter Weiſer hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck verſteckt: sapere aude. Erkühne dich, weiſe zu ſeyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen ſetzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythus die Göttinn der Weisheit in voller Rüſtung aus Jupiters Haupte ſteigen; denn ſchon ihre erſte Verrichtung iſt kriegeriſch. Schon in der Geburt hat ſie einen harten Kampf mit den Sinnen zu beſtehen, die aus ihrer ſüßen Ruhe nicht geriſſen ſeyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menſchen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu ſehr ermüdet und abgeſpannt, als daß er ſich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen ſollte. Zufrieden, wenn er ſelbſt der ſauern Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über ſeine Begriffe die Vormundſchaft führen, und geſchieht es, daß ſich höhere Bedürfniſſe in ihm regen, ſo ergreift er mit durſtigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Prieſterthum für dieſen Fall in Bereitſchaft halten. Wenn dieſe unglücklichen Menſchen unſer Mitleiden verdienen, ſo trifft unſere gerechte Verachtung die Andern, die ein beſſeres Loos von dem Joch der Bedürfniſſe frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Dieſe ziehen den Dämmerſchein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt, und die Phantaſie ſich nach eignem Belieben bequeme Geſtalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das ange=

nehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben dieſe Täuſchungen, die das feindſelige Licht der Erkenntniß zerſtreuen ſoll, haben ſie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und ſie ſollten eine Wahrheit ſo theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen Alles zu nehmen, was Werth für ſie beſitzt. Sie müßten ſchon weiſe ſeyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige ſchon fühlte, der der Philoſophie ihren Namen gab.

Nicht genug alſo, daß alle Aufklärung des Verſtandes nur in ſo fern Achtung verdient, als ſie auf den Charakter zurückfließt; ſie geht auch gewiſſermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens iſt alſo das dringendere Bedürfniß der Zeit, nicht blos weil ſie ein Mittel wird, die verbeſſerte Einſicht für das Leben wirkſam zu machen, ſondern ſelbſt darum, weil ſie zur Verbeſſerung der Einſicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber iſt hier nicht vielleicht ein Cirkel? Die theoretiſche Kultur ſoll die praktiſche herbeiführen und die praktiſche doch die Bedingung der theoretiſchen ſeyn? Alle Verbeſſerung im Politiſchen ſoll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann ſich unter den Einflüſſen einer barbariſchen Staatsverfaſſung der Charakter veredeln? Man müßte alſo zu dieſem Zwecke

ein Werkzeug aufſuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die ſich bei aller politiſchen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingeſtrebt haben. Dieſes Werkzeug iſt die ſchöne Kunſt, dieſe Quellen öffnen ſich in ihren unſterblichen Muſtern.

Von Allem, was poſitiv iſt, und was menſchliche Konventionen einführten, iſt die Kunſt wie die Wiſſenſchaft losgeſprochen, und beide erfreuen ſich einer abſoluten Immunität von der Willkür der Menſchen. Der politiſche Geſetzgeber kann ihr Gebiet ſperren, aber darin herrſchen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit beſteht; er kann den Künſtler erniedrigen, aber die Kunſt kann er nicht verfälſchen. Zwar iſt nichts gewöhnlicher, als daß beide, Wiſſenſchaft und Kunſt, dem Geiſt des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geſchmack von dem beurtheilenden das Geſetz empfängt. Wo der Charakter ſtraff wird und ſich verhärtet, da ſehen wir die Wiſſenſchaft ſtreng ihre Grenzen bewachen, und die Kunſt in den ſchweren Feſſeln der Regel gehen; wo der Charakter erſchlafft und ſich auflöst, da wird die Wiſſenſchaft zu gefallen und die Kunſt zu vergnügen ſtreben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen ſich die Philoſophen wie die Künſtler geſchäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menſchheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigener unzerſtörbarer Lebenskraft ringen ſich dieſe ſiegend empor.

Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters, und laſſe ihn unter fernem griechiſchem Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenſeits aller Zeit, von der abſoluten unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Verderbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat, aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Der Römer des erſten Jahrhunderts hatte längſt ſchon die Knie vor ſeinen Kaiſern gebeugt, als die Bildſäulen noch aufrecht ſtanden; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beſchämte der edle Styl des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in

der Täuſchung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden. So wie die edle Kunſt die edle Natur überlebte, ſo ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht in die Tiefen der Herzen ſendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menſchheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt ſich aber der Künſtler vor den Verderbniſſen ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eitlen Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieſes präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Thaten, präge er aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen, und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht Jedem, dem dieſes Ideal in der Seele glüht, wurde die ſchöpferiſche Ruhe und der große ge-

duldige Sinn verliehen, es in den verſchwiegenen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugießen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungeſtüm, um durch dieſes ruhige Mittel zu wandern, ſtürzt ſich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formloſen Stoff der moraliſchen Welt umzubilden. Dringend ſpricht das Unglück ſeiner Gattung zu dem fühlenden Menſchen, dringender ihre Entwürdigung; der Enthuſiasmus entflammt ſich, und das glühende Verlangen ſtrebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er ſich auch, ob dieſe Unordnungen in der moraliſchen Welt ſeine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr ſeine Selbſtliebe ſchmerzen? Weiß er es noch nicht, ſo wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf beſtimmte und beſchleunigte Wirkungen dringt. Der reine moraliſche Trieb iſt aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſobald ſie ſich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg iſt zurückgelegt, ſobald er eingeſchlagen iſt.

Gib alſo, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wiſſen will, wie er dem edlen Trieb in ſeiner Bruſt, bei allem Widerſtande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus

der Zeit die Entwickelung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelſt. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es iſt ſchon gefallen, ſobald du gewiß biſt, daß es ſich neigt; aber in dem innern, nicht blos in dem äußerern Menſchen muß es ſich neigen. In der ſchamhaften Stille deines Gemüths erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht blos der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du eines idealiſchen Gefolges in deinem Herzen verſichert biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Reſignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Durch den ſtandhaften Muth, mit dem du ihr Glück verſchmäheſt, wirſt du ihnen beweiſen, daß nicht deine Feigheit ſich ihren Leiden unterwirft. Denke ſie dir, wie ſie ſeyn ſollten, wenn du auf ſie zu wirken haſt, aber denke ſie dir, wie ſie ſind, wenn du für ſie zu handeln verſucht wirſt. Ihren Beifall

ſuche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, ſo wird dein eigner Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch; ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier mußt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgib ſie mit edeln, mit großen, mit geiſtreichen Formen, ſchließe ſie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunſt die Natur überwindet.

Zehnter Brief.

Sie ſind alſo mit mir darin einig, und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß ſich der Menſch auf zwei entgegengeſetzten Wegen von ſeiner Beſtimmung entfernen könne, daß unſer Zeitalter wirklich auf beiden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erſchlaffung und Verkehrtheit, zum Raube geworden ſey. Von dieſer doppelten Verwirrung ſoll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die ſchöne Kultur beiden entgegenge-

ſetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwei wider=ſprechende Eigenſchaften in ſich vereinigen? Kann ſie in dem Wilden die Natur in Feſſeln legen, und in dem Barbaren dieſelbe in Freiheit ſetzen? Kann ſie zugleich anſpannen und auflöſen — und wenn ſie nicht wirklich Beides leiſtet, wie kann ein ſo großer Effekt, als die Ausbildung der Menſchheit iſt, vernünftigerweiſe von ihr erwartet werden?

Zwar hat man ſchon zum Ueberdruß die Behaup=tung hören müſſen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, ſo daß es hiezu kei=nes neuen Beweiſes mehr zu bedürfen ſcheint. Man ſtützt ſich auf die alltägliche Erfahrung, welche faſt durch=gängig mit einem gebildeten Geſchmacke Klarheit des Verſtandes, Regſamkeit des Gefühls, Liberalität und ſelbſt Würde des Betragens, mit einem ungebilde=ten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft ſich zuverſichtlich genug auf das Beiſpiel der geſittetſten aller Nationen des Alterthums, bei wel=cher das Schönheitsgefühl zugleich ſeine höchſte Ent=wickelung erreichte, und auf das entgegengeſetzte Bei=ſpiel jener theils wilden, theils barbariſchen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch auſteren Charakter büßen. Nichts deſto weniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, ent=weder das Factum zu läugnen, oder doch die Recht=mäßigkeit der daraus gezogenen Schlüſſe zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz ſo ſchlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht,

und nicht ganz ſo vortheilhaft von dieſer Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die ſchöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deswegen ſehr geneigt waren, den Künſten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von denjenigen rede ich, die blos darum die Grazien ſchmähen, weil ſie nie ihre Gunſt erfuhren. Sie, die keinen andern Maßſtab des Werthes kennen als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie ſollten ſie fähig ſeyn, die ſtille Arbeit des Geſchmacks an dem äußern und innern Menſchen zu würdigen und über den zufälligen Nachtheilen der ſchönen Kultur nicht ihre weſentlichen Vortheile aus den Augen ſetzen? Der Menſch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Beſtechung, alle Feinheit im Umgange als Verſtellung, alle Delikateſſe und Großheit im Betragen als Ueberſpannung und Affektation. Er kann es dem Günſtling der Grazien nicht vergeben, daß er als Geſellſchafter alle Cirkel aufheitert, als Geſchäftsmann alle Köpfe nach ſeinen Abſichten lenkt, als Schriftſteller ſeinem ganzen Jahrhundert vielleicht ſeinen Geiſt aufdrückt; während daß Er das Schlachtopfer des Fleißes, mit all ſeinem Wiſſen keine Aufmerkſamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das geniale Geheimniß, angenehm zu ſeyn, niemals abzulernen vermag, ſo bleibt ihm nichts Anderes übrig, als die Ver-

kehrtheit der menſchlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Weſen huldigt.

Aber es gibt achtungswürdige Stimmen, die ſich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären, und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüſtet ſind. „Es iſt nicht zu läugnen,“ ſagen ſie, „die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerſpricht ihrem Weſen nicht, in ſchlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre ſeelenfeſſelnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deswegen, weil der Geſchmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, ſo gibt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachläſſigen, und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterſchied der Dinge verliert ſich, und es iſt blos die Erſcheinung, die ihren Werth beſtimmt. Wie viele Menſchen von Fähigkeit, fahren ſie fort, werden nicht durch die verführeriſche Macht des Schönen von einer ernſten und anſtrengenden Wirkſamkeit abgezogen, oder wenigſtens verleitet, ſie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher ſchwache Verſtand wird blos deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantaſie der Poeten beliebte, eine Welt aufzuſtellen, worin Alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen bindet, keine Kunſt die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenſchaften nicht erlernt, ſeitdem ſie in den Gemählden

der Dichter mit den glänzendſten Farben prangen, und im Kampf mit Geſetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Geſellſchaft dabei gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgang Geſetze gibt, den ſonſt die Wahrheit regierte, und daß der äußere Eindruck die Achtung entſcheidet, die nur an das Verdienſt gefeſſelt ſeyn ſollte. Es iſt wahr, man ſieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effekt in der Erſcheinung machen, und einen Werth in der Geſellſchaft verleihen, dafür aber auch alle Ausſchweifungen herrſchen, und alle Laſter im Schwange gehen, die ſich mit einer ſchönen Hülle vertragen.“ In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geſchichte, wo die Künſte blühen und der Geſchmack regiert, die Menſchheit geſunken findet, und auch nicht ein einziges Beiſpiel aufweiſen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit äſthetiſcher Kultur bei einem Volke mit politiſcher Freiheit, und bürgerlicher Tugend, daß ſchöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit deſſelben Hand in Hand gegangen wäre.

So lange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Geſetze ihrer Verfaſſung zur Grundlage diente, war der Geſchmack noch unreif, die Kunſt noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrſchte. Zwar hatte die Dichtkunſt ſchon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir

wiſſen, das es am nächſten an die Wildheit grenzt, und ein Licht iſt, das gern aus der Finſterniß ſchimmert; welches alſo vielmehr gegen den Geſchmack ſeines Zeitalters, als für denſelben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldene Alter der Künſte herbeikam, und die Herrſchaft des Geſchmacks ſich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, die Beredſamkeit verfälſchte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wiſſen wir, mußten erſt in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erſchöpfen und, durch morgenländiſche Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynaſten ſich beugen, ehe wir die griechiſche Kunſt über die Rigidität des Charakters triumphiren ſehen. Aber den Arabern ging die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegeriſchen Geiſtes unter dem Scepter der Abbaſiden erſchlafft war. In dem neuern Italien zeigte ſich die ſchöne Kunſt nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerriſſen war, Florenz ſich den Medicäern unterworfen und der Geiſt der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es iſt beinahe überflüſſig, noch an das Beiſpiel der neueren Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demſelben Verhältniß zunahm, als ihre Selbſtſtändigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unſere Augen richten, da

finden wir, daß Geſchmack und Freiheit einander fliehen, und daß die Schönheit nur auf den Untergang heroiſcher Tugenden ihre Herrſchaft gründet.

Und doch iſt gerade dieſe Energie des Charakters, mit welcher die äſthetiſche Kultur gewöhnlich erkauft wird, die wirkſamſte Feder alles Großen und Treflichen im Menſchen, deren Mangel kein anderer, wenn auch noch ſo großer, Vorzug erſetzen kann. Hält man ſich alſo einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, ſo kann man in der That nicht ſehr aufgemuntert ſeyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menſchen ſo gefährlich ſind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte, die ſchmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als ſich bei allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erſchlaffenden Wirkungen überliefert ſehen. Aber vielleicht iſt die Erfahrung der Richterſtuhl nicht, vor welchem ſich eine Frage wie dieſe ausmachen läßt, und ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erſt außer Zweifel geſetzt ſeyn, daß es dieſelbe Schönheit iſt, von der wir reden, und gegen welche jene Beiſpiele zeugen. Dieß ſcheint aber einen Begriff der Schönheit vorauszuſetzen, der eine andere Quelle hat als die Erfahrung; weil durch denſelben erkannt werden ſoll, ob das, was in der Erfahrung ſchön heißt, mit Recht dieſen Namen führe.

Dieſer reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein ſolcher ſich aufzeigen ließe, müßte alſo —

weil es aus keinem wirklichen Falle geſchöpft werden kann, vielmehr unſer Urtheil über jeden wirklichen Fall erſt berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abſtraktion geſucht, und ſchon aus der Möglichkeit der ſinnlichvernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: die Schönheit müßte ſich als eine nothwendige Bedingung der Menſchheit aufzeigen laſſen. Zu dem reinen Begriff der Menſchheit müſſen wir alſo uns nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zuſtände einzelner Menſchen, aber niemals die Menſchheit zeigt, ſo müſſen wir aus dieſen ihren individuellen und wandelbaren Erſcheinungsarten das Abſolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daſeyns zu bemächtigen ſuchen. Zwar wird uns dieſer transcendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erſcheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen, und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir ſtreben ja nach einem feſten Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erſchüttern ſoll, und wer ſich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

Eilfter Brief.

Wenn die Abſtraktion ſo hoch, als ſie immer kann, hinaufſteigt, ſo gelangt ſie zu zwei letzten Begriffen, bei denen ſie ſtilleſtehen und ihre Grenzen bekennen muß. Sie unterſcheidet in dem Menſchen etwas, das bleibt, und et-

was, das ſich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt ſie ſeine Perſon, das Wechſelnde ſeinen Zuſtand.

Perſon und Zuſtand — das Selbſt und ſeine Beſtimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Weſen als Eins und Daſſelbe denken, ſind ewig Zwei in dem endlichen. Bei aller Beharrung der Perſon wechſelt der Zuſtand, bei allem Wechſel des Zuſtands beharret die Perſon. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affekt zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinſtimmung zum Widerſpruch, aber wir ſind doch immer, und was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem abſoluten Subjekt allein beharren mit der Perſönlichkeit auch alle ihre Beſtimmungen, weil ſie aus der Perſönlichkeit fließen. Alles, was die Gottheit iſt, iſt ſie deswegen, weil ſie iſt; ſie iſt folglich Alles auf ewig, weil ſie ewig iſt.

Da in dem Menſchen, als endlichem Weſen, Perſon und Zuſtand verſchieden ſind, ſo kann ſich weder der Zuſtand auf die Perſon, noch die Perſon auf den Zuſtand gründen. Wäre das Letztere, ſo müßte die Perſon ſich verändern; wäre das Erſtere, ſo müßte der Zuſtand beharren; alſo in jedem Falle entweder die Perſönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, ſind wir; nicht weil wir ſind, denken, wollen, empfinden wir. Wir ſind, weil wir ſind; wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas Anderes iſt.

Die Perſon alſo muß ihr eigener Grund ſeyn,

denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen; und ſo hätten wir denn fürs Erſte die Idee des abſoluten, in ſich ſelbſt gegründeten Seyns, d. i. die Freiheit. Der Zuſtand muß einen Grund haben: er muß, da er nicht durch die Perſon, alſo nicht abſolut iſt, erfolgen; und ſo hätten wir fürs Zweite die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit iſt die Bedingung alles Werdens, iſt ein identiſcher Satz, denn er ſagt nicht anders, als: die Folge iſt die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Perſon, die ſich in dem ewig beharrenden Ich und nur in dieſem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechſel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß ſich verändern, wenn Veränderung ſeyn ſoll; dieſes Etwas kann alſo nicht ſelbſt ſchon Veränderung ſeyn. Indem wir ſagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieſer Verwandlung, und leihen ihr gleichſam eine Perſon, an der ſich jene beiden Zuſtände offenbaren. Daß der Menſch erſt wird, iſt kein Einwurf, denn der Menſch iſt nicht blos Perſon überhaupt, ſondern Perſon, die ſich in einem beſtimmten Zuſtand befindet. Aller Zuſtand aber, alles beſtimmte Daſeyn entſteht in der Zeit, und ſo muß alſo der Menſch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig iſt. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein beſtimmtes Weſen ſeyn; ſeine Perſönlich-

keit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That exiſtiren. Nur durch die Folge ſeiner Vorſtellungen wird das beharrliche Ich ſich ſelbſt zur Erſcheinung.

Die Materie der Thätigkeit alſo oder die Realität, welche die höchſte Intelligenz aus ſich ſelber ſchöpft, muß der Menſch erſt empfangen, und zwar empfängt er dieſelbe als etwas außer ihm Befindliches im Raume, und als etwas in ihm Wechſelndes in der Zeit auf dem Wege der Wahrnehmung. Dieſen in ihm wechſelnden Stoff begleitet ſein niemals wechſelndes Ich — und in allem Wechſel beſtändig Er ſelbſt zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede ſeiner Erſcheinungsarten in der Zeit zum Geſetz für alle Zeiten zu machen, iſt die Vorſchrift, die durch ſeine vernünftige Natur ihm gegeben iſt. Nur indem er ſich verändert, exiſtirt er; nur indem er unveränderlich bleibt, exiſtirt er. Der Menſch, vorgeſtellt in ſeiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieſelbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Weſen, eine Gottheit nicht werden kann, ſo muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichſte Merkmal der Gottheit, abſolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und abſolute Einheit des Erſcheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen), zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Menſch unwiderſprechlich in ſeiner Perſönlichkeit in ſich; der Weg zu der Gottheit, wenn

man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, iſt ihm aufgethan in den Sinnen.

Seine Perſönlichkeit, für ſich allein und unabhängig von allem ſinnlichen Stoffe betrachtet, iſt blos die Anlage zu einer möglichen, unendlichen Aeußerung; und ſo lange er nicht anſchaut und nicht empfindet, iſt er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit für ſich allein und abgeſondert von aller Selbſtthätigkeit des Geiſtes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß ſie ihn, der ohne ſie blos Form iſt, zur Materie macht, aber keineswegs, daß ſie die Materie mit ihm vereinigt. So lange er blos empfindet, blos begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, iſt er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter dieſem Namen blos den formloſen Inhalt der Zeit verſtehen. Seine Sinnlichkeit iſt es zwar allein, die ſein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur ſeine Perſönlichkeit iſt es, die ſein Wirken zu dem ſeinigen macht. Um alſo nicht blos Welt zu ſeyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht blos Form zu ſeyn, muß er der Anlage, die er in ſich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erſchafft, und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit ſeines Ichs die Mannigfaltigkeit der Welt gegenüberſtellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechſel behauptet, und die Mannigfaltigkeit der Welt der Einheit ſeines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fließen nun zwei entgegengeſetzte Anfor-

derungen an den Menſchen, die zwei Fundamental-Geſetze der ſinnlich vernünftigen Natur. Das erſte dringt auf abſolute Realität: er ſoll Alles zur Welt machen, was blos Form iſt, und alle ſeine Anlagen zur Erſcheinung bringen: das zweite dringt auf abſolute Formalität: er ſoll Alles in ſich vertilgen, was blos Welt iſt, und Uebereinſtimmung in alle ſeine Veränderungeu bringen; mit andern Worten: er ſoll alles Innere veräußern und alles Aeußere formen. Beide Aufgaben, in ihrer höchſten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurück, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieſer doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen, und das Wirkliche außer uns dem Geſetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengeſetzte Kräfte gedrungen, die man, weil ſie uns antreiben, ihr Objekt zn verwirklichen, ganz ſchicklich Triebe nennt. Der erſte dieſer Triebe, den ich den ſinnlichen nennen will, geht aus von dem phyſiſchen Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner ſinnlichen Natur, und iſt beſchäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu ſetzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu ſchon eine freie Thätigkeit der Perſon gehört, welche die Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterſcheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Rea-

lität, die die Zeit erfüllt; mithin fordert dieſer Trieb, daß Veränderung ſey, daß die Zeit einen Inhalt habe. Dieſer Zuſtand der blos erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er iſt es allein, durch den ſich das phyſiſche Daſeyn verkündigt.

Da Alles, was in der Zeit iſt, nacheinander iſt, ſo wird dadurch, daß Etwas iſt, alles Andere ausgeſchloſſen. Indem man auf einem Inſtrument einen Ton greift, iſt unter allen Tönen, die es möglicherweiſe angeben kann, nur dieſe einzige wirklich; indem der Menſch das Gegenwärtige empfindet, iſt die ganze unendliche Möglichkeit ſeiner Beſtimmungen auf dieſe einzige Art des Daſeyns beſchränkt. Wo alſo dieſer Trieb ausſchließend wirkt, da iſt nothwendig die höchſte Begrenzung vorhanden; der Menſch iſt in dieſem Zuſtande nichts als eine Größen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder vielmehr, Er iſt nicht, denn ſeine Perſönlichkeit iſt ſo lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrſcht, und die Zeit mit ſich fortreißt.*)

*) Die Sprache hat für dieſen Zuſtand der Selbſtloſigkeit unter der Herrſchaft der Empfindung den ſehr treffenden Ausdruck: außer ſich ſeyn, das heißt außer ſeinem Ich ſeyn. Obgleich dieſe Redensart nur da ſtatt findet, wo die Empfindung zum Affekt, und dieſer Zuſtand durch ſeine längere Dauer mehr bemerkbar wird, ſo iſt doch Jeder außer ſich, ſo lange er nur empfindet. Von dieſem Zuſtande zur Beſonnenheit zurückkehren, nennt man eben ſo richtig: in ſich gehen, das heißt, in ſein Ich zurückkehren, ſeine Perſon wieder herſtellen. Von einem, der in Ohnmacht liegt, ſagt man

So weit der Menſch endlich iſt, erſtreckt ſich das Gebiet dieſes Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles Abſolute nur durch das Medium der Schranken erſcheint, ſo iſt es freilich der ſinnliche Trieb, an dem zuletzt die ganze Erſcheinung der Menſchheit befeſtigt iſt. Aber, obgleich er allein die Anlagen der Menſchheit weckt und entfaltet, ſo iſt er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden feſſelt er den höher ſtrebenden Geiſt an die Sinnenwelt, und von ihrer freieſten Wanderung ins Unendliche ruft er die Abſtraktion in die Grenzen der Gegenwart zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein feſter Wille ſetzt ſich ſeinen Forderungen ſieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daſeyns, auf einen Inhalt unſerer Erkenntniſſe, und auf einen Zweck unſeres Handelns zu dringen.

Der zweite jener Triebe, den man den *Formtrieb* nennen kann, geht aus von dem abſoluten Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner vernünftigen Natur, und iſt beſtrebt, ihn in Freiheit zu ſetzen, Harmonie in die Verſchiedenheit ſeines Erſcheinens zu bringen, und bei allem Wechſel des Zuſtandes ſeine Perſon zu be-

---

nicht: er iſt außer ſich, ſondern: *er iſt von ſich*, d. h. er iſt ſeinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demſelben iſt. Daher iſt derjenige, der aus einer Ohnmacht zurückkehrte, blos *bei* ſich, welches ſehr gut mit dem Außerſichſeyn beſtehen kann.

haupten. Da nun die letztere als abſolute und untheilbare Einheit mit ſich ſelbſt nie im Widerſpruch ſeyn kann, da wir in alle Ewigkeit wir ſind, ſo kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Perſönlichkeit dringt, nie etwas Anderes fordern, als was er in alle Ewigkeit fordern muß; er entſcheidet alſo für immer, wie er für jetzt entſcheidet, und gebietet für jetzt, was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das iſt ſoviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf; er will, daß das Wirkliche nothwendig und ewig, und daß das Ewige und Nothwendige wirklich ſey; mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der erſte nur Fälle macht, ſo gibt der andere Geſetze; Geſetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntniſſe, Geſetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es ſey nun, daß wir einen Gegenſtand erkennen, daß wir einem Zuſtande unſers Subjekts objektive Gültigkeit beilegen, oder daß wir aus Erkenntniſſen handeln, daß wir das Objektive zum Beſtimmungsgrund unſers Zuſtandes machen — in beiden Fällen reißen wir dieſen Zuſtand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und geſtehen ihm Realität für alle Menſchen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit, zu. Das Gefühl kann blos ſagen: das iſt wahr für dieſes Subjekt und in dieſem Moment, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Ausſage der gegenwärtigen Empfindung zurücknimmt. Aber wenn der

Gedanke einmal ausſpricht: das iſt, ſo entſcheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit ſeines Anſpruchs iſt durch die Perſönlichkeit ſelbſt verbürgt, die allem Wechſel Trotz bietet. Die Neigung kann blos ſagen: das iſt für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniß gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß wird die Veränderung mit ſich fortreißen, und, was du jetzt feurig begehrſt, dereinſt zum Gegenſtande deines Abſcheues machen. Wenn aber das moraliſche Gefühl ſagt: das ſoll ſeyn, ſo entſcheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennſt, weil ſie Wahrheit iſt, und Gerechtigkeit ausübſt, weil ſie Gerechtigkeit iſt, ſo haſt du einen einzelnen Fall zum Geſetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo alſo der Formtrieb die Herrſchaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da iſt die höchſte Erweiterug des Seyns, da verſchwinden alle Schranken, da hat ſich der Menſch aus einer Größen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beſchränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erſcheinungen unter ſich faßt. Wir ſind bei dieſer Operation nicht mehr in der Zeit, ſondern die Zeit iſt in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir ſind nicht mehr Individuen, ſondern Gattung; das Urtheil aller Geiſter iſt durch das unſrige ausgeſprochen, die Wahl aller Herzen iſt repräſentirt durch unſere That.

Dreizehnter Brief.

Beim erſten Anblick ſcheint nichts einander mehr entgegengeſetzt zu ſeyn, als die Tendenzen dieſer beiden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andere auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch ſind es dieſe beiden Triebe, die den Begriff der Menſchheit erſchöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beide vermitteln könnte, iſt ſchlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir alſo die Einheit der menſchlichen Natur wieder herſtellen, die durch dieſe urſprüngliche und radikale Entgegenſetzung völlig aufgehoben ſcheint?

Wahr iſt es, ihre Tendenzen widerſprechen ſich, aber, was wohl zu bemerken iſt, nicht in denſelben Objekten, und was nicht auf einander trifft, kann nicht gegen einander ſtoßen. Der ſinnliche Trieb fordert zwar Veränderung, aber er fordert nicht, daß ſie auch auf die Perſon und ihr Gebiet ſich erſtrecke: daß ein Wechſel der Grundſätze ſey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Perſon ſich auch der Zuſtand fixire, daß Identität der Empfindung ſey. Sie ſind einander alſo von Natur nicht entgegengeſetzt, und wenn ſie deßungeachtet ſo erſcheinen, ſo ſind ſie es erſt geworden durch eine freie Uebertretung der Natur, indem ſie ſich ſelbſt mißverſtehen, und ihre Sphären verwirren*).

---

*) Sobald man einen urſprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beider Triebe behauptet, ſo iſt freilich kein anderes Mittel die Einheit im Menſchen zu erhalten, als daß man

Ueber dieſe zu wachen, und einem jeden dieſer beiden Triebe ſeine Grenzen zu ſichern, iſt die Aufgabe der **Kultur**, die alſo beiden eine gleiche Gerechtigkeit ſchuldig iſt, und nicht blos den vernünftigen Trieb gegen den ſinnlichen, ſondern auch dieſen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geſchäft iſt alſo doppelt: **erſtlich**: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit

---

den ſinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt **unterordnet**. Daraus aber kann blos Einförmigkeit, aber keine Harmonie entſtehen, und der Menſch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings ſeyn, aber wechſelſeitig: denn, wenn gleich die Schranken nie das Abſolute begründen können, alſo die Freiheit nie von der Zeit abhängen kann, ſo iſt es eben ſo gewiß, daß das Abſolute durch ſich ſelbſt nie die Schranken begründen, daß der Zuſtand in der Zeit nicht von der Freiheit abhängen kann. Beide Principien ſind einander alſo zugleich ſubordinirt und koordinirt, d. h. ſie ſtehen in Wechſelwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Dieſen Begriff der Wechſelwirkung und die ganze Wichtigkeit deſſelben findet man vortrefflich auseinander geſetzt in **Fichte's** Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre, Leipzig 1794.) Wie es mit der Perſon im Reich der Ideen ſtehe, wiſſen wir freilich nicht; aber daß ſie ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit ſich nicht offenbaren könne, wiſſen wir gewiß: in dieſem Reiche alſo wird die Materie nicht blos **unter** der Form, ſondern auch **neben** der Form, und unabhängig von derſelben, etwas zu beſtimmen haben. So nothwendig es alſo iſt, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entſcheide, eben ſo nothwendig iſt es, daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls ſich nichts zu beſtimmen anmaße. Schon indem man jedem von beiden ein Gebiet zuſpricht, ſchließt man das andere davon

zu verwahren; **zweitens**: die Perſönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen ſicher zu ſtellen. Jenes erreicht ſie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieſes durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menſchen mit der Welt in Verbindung ſetzt, gröſstmöglichſte Veränderlichkeit und Extenſität ſeyn müſſen. Da die Perſon das Beſtehende in der Veränderung iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches ſich dem Wechſel entgegenſetzen ſoll, gröſstmöglichſte Selbſtſtändigkeit und Intenſität ſeyn müſſen. Je vielſeitiger ſich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieſelbe iſt, und je mehr Fläche ſie den Erſcheinungen darbietet, deſto mehr Welt **ergreift** der Menſch, deſto mehr Anla-

---

aus, und ſetzt jedem eine Grenze, die nicht anders **als zum Nachtheile beider** überſchritten werden kann.

In einer Tranſcendental-Philoſophie, wo Alles darauf ankommt, die Form von dem Inhalt zu befreien, und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man ſich gar leicht, das Materielle ſich blos als Hinderniſs zu denken, und die Sinnlichkeit, weil ſie gerade bei **dieſem** Geſchäfte im Wege ſteht, in einem nothwendigen Widerſpruch mit der Vernunft vorzuſtellen. Eine ſolche Vorſtellungsart liegt zwar auf keine Weiſe im **Geiſte** des Kantiſchen Syſtems, aber im Buchſtaben deſſelben könnte ſie gar wohl liegen.

gen entwickelt er in ſich; je mehr Kraft und Tiefe die Perſönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, deſto mehr Welt begreift der Menſch, deſto mehr Form ſchafft er außer ſich. Seine Kultur wird alſo darin beſtehen; erſtlich: dem empfangenden Vermögen die vielfältigſten Berührungen mit der Welt zu verſchaffen, und auf Seiten des Gefühls die Paſſivität aufs Höchſte zu treiben: zweitens: dem beſtimmenden Vermögen die höchſte Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Aktivität aufs Höchſte zu treiben. Wo beide Eigenſchaften ſich vereinigen, da wird der Menſch mit der höchſten Fülle von Daſeyn die höchſte Selbſtſtändigkeit und Freiheit verbinden, und, anſtatt ſich an die Welt zu verlieren, dieſe vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erſcheinungen in ſich ziehen und der Einheit ſeiner Vernunft unterwerfen.

Dieſes Verhältniß nun kann der Menſch umkehren, und dadurch auf eine zweifache Weiſe ſeine Beſtimmung verfehlen. Er kann die Intenſität, welche die thätige Kraft erheiſcht, auf die leidende legen, durch den Stofftrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum beſtimmenden machen. Er kann die Extenſität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Stofftriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das beſtimmende unterſchieben. In dem erſten Fall wird er nie Er ſelbſt; in dem zweiten wird er nie etwas Anderes ſeyn; mithin eben darum

in beiden Fällen **keines von beiden**, folglich — Null ſeyn. *)

Wird

*) Der ſchlimme Einfluß einer überwiegenden Senſualität auf unſer Denken und Handeln fällt Jedermann leicht in die Augen; nicht ſo leicht, ob er gleich eben ſo häufig vorkommt und eben ſo wichtig iſt, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unſere Erkenntniß und auf unſer Betragen. Man erlaube mir daher aus der großen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwei in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer der Anſchauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht ſetzen können.

Eine der vornehmſten Urſachen, warum unſere Naturwiſſenſchaften ſo langſame Schritte machen, iſt offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologiſchen Urtheilen, bei denen ſich, ſobald ſie konſtitutiv gebraucht werden, das beſtimmende Vermögen dem empfangenden unterſchiebt. Die Natur mag unſere Organe noch ſo nachdrücklich und noch ſo vielfach berühren — alle ihre Mannigfaltigkeit iſt verloren für uns, weil wir nichts in ihr ſuchen, als was wir in ſie hineingelegt haben; weil wir ihr nicht erlauben, ſich **gegen uns herein** zu bewegen, ſondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft **gegen ſie heraus** ſtreben. Kommt alsdann in Jahrhunderten Einer, der ſich ihr mit ruhigen, keuſchen und offenen Sinnen naht, und deswegen auf eine Menge von Erſcheinungen ſtößt, die wir bei unſerer Prävention überſehen haben, ſo erſtaunen wir höchlich darüber, daß ſo viele Augen bei ſo hellem Tag nichts bemerkt haben ſollen. Dieſes voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beiſammen hat, die ſie ausmachen ſollen, dieſe gewaltthätige Uſurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo ſie nicht unbedingt zu gebieten hat, iſt der Grund der Unfruchtbarkeit ſo vieler denkenden Köpfe für das Beſte der Wiſſenſchaft, und es iſt ſchwer zu ſagen, ob die Sinnlichkeit welche keine Form annimmt, oder die Vernunſt, welche kei

nen

Wird nämlich der ſinnliche Trieb beſtimmend, macht der Sinn den Geſetzgeber, und unterdrückt die Welt die Perſon, ſo hört ſie in demſelben Verhältniſſe auf,

---

nen Inhalt abwartet, der Erweiterung unſerer Kenntniſſe mehr geſchadet haben.

Eben ſo ſchwer dürfte es zu beſtimmen ſeyn, ob unſere praktiſche Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unſerer Begierden, oder durch die Rigidität unſerer Grundſätze, mehr durch den Egoism unſerer Sinne, oder durch den Egoism unſerer Vernunft geſtört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menſchen zu machen, müſſen ſich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen, ſo wie, um uns Erfahrung zu verſchaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verſtandes zuſammentreffen muß. Wie können wir, bei noch ſo lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menſchlich gegen Andere ſeyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unſrigen zu machen? Dieſes Vermögen aber wird, ſowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in der, die wir uns ſelbſt geben, in demſelben Maße unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundſätze zu befeſtigen ſucht. Weil es Schwierigkeit koſtet, bei aller Regſamkeit des Gefühls ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, ſo ergreift man das bequemere Mittel, durch Abſtumpfung der Gefühle den Charakter ſicher zu ſtellen; denn freilich iſt es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüſtigen Feind zu beherrſchen. In dieſer Operation beſteht denn auch größtentheils das, was man einen Menſchen formiren nennt; und zwar im beſten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht blos des äußern Menſchen bedeutet. Ein ſo formirter Menſch wird freilich davor geſichert ſeyn, rohe Natur zu ſeyn und als ſolche zu erſcheinen; er wird

Objekt zu ſeyn, als ſie Macht wird. Sobald der Menſch nur Inhalt der Zeit iſt, ſo iſt Er nicht, und er hat folglich auch keinen Inhalt. Mit ſeiner Perſönlichkeit iſt auch ſein Zuſtand aufgehoben, weil beides Wechſelbegriffe ſind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realitität eine unendliche fordert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor, und unterſchiebt die Perſon ſich der Welt, ſo hört ſie in demſelben Verhältniß auf, ſelbſtändige Kraft und Subjekt zu ſeyn, als ſie ſich in den Platz des Objektes drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die abſolute Rea-

---

aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundſätze geharniſcht ſeyn, und die Menſchheit von Außen wird ihm eben ſo wenig als die Menſchheit von Innen beikommen können.

Es iſt ein ſehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bei der Beurtheilung anderer Menſchen, und in den Fällen, wo man für ſie wirken ſoll, in ſeiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerei, dieſes zur Härte und Kaltſinnigkeit führen. Man macht ſich freilich ſeine geſellſchaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem wirklichen Menſchen, der unſere Hülfe auffordert, in Gedanken den Ideal-Menſchen unterſchiebt, der ſich wahrſcheinlich ſelbſt helfen könnte. Strenge gegen ſich ſelbſt, mit Weichheit gegen Andere verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meiſtens wird der gegen Andere weiche Menſch es auch gegen ſich ſelbſt, und der gegen ſich ſelbſt ſtrenge es auch gegen Andere ſeyn; weich gegen ſich und ſtreng gegen Andere iſt der verächtlichſte Charakter.

lität zu ihrer Verkündigung Schranken fordert. So⸗bald der Menſch nur Form iſt, ſo hat er keine Form; und mit dem Zuſtand iſt folglich auch die Perſon auf⸗gehoben. Mit Einem Wort, nur inſofern er ſelbſtſtän⸗dig iſt, iſt Realitat außer ihm, iſt er empfänglich; nur inſofern er empfänglich iſt, iſt Realität in ihm, iſt er eine denkende Kraft.

Beide Triebe haben alſo Einſchränkung, und inſo⸗fern ſie als Energieen gedacht werden, Abſpannung nöthig; jener, daß er ſich nicht ins Gebiet der Geſetzge⸗bung, dieſer, daß er ſich nicht ins Gebiet der Em⸗pfindung eindringe. Jene Abſpannung des ſinnlichen Triebes darf aber keineswegs die Wirkung eines phy⸗ſiſchen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfin⸗dungen ſeyn, welche überall nur Verachtung verdient; ſie muß eine Handlung der Freiheit, eine Thätigkeit der Perſon ſeyn, die durch ihre moraliſche Intenſität jene ſinnliche mäßigt, und durch Beherrſchung der Ein⸗drücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament ſeine Grenzen beſtimmen, denn nur an den Geiſt darf der Sinn verlieren. Jene Abſpannung des Formtriebs darf eben ſo wenig die Wirkung eines geiſtigen Unver⸗mögens und einer Schlaffheit der Denk⸗ oder Willens⸗kräfte ſeyn, welche die Menſchheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle ſeyn; die Sinnlichkeit ſelbſt muß mit ſiegender Kraft ihr Gebiet behaupten, und der Gewalt widerſtreben, die ihr der Geiſt durch ſeine vorgreifende Thätigkeit

gern zufügen möchte. Mit Einem Wort: den Stofftrieb muß die Perſönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit, oder die Natur, in ſeinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehnter Brief.

Wir ſind nun zum Begriff einer ſolchen Wechſelwirkung zwiſchen beiden Trieben geführt worden, wo die Wirkſamkeit des einen die Wirkſamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für ſich gerade dadurch zu ſeiner höchſten Verkündigung gelangt, daß der andere thätig iſt.

Dieſes Wechſelverhältniß beider Triebe iſt zwar blos eine Aufgabe der Vernunft, die der Menſch nur in der Vollendung ſeines Daſeyns ganz zu löſen im Stand iſt. Es iſt im eigentlichſten Sinne des Worts die Idee ſeiner Menſchheit, mithin ein Unendliches, dem er ſich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er „ſoll nicht auf Koſten ſeiner Realität nach Form, und „nicht auf Koſten der Form nach Realität ſtreben; „vielmehr ſoll er das abſolute Seyn durch ein beſtimm„tes, und das beſtimmte Seyn durch ein unendliches „ſuchen. Er ſoll ſich einer Welt gegenüberſtellen, weil „er Perſon iſt, und ſoll Perſon ſeyn, weil ihm eine „Welt gegenüberſteht. Er ſoll empfinden, weil er ſich „bewußt iſt, und ſoll ſich bewußt ſeyn, weil er em„pfindet." — Daß er dieſer Idee wirklich gemäß,

folglich in voller Bedeutung des Worts, Menſch iſt, kann er nie in Erfahrung bringen, ſo lange er nur einen dieſer beiden Triebe ausſchließend, oder nur einen nach dem andern befriedigt; denn ſo lange er nur empfindet, bleibt ihm ſeine Perſon oder ſeine abſolute Exiſtenz, und ſo lange er nur denkt, bleibt ihm ſeine Exiſtenz in der Zeit oder ſein Zuſtand Geheimniß. Gäbe es aber Fälle, wo er dieſe doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er ſich zugleich ſeiner Freiheit bewußt würde, und ſein Daſeyn empfände, wo er ſich zugleich als Materie fühlte, und als Geiſt kennen lernte, ſo hätte er in dieſen Fällen, und ſchlechterdings nur in dieſen, eine vollſtändige Anſchauung ſeiner Menſchheit, und der Gegenſtand, der dieſe Anſchauung ihm verſchaffte, würde ihm zu einem Symbol ſeiner ausgeführten Beſtimmung, folglich (weil dieſe nur in der Allheit der Zeit zu erreichen iſt) zu einer Darſtellung des Unendlichen dienen.

Vorausgeſetzt, daß Fälle dieſer Art in der Erfahrung vorkommen können, ſo würden ſie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ihm zuſammenwirken, einem jeden derſelben, einzeln betrachtet, entgegengeſetzt ſeyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der ſinnliche Trieb will, daß Veränderung ſey, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung ſey. Derjenige Trieb alſo, in welchem beide verbunden wirken, (es ſey mir einſtweilen, bis ich dieſe Benennung ge-

rechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn Spieltrieb zu nennen), der Spieltrieb alſo würde dahin gerichtet ſeyn, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit abſolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der ſinnliche Trieb will beſtimmt werden, er will ſein Objekt empfangen; der Formtrieb will ſelbſt beſtimmen, er will ſein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb will alſo beſtrebt ſeyn, ſo zu empfangen, wie er ſelbſt hervorgebracht hätte, und ſo hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.

Der ſinnliche Trieb ſchließt aus ſeinem Subjekt alle Selbſtthätigkeit und Freiheit, der Formtrieb ſchließt aus dem ſeinigen alle Anhängigkeit, alles Leiden aus. Ausſchließung der Freiheit iſt aber phyſiſche, Ausſchließung des Leidens iſt moraliſche Nothwendigkeit. Beide Triebe nöthigen alſo das Gemüth, jener durch Naturgeſetze, dieſer durch Geſetze der Vernunft. Der Spieltrieb alſo, als in welchem beide verbunden wirken, wird das Gefühl zugleich moraliſch und phyſiſch nöthigen; er wird alſo, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menſchen ſowohl phyſiſch als moraliſch in Freiheit ſetzen. Wenn wir Jemand mit Leidenſchaft umfaſſen, der unſerer Verachtung würdig iſt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen Andern feindlich geſinnt ſind, der uns Achtung abnöthigt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unſere Neigung intereſſirt und unſere Achtung ſich erworben, ſo verſchwin-

det ſowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang der Vernunft, und wir fangen an, ihn zu lieben, d. h. zugleich mit unſerer Neigung und mit unſerer Achtung zu ſpielen.

Indem uns ferner der ſinnliche Trieb phyſiſch und der Formtrieb moraliſch nöthigt, ſo läßt jener unſere formale, dieſer unſere materiale Beſchaffenheit zufällig; das heißt, es iſt zufällig, ob unſere Glückſeligkeit mit unſerer Vollkommenheit, oder ob dieſe mit jener übereinſtimmen werde. Der Spieltrieb alſo, in welchem beide vereinigt wirken, wird zugleich unſere formale und unſere materiale Beſchaffenheit, zugleich unſere Vollkommenheit und unſere Glückſeligkeit zufällig machen; er wird alſo, eben weil er beide zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verſchwindet, die Zufälligkeit in beiden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demſelben Maße, als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamiſchen Einfluß nimmt, wird er ſie mit Ideen der Vernunft in Uebereinſtimmung bringen, und in demſelben Maße, als er den Geſetzen der Vernunft ihre moraliſche Nöthigung benimmt, wird er ſie mit dem Intereſſe der Sinne verſöhnen.

Fünfzehnter Brief.

Immer näher komm' ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegenführe. Laſſen Sie es ſich gefallen, mir noch einige Schritte

weiter zu folgen, ſo wird ein deſto freierer Geſichts-kreis ſich aufthun, und eine muntere Ausſicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenſtand des ſinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben, in weiteſter Bedeutung: ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenſtand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Geſtalt, ſowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff der alle formalen Beſchaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derſelben auf die Denkkräfte unter ſich faßt. Der Gegenſtand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgeſtellt, wird alſo lebende Geſtalt heißen können, ein Begriff der allen äſthetiſchen Beſchaffenheiten der Erſcheinungen, und mit Einem Worte dem, was man in weiteſter Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch dieſe Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch blos in dieſes Gebiet eingeſchloſſen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos iſt und bleibt, kann darum nichts deſto weniger lebende Geſtalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Menſch, wiewohl er lebt und Geſtalt hat, iſt darum noch lange keine lebende Geſtalt. Dazu gehört, daß ſeine Geſtalt Leben und ſein Leben Geſtalt ſey. So lange wir über ſeine Geſtalt blos denken, iſt ſie leblos, bloße Abſtraktion; ſo lange wir ſein Leben blos fühlen, iſt es ge-

ſtaltlos, bloße Impreſſion. Nur indem ſeine Form in unſerer Empfindung lebt, und ſein Leben in unſerm Verſtande ſich formt, iſt er lebende Geſtalt, und dieß wird überall der Fall ſeyn, wo wir ihn als ſchön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Beſtandtheile anzugeben wiſſen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, iſt die Geneſis derſelben auf keine Weiſe noch erklärt; denn dazu würde erfordert, daß man jene Vereinigung ſelbſt begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechſelwirkung zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, unerforſchlich bleibt. Die Vernunft ſtellt aus transſcendentalen Gründen die Forderung auf: es ſoll eine Gemeinſchaft zwiſchen Formtrieb und Stofftrieb, das heißt, ein Spieltrieb ſeyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der Menſchheit vollendet. Sie muß die Forderung aufſtellen, weil ſie ihrem Weſen nach auf Vollendung, und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausſchließende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menſchliche Natur unvollendet läßt, und eine Schranke in derſelben begründet. Sobald ſie demnach den Ausſpruch thut: es ſoll eine Menſchheit exiſtiren, ſo hat ſie eben dadurch das Geſetz aufgeſtellt: es ſoll eine Schönheit ſeyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schönheit iſt, und wir werden es wiſſen, ſobald ſie uns belehrt hat, ob eine Menſchheit iſt. Wie aber

eine Schönheit ſeyn kann, und wie eine Menſchheit möglich iſt, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Menſch, wiſſen wir, iſt weder ausſchließend Materie, noch iſt er ausſchließend Geiſt. Die Schönheit, als Konſummation ſeiner Menſchheit, kann alſo weder ausſchließend bloßes Leben ſeyn, wie von ſcharfſinnigen Beobachtern, die ſich zu genau an die Zeugniſſe der Erfahrung hielten, behauptet worden iſt, und wozu der Geſchmack der Zeit ſie gern herabziehen möchte; noch kann ſie ausſchließend bloße Geſtalt ſeyn, wie von ſpekulativen Weltweiſen, die ſich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philoſophirenden Künſtlern, die ſich in Erklärung derſelben allzuſehr durch das Bedürfniß der Kunſt leiten ließen, geurtheilt worden iſt:*) ſie iſt das gemeinſchaftliche Objekt beider Triebe, das heißt, des Spieltriebs. Dieſen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der Alles

*) Zum bloßen Leben macht die Schönheit Burke in ſeinen phil. Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur bloßen Geſtalt macht ſie, ſo weit mir bekannt iſt, jeder Anhänger des dogmatiſchen Syſtems, der über dieſen Gegenſtand je ſein Bekenntniß ablegte; unter den Künſtlern Raphael Mengs in ſeinen Gedanken über den Geſchmack in der Mahlerei; Anderer nicht zu gedenken. So wie in Allem hat auch in dieſem Stück die kritiſche Philoſophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation zur Erfahrung zurückzuführen.

das, was weder ſubjektiv noch objektiv zufällig iſt, und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da ſich das Gemüth bei Anſchauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwiſchen dem Geſetz und Bedürfniß befindet, ſo iſt es eben darum, weil es ſich zwiſchen beiden theilt, dem Zwange ſowohl des einen als des andern entzogen. Dem Stofftrieb wie dem Formtrieb iſt es mit ihren Forderungen ernſt, weil der eine ſich, beim Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andere auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beim Handeln, der erſte auf Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung der Würde, beide alſo auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet ſind. Aber das Leben wird gleichgültiger, ſo wie die Würde ſich einmiſcht, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, ſobald die Neigung zieht: eben ſo nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit freier und ruhiger auf, ſo bald ſolche der formalen Wahrheit, dem Geſetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt ſich durch Abſtraktion nicht mehr angeſpannt, ſo bald die unmittelbare Anſchauung ſie begleiten kann. Mit Einem Wort: indem er mit Ideen in Gemeinſchaft kommt, verliert alles Wirkliche ſeinen Ernſt, weil es klein wird, und indem es mit der Empfindung zuſammen trifft, legt das Nothwendige den ſeinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längſt ſchon verſucht geweſen ſeyn, mir entgegenzuſetzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum bloßen Spiel macht, ernie-

drigt, und den frivolen Gegenſtänden gleich geſtellt, die von jeher im Beſitz dieſes Namens waren? Widerſpricht es nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit, die doch als ein Inſtrument der Kultur betrachtet wird, ſie auf ein bloßes Spiel einzuſchränken, und widerſpricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausſchließung alles Geſchmackes zuſammen beſtehen kann, es blos auf Schönheit einzuſchränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wiſſen, daß unter allen Zuſtänden des Menſchen gerade das Spiel und nur das Spiel es iſt, was ihn vollſtändig macht, und ſeine doppelte Natur auf Einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorſtellung der Sache, Einſchränkung nennen, das nenne ich nach der meinen, die ich durch Beweiſe gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde alſo vielmehr gerade umgekehrt ſagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen iſt es dem Menſchen nur ernſt; aber mit der Schönheit ſpielt er. Freilich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange ſind, und die ſich gewöhnlich nur auf ſehr materielle Gegenſtände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens ſuchen, von der hier die Rede iſt. Die wirklich vorhandene Schönheit iſt des wirklich vorhandenen Spieltriebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufſtellt, iſt auch ein

Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Menſch in allen ſeinen Spielen vor Augen haben ſoll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheitideal eines Menſchen auf dem nämlichen Wege ſucht, auf dem er ſeinen Spieltrieb befriedigt. Wenn ſich die griechiſchen Völkerſchaften in den Kampfſpielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit, und an dem edlern Wechſelſtreit der Talente ergetzen, und wenn das römiſche Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder ſeines lybiſchen Gegners ſich labt, ſo wird es uns aus dieſem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgeſtalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, ſondern in Griechenland aufſuchen müſſen.*) Nun ſpricht aber die Vernunft: das Schöne ſoll nicht bloßes Leben und nicht bloße Geſtalt, ſondern lebende Geſtalt, das iſt Schönheit ſeyn; indem ſie ja dem Menſchen das doppelte Geſetz der abſoluten Formalität und der abſoluten Realität diktirt. Mithin thut ſie auch

---

*) Wenn man (um bei der neuern Welt ſtehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhatzen in Wien, und das frohe ſchöne Leben des Corſe in Rom gegen einander hält, ſo kann es nicht ſchwer ſeyn, den Geſchmack dieſer verſchiedenen Völker gegen einander zu nůanciren. Indeſſen zeigt ſich unter den Volksſpielen in dieſen verſchiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit, als unter den Spielen der feinen Welt in eben dieſen Ländern, welches leicht zu erklären iſt.

den Ausſpruch: der Menſch ſoll mit der Schönheit nur *ſpielen*, und er ſoll *nur mit der Schönheit* ſpielen.

Denn, um es endlich auf Einmal herauszuſagen, der Menſch ſpielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Menſch iſt, und *er iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt.* Dieſer Satz, der in dieſem Augenblicke vielleicht paradox erſcheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erſt dahin gekommen ſeyn werden, ihn auf den doppelten Ernſt der Pflicht und des Schickſals anzuwenden; er wird, ich verſpreche es Ihnen, das ganze Gebäude der äſthetiſchen Kunſt und der noch ſchwierigern Lebenskunſt tragen. Aber dieſer Satz iſt auch nur in der Wiſſenſchaft unerwartet; längſt ſchon lebte und wirkte er in der Kunſt und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmſten Meiſter; nur daß ſie in den Olympus verſetzten, was auf der Erde ſollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit deſſelben geleitet, ließen ſie ſowohl den Ernſt und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Luſt, die das leere Angeſicht glättet, aus der Stirn der ſeligen Götter verſchwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Feſſeln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei, und machten den *Müſſiggang* und die *Gleichgültigkeit* zum beneideten Looſe des Götterſtandes: Ein blos menſchlicherer Name für das freieſte und erhabenſte Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgeſetze, als der geiſtige Zwang der Sittengeſetze verlor ſich in

ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Nothwendigkeiten ging ihnen erſt die wahre Freiheit hervor. Beſeelt von dieſem Geiſte löſchten ſie aus den Geſichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder beſſer, ſie machten beide unkenntlich, weil ſie beide in dem innigſten Bund zu verknüpfen wußten. Es iſt weder Anmuth, noch iſt es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns ſpricht; es iſt keines von beiden, weil es beides zugleich iſt. Indem der weibliche Gott unſere Anbetung heiſcht, entzündet das gottgleiche Weib unſere Liebe; aber indem wir uns der himmliſchen Holdſeligkeit aufgelöst hingeben, ſchreckt die himmliſche Selbſtgenügſamkeit uns zurück. In ſich ſelbſt ruhet und wohnet die ganze Geſtalt, eine völlig geſchloſſene Schöpfung, und als wenn ſie jenſeits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerſtand; da iſt keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderſtehlich ergriffen und angezogen, durch dieſes in die Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zuſtand der höchſten Ruhe und der höchſten Bewegung, und es entſteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verſtand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

Sechzehnter Brief.

Aus der Wechſelwirkung zwei entgegengeſetzter Triebe und aus der Verbindung zwei entgegengeſetzter Principien haben wir das Schöne hervorgehen ſehen, deſſen höchſtes Ideal alſo in dem möglichſtvollkommenſten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu ſuchen ſeyn. Dieſes Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des einen Elements über das andere übrig bleiben, und das Höchſte, was die Erfahrung leiſtet, wird in einer Schwankung zwiſchen beiden Principien beſtehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend iſt. Die Schönheit in der Idee iſt alſo ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit der Erfahrung hingegen wird eine doppelte ſeyn, weil bei einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nämlich dieſſeits und jenſeits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es ſich aus dem Zuſammenhange des Bisherigen mit ſtrenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflöſende und eine anſpannende Wirkung zu erwarten ſey: eine auflöſende, um ſowohl den ſinnlichen als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine anſpannende, um beide in ihrer Kraft zu erhalten. Dieſe beiden

Wir-

Wirkungsarten der Schönheit ſollen aber, der Idee nach, ſchlechterdings nur eine einzige ſeyn. Sie ſoll auflöſen, dadurch, daß ſie beide Naturen gleichförmig anſpannt, und ſoll anſpannen, dadurch, daß ſie beide Naturen gleichförmig auflöst. Dieſes folgt ſchon aus dem Begriff einer Wechſelwirkung, vermöge deſſen beide Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinſtes Produkt die Schönheit iſt. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beiſpiel einer ſo vollkommenen Wechſelwirkung dar, ſondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger, das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was alſo in dem Ideal-Schönen nur in der Vorſtellung unterſchieden wird, das iſt in dem Schönen der Erfahrung, der Exiſtenz nach, verſchieden. Das Ideal-Schöne, obgleich untheilbar und einfach, zeigt in verſchiedener Beziehung ſowohl eine ſchmelzende als energiſche Eigenſchaft; in der Erfahrung gibt es eine ſchmelzende und energiſche Schönheit. So iſt es und ſo wird es in allen den Fällen ſeyn, wo das Abſolute in die Schranken der Zeit geſetzt iſt, und Ideen der Vernunft in der Menſchheit realiſirt werden ſollen. So denkt der reflektirende Menſch ſich die Tugend, die Wahrheit, die Glückſeligkeit; aber der handelnde Menſch wird blos Tugenden üben, blos Wahrheiten faſſen, blos glückſelige Tage genießen. Dieſe auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntniſſe die Erkenntniß,

an die Stelle des Glückes die Glückſeligkeit zu ſetzen, iſt das Geſchäft der phyſiſchen und moraliſchen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, iſt die Aufgabe der äſthetiſchen.

Die energiſche Schönheit kann den Menſchen eben ſo wenig vor einem gewiſſen Ueberreſt von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die ſchmelzende vor einem gewiſſen Grade der Weichlichkeit und Entnervung ſchützt. Denn da die Wirkung der erſtern iſt, das Gemüth ſowohl im Phyſiſchen als Moraliſchen anzuſpannen und ſeine Schnellkraft zu vermehren, ſo geſchieht es nur gar zu leicht, daß der Widerſtand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen ſollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freien Perſon gelten ſollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorſtellung mit dem Gigantesken und Abenteuerlichen, und das Erhabene der Geſinnung mit den ſchauderhafteſten Ausbrüchen der Leidenſchaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben ſo oft unterdrückt als beherrſcht, eben ſo oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der ſchmelzenden Schönheit iſt, das Gemüth im Moraliſchen wie im Phyſiſchen aufzulöſen, ſo begegnet es eben ſo leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erſtickt wird, und daß auch der

Charakter einen Kraftverluſt theilt, der nur die Leidenſchaft treffen ſollte: daher wird man in den ſogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht ſelten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten, und die verächtlichſte Karrikatur zunächſt an die herrlichſte Menſchlichkeit grenzen ſehen. Für den Menſchen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen iſt alſo die ſchmelzende Schönheit Bedürfniß, denn von Größe und Kraft iſt er längſt gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menſchen unter der Indulgenz des Geſchmacks iſt die energiſche Schönheit Bedürfniß, denn nur allzugern verſcherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr glaube ich, wird jener Widerſpruch erklärt und beantwortet ſeyn, den man in den Urtheilen der Menſchen über den Einfluß des Schönen, und in Würdigung der äſthetiſchen Kultur anzutreffen pflegt. Er iſt erklärt dieſer Widerſpruch, ſobald man ſich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit gibt, und daß beide Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer beſondern Art derſelben zu beweiſen im Stande iſt. Er iſt gehoben dieſer Widerſpruch, ſobald man das doppelte Bedürfniß der Menſchheit unterſcheidet, dem jene doppelte Schönheit entſpricht. Beide Theile werden

alſo wahrſcheinlich Recht behalten, wenn ſie nur erſt miteinander verſtändigt ſind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menſchheit ſie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Unterſuchungen den Weg, den die Natur in äſthetiſcher Hinſicht mit dem Menſchen einſchlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derſelben erheben. Ich werde die Wirkungen der ſchmelzenden Schönheit an dem angeſpannten Menſchen und die Wirkungen der energiſchen an dem abgeſpannten prüfen, um zuletzt beide entgegengeſetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöſchen, ſo wie jene zwei entgegengeſetzten Formen der Menſchheit in der Einheit des Idealmenſchen untergehen.

Siebenzehnter Brief.

So lange es blos darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menſchlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine anderen Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Weſen derſelben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich ſind. Unbekümmert um die zufälligen Einſchränkungen, die ſie in der wirklichen Erſcheinung erleiden möchte, ſchöpften wir den Begriff derſelben unmittelbar aus der Vernunft, als der

Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menſchheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber ſteigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menſchen in einem beſtimmten Zuſtand, mithin unter Einſchränkungen anzutreffen, die nicht urſprünglich aus ſeinem bloßen Begriff, ſondern aus äußern Umſtänden und aus einem zufälligen Gebrauch ſeiner Freiheit fließen. Auf wie vielfache Weiſe aber auch die Idee der Menſchheit in ihm eingeſchränkt ſeyn mag, ſo lehrt uns ſchon der bloße Inhalt derſelben, daß im Ganzen nur zwei entgegengeſetzte Abweichungen von derſelben Statt haben können. Liegt nämlich ſeine Vollkommenheit in der übereinſtimmenden Energie ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, ſo kann er dieſe Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinſtimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir alſo noch die Zeugniſſe der Erfahrung darüber abgehört haben, ſind wir ſchon im Voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beſchränkten Menſchen entweder in einem Zuſtande der Anſpannung oder in einem Zuſtande der Abſpannung finden werden, je nachdem entweder die einſeitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie ſeines Weſens ſtört, oder die Einheit ſeiner Natur ſich auf die gleichförmige Erſchlaffung ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Kräfte gründet. Beide entgegengeſetzte Schranken werden, wie nun bewieſen werden ſoll, durch die Schönheit ge-

hoben, die in dem angeſpannten Menſchen die Harmonie, in dem abgeſpannten die Energie wieder herſtellt, und auf dieſe Art, ihrer Natur gemäß, den eingeſchränkten Zuſtand auf einen abſoluten zurückführt, und den Menſchen zu einem in ſich ſelbſt vollendeten Ganzen macht.

Sie verläugnet alſo in der Wirklichkeit auf keine Weiſe den Begriff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; nur daß ſie hier ungleich weniger freie Hand hat als dort, wo wir ſie auf den reinen Begriff der Menſchheit anwenden durften. An dem Menſchen, wie die Erfahrung ihn aufſtellt, findet ſie einen ſchon verdorbenen und widerſtrebenden Stoff, der ihr gerade ſo viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von ſeiner individualen Beſchaffenheit einmiſcht. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine beſondere und eingeſchränkte Species, nie als reine Gattung ſich zeigen; ſie wird in angeſpannten Gemüthern von ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit, ſie wird in abgeſpannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem Charakter vertrauter geworden ſind, wird dieſe widerſprechende Erſcheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu beſtimmen und ſie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Menſch unter ihrem Einfluſſe zeigt, wiſſen wir vielmehr, daß es der Menſch iſt, der die Unvollkommenheiten ſeines Individuums auf ſie überträgt, der durch

ſeine ſubjektive Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege ſteht, und ihr abſolutes Ideal auf zwei eingeſchränkte Formen der Erſcheinung herabſetzt.

Die ſchmelzende Schönheit, wurde behauptet, ſey für ein angeſpanntes Gemüth und für ein abgeſpanntes die energiſche. Angeſpannt aber nenne ich den Menſchen ſowohl, wenn er ſich unter dem Zwange vou Empfindungen, als wenn er ſich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede ausſchließende Herrſchaft eines ſeiner beiden Grundtriebe iſt für ihn ein Zuſtand des Zwanges und der Gewalt; und Freiheit liegt nur in der Zuſammenwirkung ſeiner beiden Naturen. Der von Gefühlen einſeitig beherrſchte oder ſinnlich angeſpannte Menſch wird alſo aufgelöst und in Freiheit geſetzt durch Form; der von Geſetzen einſeitig beherrſchte oder geiſtig angeſpannte Menſch wird aufgelöst und in Freiheit geſetzt durch Materie. Die ſchmelzende Schönheit, um dieſer doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird ſich alſo unter zwei verſchiedenen Geſtalten zeigen. Sie wird erſtlich, als ruhige Form, das wilde Leben beſänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; ſie wird zweitens als lebendes Bild die abgezogene Form mit ſinnlicher Kraft ausrüſten; den Begriff zur Anſchauung und das Geſetz zum Gefühl zurückführen. Den erſten Dienſt leiſtet ſie dem Naturmenſchen, den zweiten dem künſtlichen Menſchen. Aber weil ſie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz

frei gebietet, ſondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formloſe Natur oder die naturwidrige Kunſt darbietet, ſo wird ſie in beiden Fällen noch Spuren ihres Urſprunges tragen, und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die bloße abgezogene Form ſich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anſpannung zu heben, müſſen wir den Urſprung derſelben in dem menſchlichen Gemüth zu erforſchen ſuchen. Entſchließen Sie ſich alſo noch zu einem kurzen Aufenthalte im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlaſſen, und mit deſto ſichererm Schritt auf dem Felde der Erfahrung fortzuſchreiten.

Achtzehnter Brief.

Durch die Schönheit wird der ſinnliche Menſch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geiſtige Menſch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus dieſem ſcheint zu folgen, daß es zwiſchen Materie und Form, zwiſchen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zuſtand geben müſſe, und daß uns die Schönheit in dieſen mittlern Zuſtand verſetze. Dieſen Begriff bildet ſich auch wirklich der größte Theil der

Menſchen von der Schönheit, ſo bald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektiren, und alle Erfahrungen weiſen darauf hin. Auf der andern Seite aber iſt nichts ungereimter und widerſprechender als ein ſolcher Begriff, da der Abſtand zwiſchen Materie und Form, zwiſchen Leiden und Thätigkeit, zwiſchen Empfinden und Denken unendlich iſt, und ſchlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun dieſen Widerſpruch? Die Schönheit verknüpft die zwei entgegengeſetzten Zuſtände des Empfindens und des Denkens, und doch gibt es ſchlechterdings kein Mittleres zwiſchen beiden. Jenes iſt durch Erfahrung, dieſes iſt unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dieß iſt der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieſes Problem befriedigend aufzulöſen, ſo haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aeſthetik führt.

Es kommt aber hiebei auf zwei höchſt verſchiedene Operationen an, welche bei dieſer Unterſuchung einander nothwendig unterſtützen müſſen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwei Zuſtände mit einander, die einander entgegengeſetzt ſind, und niemals Eins werden können. Von dieſer Entgegenſetzung müſſen wir ausgehen; wir müſſen ſie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffaſſen und anerkennen. ſo daß beide Zuſtände ſich auf das Beſtimmteſte

ſcheiden; ſonſt vermiſchen wir, aber vereinigen nicht. Zweitens heißt es: jene zwei entgegengeſetzten Zuſtände verbindet die Schönheit, und hebt alſo die Entgegenſetzung auf. Weil aber beide Zuſtände einander ewig entgegengeſetzt bleiben, ſo ſind ſie nicht anders zu verbinden, als indem ſie aufgehoben werden. Unſer zweites Geſchäft iſt alſo, dieſe Verbindung vollkommen zu machen, ſie ſo rein und vollſtändig durchzuführen, daß beide Zuſtände in einem dritten gänzlich verſchwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurückbleibt; ſonſt vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philoſophiſchen Welt über den Begriff der Schönheit geherrſcht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrſchen, haben keinen andern Urſprung, als daß man die Unterſuchung entweder nicht von einer gehörig ſtrengen Unterſcheidung anfing, oder ſie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philoſophen, welche ſich bei der Reflexion über dieſen Gegenſtand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen Begriff erlangen, weil ſie in dem Total des ſinnlichen Eindrucks nichts Einzelnes unterſcheiden, die andern, welche den Verſtand ausſchließend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der Schönheit erlangen, weil ſie in dem Total derſelben nie etwas Anders als die Theile ſehen, und Geiſt und Materie auch in ihrer vollkommenſten Einheit ihnen ewig geſchieden bleiben. Die erſten fürchten die

Schönheit dynamiſch, d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn ſie trennen ſollen, was im Gefühl doch verbunden iſt; die andern fürchten, die Schönheit logiſch, d. h. als Begriff aufzuheben, wenn ſie zuſammenfaſſen ſollen, was im Verſtande doch geſchieden iſt. Jene wollen die Schönheit auch eben ſo denken, wie ſie wirkt; dieſe wollen ſie eben ſo wirken laſſen, wie ſie gedacht wird. Beide müſſen alſo die Wahrheit verfehlen, jene, weil ſie es mit ihrem eingeſchränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; dieſe, weil ſie die unendliche Natur nach ihren Denkgeſetzen einſchränken wollen. Die Erſten fürchten, durch eine zu ſtrenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freiheit zu rauben, die Andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Beſtimmtheit ihres Begriffs zu zerſtören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freiheit, in welche ſie mit allem Recht das Weſen der Schönheit ſetzen, nicht Geſetzloſigkeit, ſondern Harmonie von Geſetzen, nicht Willkürlichkeit, ſondern höchſte innere Nothwendigkeit iſt; dieſe bedenken nicht, daß die Beſtimmtheit, welche ſie mit gleichem Recht von der Schönheit fordern, nicht in der Ausſchließung gewiſſer Realitäten, ſondern in der abſoluten Einſchließung aller beſteht, daß ſie alſo nicht Begrenzung, ſondern Unendlichkeit iſt. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beide geſcheitert ſind, wenn wir von den zwei Elementen beginnen, in welche die Schönheit ſich vor dem Verſtande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen äſthetiſchen Ein-

heit erheben, durch die ſie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beiden Zuſtände gänzlich verſchwinden *).

Neunzehnter Brief.

Es laſſen ſich in dem Menſchen überhaupt zwei verſchiedene Zuſtände der paſſiven und aktiven Beſtimmbarkeit, und eben ſo viele Zuſtände der paſſiven und

*) Einem aufmerkſamen Leſer wird ſich bei der hier angeſtellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die ſenſualen Aeſthetiker, welche das Zeugniß der Empfindung mehr als das Raiſonnement gelten laſſen, ſich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich ſie der Einſicht nach es nicht mit dieſen aufnehmen können; und dieſes Verhältniß findet man überall zwiſchen der Natur und der Wiſſenſchaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verſtand ſcheidet überall; aber die Vernunft vereinigt wieder; daher iſt der Menſch, ehe er anfängt zu philoſophiren, der Wahrheit näher als der Philoſoph, der ſeine Unterſuchung noch nicht geendigt hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philoſophem für irrig erklären, ſobald daſſelbe, dem Reſultat nach, die gemeine Empfindung gegen ſich hat; mit demſelben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es der Form und Methode nach die gemeine Empfindung auf ſeiner Seite hat. Mit dem Letztern mag ſich ein jeder Schriftſteller tröſten, der eine philoſophiſche Deduktion nicht, wie manche Leſer zu erwarten ſcheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem Erſtern mag man Jeden zum Stillſchweigen bringen, der auf Koſten des Menſchenverſtandes neue Syſteme gründen will.

aktiven Beſtimmung unterſcheiden. Die Erklärung dieſes Satzes führt uns am kürzeſten zum Ziel.

Der Zuſtand des menſchlichen Geiſtes vor aller Beſtimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, iſt eine Beſtimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endloſe des Raumes und der Zeit iſt ſeiner Einbildungskraft zum freien Gebrauche hingegeben, und weil, der Vorausſetzung nach, in dieſem weiten Reiche des Möglichen nichts geſetzt, folglich auch noch nichts ausgeſchloſſen iſt, ſo kann man dieſen Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit eine leere Unendlichkeit nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechſeln iſt.

Jetzt ſoll ſein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Beſtimmungen ſoll eine einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorſtellung ſoll in ihm entſtehen. Was in dem vorhergegangenen Zuſtand der bloßen Beſtimmbarkeit nichts als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität iſt alſo da, aber die Unendlichkeit iſt verloren. Um eine Geſtalt im Raum zu beſchreiben, müſſen wir den endloſen Raum begrenzen; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzuſtellen, müſſen wir das Zeitganze theilen. Wir gelangen alſo nur durch Schranken zur Realität, nur durch Negation oder Ausſchließung zur Poſition oder wirklichen Setzung, nur durch Auf-

hebung unſerer freien Beſtimmbarkeit zur Beſtimmung.

Aber aus einer bloßen Ausſchließung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorſtellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, von welchem ausgeſchloſſen wird, wenn nicht durch eine abſolute Thathandlung des Geiſtes die Negation auf etwas Poſitives bezogen und aus Nichtſetzung Entgegenſetzung würde; dieſe Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Reſultat derſelben der Gedanke.

Ehe wir im Raum einen Ort beſtimmen, gibt es überhaupt keinen Raum für uns, aber ohne den abſoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort beſtimmen, eben ſo mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, gibt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorſtellung des Augenblicks haben. Wir gelangen alſo freilich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze.

Wenn nun alſo von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menſchen einen Uebergang vom Empfinden zum Denken bahne, ſo iſt dieß keineswegs ſo zu verſtehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; dieſe Kluft iſt unendlich, und ohne Dazwiſchenkunft eines neuen

und ſelbſtſtändigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges werden. Der Gedanke iſt die unmittelbare Handlung dieſes abſoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, ſich zu äußern, in ſeiner Aeußerung ſelbſt aber ſo wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es ſich vielmehr nur durch Entgegenſetzung gegen dieſelbe verkündet. Die Selbſtſtändigkeit, mit der es handelt, ſchließt jede fremde Einwirkung aus; und nicht inſofern ſie beim Denken hilft (welches einen offenbaren Widerſpruch enthält), blos inſofern ſie den Denkkräften Freiheit verſchafft, ihren eigenen Geſetzen gemäß ſich zu äußern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menſchen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Geſetzen, von einem beſchränkten zu einem abſoluten Daſeyn zu führen.

Dieß aber ſetzt voraus, daß die Freiheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff ſeines ſelbſtſtändigen Vermögens zu ſtreiten ſcheint. Ein Vermögen nämlich, welches von Außen nichts als den Stoff ſeines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, alſo nur negativ an ſeinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geiſtes verkennen, wenn man den ſinnlichen Paſſionen eine Macht beilegt, die Freiheit des Gemüths poſitiv unterdrücken zu können. Zwar ſtellt die Erfahrung Beiſpiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demſelben Maß unterdrückt erſcheinen, als die

ſinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anſtatt jene Geiſtesſchwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr dieſe überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geiſtes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menſchen vorſtellen, als inſofern der Geiſt frei unterlaſſen hat, ſich als eine ſolche zu beweiſen.

Indem ich aber durch dieſe Erklärung einem Einwurfe zu begegnen ſuche, habe ich mich, wie es ſcheint, in einen andern verwickelt, und die Selbſtſtändigkeit des Gemüths nur auf Koſten ſeiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth aus ſich ſelbſt zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht ſelbſt getheilt, wenn es nicht ſich ſelbſt entgegengeſetzt iſt?

Hier müſſen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geiſt vor uns haben. Der endliche Geiſt iſt derjenige, der nicht anders als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Abſoluten gelangt, nur, inſofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein ſolcher Geiſt wird alſo mit dem Triebe nach Form oder nach dem Abſoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen ſind, ohne die er den erſten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. Inwiefern in demſelben Weſen zwei ſo entgegengeſetzte Tendenzen zuſammenbeſtehen können, iſt eine Aufgabe, die zwar den Metaphyſiker, aber nicht den Transcendentalphiloſophen in Verlegenheit ſetzen kann. Dieſer

ſer gibt ſich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, ſondern begnügt ſich, die Kenntniſſe feſtzuſetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben ſo wenig ohne jene Entgegenſetzung im Gemüthe als ohne die abſolute Einheit deſſelben möglich wäre, ſo ſtellt er beide Begriffe mit vollkommener Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne ſich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Dieſe Inwohnung zweier Grundtriebe widerſpricht übrigens auf keine Weiſe der abſoluten Einheit des Geiſtes, ſobald man nur von beiden Trieben ihn ſelbſt unterſcheidet. Beide Triebe exiſtiren und wirken zwar in ihm, aber er ſelbſt iſt weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menſchlichen Geiſt nur da ſelbſt handeln laſſen, wo ſein Verfahren mit der Vernunft übereinſtimmt, und wo dieſes der Vernunft widerſpricht, ihn blos für paſſiv erklären, nicht immer bedacht zu haben ſcheinen.

Jeder dieſer beiden Grundtriebe ſtrebt, ſobald er zur Entwickelung gekommen, ſeiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beide nothwendig und beide doch nach entgegengeſetzten Objekten ſtreben, ſo hebt dieſe doppelte Nöthigung ſich gegenſeitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freiheit zwiſchen beiden. Der Wille iſt es alſo, der ſich gegen beide Triebe als eine Macht (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von

beiden kann ſich für ſich ſelbſt als eine Macht gegen den andern verhalten. Durch den poſitivſten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteſte Verſuchung zum Genuß der Starkmüthige nicht zum Bruch ſeiner Grundſätze gebracht. Es gibt in dem Menſchen keine andere Macht als ſeinen Willen, und nur was den Menſchen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtſeyns, kann die innere Freiheit aufheben.

Eine Nothwendigkeit außer uns beſtimmt unſern Zuſtand, unſer Daſeyn in der Zeit vermittelſt der Sinnenempfindung. Dieſe iſt ganz unwillkürlich, und ſo, wie auf uns gewirkt wird, müſſen wir leiden. Eben ſo eröffnet eine Nothwendigkeit in uns unſere Perſönlichkeit, auf Veranlaſſung jener Sinnenempfindung und durch Entgegenſetzung gegen dieſelbe; denn das Selbſtbewußtſeyn kann von dem Willen, der es vorausſetzt, nicht abhängen. Dieſe urſprüngliche Verkündigung der Perſönlichkeit iſt nicht unſer Verdienſt, und der Mangel derſelben nicht unſer Fehler. Nur von demjenigen, der ſich bewußt iſt, wird Vernunft, das heißt abſolute Konſequenz und Univerſalität des Bewußtſeyns gefordert; vorher iſt er nicht Menſch, und kein Akt der Menſchheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der Metaphyſiker ſich die Schranken erklären kann, die der freie und ſelbſtſtändige Geiſt durch die Empfindung erleidet, ſo wenig begreift der Phyſiker die Unendlichkeit, die ſich auf

Veranlaſſung dieſer Schranken in der Perſönlichkeit offenbart. Weder Abſtraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurück, aus der unſere Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erſcheinung in der Zeit entzieht ſie dem Beobachter, und ihr überſinnlicher Urſprung dem metaphyſiſchen Forſcher. Aber genug, das Selbſtbewußtſeyn iſt da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit deſſelben iſt das Geſetz der Einheit für Alles, was für den Menſchen iſt, und für Alles, was durch ihn werden ſoll, für ſein Erkennen und Handeln aufgeſtellt. Unentfliehbar, unverfälſchbar, unbegreiflich ſtellen die Begriffe von Wahrheit und Recht ſchon im Alter der Sinnlichkeit ſich dar, und ohne daß man zu ſagen wüßte, woher und wie es entſtand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entſpringen Empfindung und Selbſtbewußtſeyn, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beider Urſprung liegt eben ſowohl jenſeits unſeres Willens, als er jenſeits unſers Erkenntnißkreiſes liegt.

Sind aber beide wirklich, und hat der Menſch, vermittelſt der Empfindung, die Erfahrung einer beſtimmten Exiſtenz, hat er durch das Selbſtbewußtſeyn die Erfahrung ſeiner abſoluten Exiſtenz gemacht, ſo werden mit ihren Gegenſtänden auch ſeine beiden Grundtriebe rege. Der ſinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Geſetzes (mit dem Anfang der Perſönlichkeit), und jetzt

erſt, nachdem beide zum Daſeyn gekommen, iſt ſeine Menſchheit aufgebaut. Bis dieß geſchehen iſt, erfolgt Alles in ihm nach dem Geſetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur, und es iſt ſeine Sache, die Menſchheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nämlich zwei entgegengeſetzte Grundtriebe in ihm thätig ſind, ſo verlieren beide ihre Nöthigung, und die Entgegenſetzung zweier Nothwendigkeiten gibt der Freiheit den Urſprung*).

Zwanzigſter Brief.

Daß auf die Freiheit nicht gewirkt werden könne, ergibt ſich ſchon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freiheit ſelbſt eine Wirkung der Natur, (dieſes Wort in ſeinem weiteſten Sinne genommen), kein Werk des Menſchen ſey, daß ſie alſo auch durch

*) Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, ſo oft hier von Freiheit die Rede iſt, nicht diejenige gemeint iſt, die dem Menſchen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, ſondern diejenige, welche ſich auf ſeine gemiſchte Natur gründet. Dadurch, daß der Menſch überhaupt nur vernünftig handelt, beweist er eine Freiheit der erſten Art; dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig und unter Geſetzen der Vernunft materiell handelt, beweist er eine Freiheit der zweiten Art. Man könnte die letztere ſchlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erſten erklären.

natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem Vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erſt, wenn der Menſch vollſtändig iſt, und ſeine beiden Grundtriebe ſich entwickelt haben; ſie muß alſo fehlen, ſo lange er unvollſtändig und einer von beiden Trieben ausgeſchloſſen iſt, und muß durch Alles das, was ihm ſeine Vollſtändigkeit zurückgibt, wiederhergeſtellt werden können.

Nun läßt ſich wirklich, ſowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menſchen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Menſch noch nicht vollſtändig und einer von beiden Trieben ausſchließend in ihm thätig iſt. Wir wiſſen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Individuum als Perſon iſt, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der ſinnliche Trieb kommt alſo früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtſeyn vorhergeht, und in dieſer Priorität des ſinnlichen Triebes finden wir den Aufſchluß zu der ganzen Geſchichte der menſchlichen Freiheit.

Denn es gibt nun einen Moment, wo der Lebenstrieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht iſt, weil der Menſch noch nicht angefangen; denn in dem Menſchen ſelbſt kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zuſtand des Denkens, zu welchem der Menſch jetzt übergehen ſoll, ſoll gerade umgekehrt die Ver-

nunſt eine Macht ſeyn, und eine logiſche oder moraliſche Nothwendigkeit ſoll an die Stelle jener phyſiſchen treten. Jene Macht der Empfindung muß alſo vernichtet werden, ehe das Geſetz dazu erhoben werden kann. Es iſt alſo nicht damit gethan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Menſch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurückthun, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengeſetzte eintreten kann. Er muß alſo, um Leiden mit Selbſtthätigkeit, um eine paſſive Beſtimmung mit einer aktiven zu vertauſchen, augenblicklich von aller Beſtimmung frei ſeyn, und einen Zuſtand der bloßen Beſtimmbarkeit durchlaufen. Mithin muß er auf gewiſſe Weiſe zu jenem negativen Zuſtand der bloßen Beſtimmungsloſigkeit zurückkehren, in welchem er ſich befand, ehe noch irgend etwas auf ſeinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zuſtand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Beſtimmungsloſigkeit, und eine gleich unbegrenzte Beſtimmbarkeit mit dem größtmöglichſten Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus dieſem Zuſtande etwas Poſitives erfolgen ſoll. Die Beſtimmung, die er durch Senſation empfangen, muß alſo feſtgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf; zugleich aber muß ſie, inſofern ſie Begrenzung iſt, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Beſtimmbarkeit ſtatt finden ſoll. Die Aufgabe iſt alſo, die Determination des

Zuſtandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich iſt, daß man ihr *eine andere entgegenſetzt*. Die Schalen einer Wage ſtehen gleich, wenn ſie leer ſind; ſie ſtehen aber auch gleich, wenn ſie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht alſo von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft *zugleich* thätig ſind, eben deswegen aber ihre beſtimmende Gewalt gegenſeitig aufheben, und durch eine Entgegenſetzung eine Negation bewirken. Dieſe mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder phyſiſch noch moraliſch genöthigt, und doch auf beide Art thätig iſt, verdient vorzugsweiſe eine freie Stimmung zu heißen, und wenn man den Zuſtand ſinnlicher Beſtimmung den phyſiſchen, den Zuſtand vernünftiger Beſtimmung aber den logiſchen und moraliſchen nennt, ſo muß man dieſen Zuſtand der realen und aktiven Beſtimmbarkeit den *äſthetiſchen* heißen *).

---

*) Für Leſer, denen die reine Bedeutung dieſes durch Unwiſſenheit ſo ſehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig iſt, mag Folgendes zur Erklärung dienen. *Alle* Dinge, die irgend in der Erſcheinung vorkommen können, laſſen ſich unter vier verſchiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann ſich unmittelbar auf unſern ſinnlichen Zuſtand (unſer Daſeyn und Wohlſeyn) beziehen; das iſt ihre *phyſiſche* Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf den Verſtand beziehen, und uns eine Erkenntniß verſchaffen; das iſt ihre *logiſche* Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf unſern Willen beziehen, und als ein

Ein und zwanzigſter Brief.

Es gibt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zuſtand der Beſtimmbarkeit und einen doppelten Zuſtand der Beſtimmung. Jetzt kann ich dieſen Satz deutlich machen.

Gegenſtand der Wahl für ein vernünftiges Weſen betrachtet werden; das iſt ihre moraliſche Beſchaffenheit. Oder endlich, ſie kann ſich auf das Ganze unſerer verſchiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derſelben ein beſtimmtes Objekt zu ſeyn: das iſt ihre äſthetiſche Beſchaffenheit. Ein Menſch kann uns durch ſeine Dienſtfertigkeit angenehm ſeyn; er kann uns durch ſeine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch ſeinen Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von dieſem Allem und ohne daß wir bei ſeiner Beurtheilung weder auf irgend ein Geſetz noch auf irgend einen Zweck Rückſicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch ſeine bloße Erſcheinungsart gefallen. In dieſer letzten Qualität beurtheilen wir ihn äſthetiſch. So gibt es eine Erziehung zur Geſundheit, eine Erziehung zur Einſicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geſchmack und zur Schönheit. Dieſe letztere hat zur Abſicht, das Ganze unſrer ſinnlichen und geiſtigen Kräfte in möglichſter Harmonie auszubilden. Weil man indeſſen, von einem falſchen Geſchmack verführt, und durch ein falſches Raiſonnement noch mehr in dieſem Irrthum befeſtigt, den Begriff des Willkürlichen in den Begriff des Aeſthetiſchen gern mit aufnimmt, ſo merke ich hier zum Ueberfluß noch an (obgleich dieſe Briefe über äſthetiſche Erziehung faſt mit nichts Anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen, daß das Gemüth in äſthetiſchem Zuſtande zwar frei und im höchſten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Geſetzen handelt, und daß dieſe äſtheti-

Das Gemüth iſt beſtimmbar, blos inſofern es überhaupt nicht beſtimmt iſt; es iſt aber auch beſtimmbar, inſofern es nicht ausſchließend beſtimmt, d. h. bei ſeiner Beſtimmung nicht beſchränkt iſt. Jenes iſt bloße Beſtimmungsloſigkeit (es iſt ohne Schranken, weil es ohne Realität iſt); dieſes iſt die äſthetiſche Beſtimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth iſt beſtimmt, inſofern es überhaupt nur beſchränkt iſt; es iſt aber auch beſtimmt, inſofern es ſich ſelbſt aus eignem abſoluten Vermögen beſchränkt. In dem erſten Falle befindet es ſich, wenn es empfindet; in dem zweiten, wenn es denkt. Was alſo das Denken in Rückſicht auf Beſtimmung iſt, das iſt die äſthetiſche Verfaſſung in Rückſicht auf Beſtimmbarkeit; jenes iſt Beſchränkung aus innerer unendlicher Kraft, dieſe iſt eine Negation aus innerer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daß in beiden Zuſtänden das Gemüth determinirt, daß der Menſch ausſchließungsweiſe Etwas — entweder Individuum oder Perſon — iſt, ſonſt aber ſich ins Unendliche von einander entfernen; gerade ſo trifft die äſthetiſche Beſtimmbarkeit

---

ſche Freiheit ſich von der logiſchen Nothwendigkeit beim Denken und von der moraliſchen Nothwendigkeit beim Wollen nur dadurch unterſcheidet, daß die Geſetze, nach denen das Gemüth dabei verfährt, nicht vorgeſtellt werden, und, weil ſie keinen Widerſtand finden, nicht als Nöthigung erſcheinen.

mit der bloßen Beſtimmungsloſigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß beide jedes beſtimmte Daſeyn ausſchließen, indem ſie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verſchieden ſind. Wenn alſo die letztere, die Beſtimmungsloſigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgeſtellt wurde, ſo muß die äſthetiſche Beſtimmungsfreiheit, welche das reale Gegenſtück derſelben iſt, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden; eine Vorſtellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Unterſuchungen lehren, aufs Genaueſte zuſammentrifft.

In dem äſthetiſchen Zuſtande iſt der Menſch alſo Null, inſofern man auf ein einzelnes Reſultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder beſondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unſer Gemüth verſetzt, in Rückſicht auf Erkenntniß und Geſinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit gibt ſchlechterdings kein einzelnes Reſultat weder für den Verſtand noch für den Willen; ſie führt keinen einzelnen, weder intellektuellen noch moraliſchen Zweck aus; ſie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und iſt, mit Einem Worte, gleich ungeſchickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die äſthetiſche Kultur bleibt alſo der perſönliche Werth eines

Menſchen oder ſeine Würde, inſofern dieſe nur von ihm ſelbſt abhängen kann, noch völlig unbeſtimmt, und es iſt weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht iſt, aus ſich ſelbſt zu machen, was er will — daß ihm die Freiheit, zu ſeyn, was er ſeyn ſoll, vollkommen zurückgegeben iſt.

Eben dadurch aber iſt etwas Unendliches erreicht. Denn ſobald wir uns erinnern, daß ihm durch dieſe einſeitige Nöthigung der Natur beim Empfinden, und durch die ausſchließende Geſetzgebung der Vernunft beim Denken gerade dieſe Freiheit entzogen wurde, ſo müſſen wir das Vermögen, welches ihm in der äſthetiſchen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchſte aller Schenkungen, als die Schenkung der Menſchheit betrachten. Freilich beſitzt er dieſe Menſchheit der Anlage nach ſchon vor jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er ſie mit jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommt, und ſie muß ihm, wenn er zu einem entgegengeſetzten ſoll übergehen können, jedesmal aufs Neue durch das äſthetiſche Leben zurückgegeben werden *).

---

*) Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewiſſe Charaktere von Empfindungen zu Gedanken, und zu Entſchließungen übergehen, die äſthetiſche Stimmung, welche ſie in dieſer Zeit nothwendig durchlaufen müſſen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zuſtand der Beſtimmungsloſigkeit nicht lang ertragen, und dringen ungeduldig auf ein Reſultat, welches ſie in dem Zuſtand äſthetiſcher Unbegrenztheit nicht finden. Dahingegen breitet ſich bei

Es iſt alſo nicht blos poetiſch erlaubt, ſondern auch philoſophiſch richtig, wenn man die Schönheit unſere zweite Schöpferinn nennt. Denn ob ſie uns gleich die Menſchheit blos möglich macht, und es im Uebrigen unſerm freien Willen anheimſtellt, in wie weit wir ſie wirklich machen wollen, ſo hat ſie dieſes ja mit unſerer urſprünglichen Schöpferinn, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter als das Vermögen zur Menſchheit ertheilte, den Gebrauch deſſelben aber auf unſere eigene Willensbeſtimmung ankommen läßt.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Wenn alſo die äſthetiſche Stimmung des Gemüths in Einer Rückſicht als Null betrachtet werden muß, ſobald man nämlich ſein Augenmerk auf einzelne und beſtimmte Wirkungen richtet, ſo iſt ſie in anderer Rückſicht wieder als ein Zuſtand der höchſten Realität anzuſehen, inſofern man dabei auf die Abweſenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte

---

Andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens, als einer einzelnen Handlung deſſelben ſetzen, der äſthetiſche Zuſtand in eine weit größere Fläche aus. So ſehr die erſten ſich vor der Leerheit fürchten, ſo wenig können die letzten Beſchränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die erſten fürs Detail und für ſubalterne Geſchäfte, die letzten, vorausgeſetzt, daß ſie mit dieſem Vermögen zugleich Realität vereinigen, fürs Ganze und zu großen Rollen geboren ſind.

achtet, die in derſelben gemeinſchaftlich thätig ſind. Man kann alſo denjenigen eben ſo wenig Unrecht geben, die den äſthetiſchen Zuſtand für den fruchtbarſten in Rückſicht auf Erkenntniß und Moralität erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn eine Gemüthsſtimmung, welche das Ganze der Menſchheit in ſich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeußerung derſelben, dem Vermögen nach, in ſich ſchließen; eine Gemüthsſtimmung, welche von dem Ganzen der menſchlichen Natur alle Schranken entfernt, muß dieſe nothwendig auch von jeder einzelnen Aeußerung derſelben entfernen. Eben deswegen, weil ſie keine einzelne Funktion der Menſchheit ausſchließend in Schutz nimmt, ſo iſt ſie einer jeden ohne Unterſchied günſtig, und ſie begünſtigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweiſe, weil ſie der Grund der Möglichkeit von allen iſt. Alle anderen Uebungen geben dem Gemüth irgend ein beſonderes Geſchick, aber ſetzen ihm auch dafür eine beſondere Grenze; die äſthetiſche allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zuſtand, in den wir kommen können, weist uns auf einen vorhergehenden zurück und bedarf zu ſeiner Auflöſung eines folgenden; nur der äſthetiſche iſt ein Ganzes in ſich ſelbſt, da er alle Bedingungen ſeines Urſprungs und ſeiner Fortdauer in ſich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit geriſſen, und unſere Menſchheit äußert ſich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte ſie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unſern Sinnen in den unmittelbaren Empfin-

dung ſchmeichelt, das öffnet unſer weiches und beweg=liches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demſelben Grad zur Anſtrengung weniger tüchtig. Was unſere Denkkräfte anſpannt, und zu abgezogenen Begriffen einladet, das ſtärkt unſern Geiſt zu jeder Art des Widerſtandes, aber verhärtet ihn auch in dem=ſelben Verhältniß, und raubt uns eben ſo viel an Em=pfänglichkeit, als es uns zu einer größern Selbſtthä=tigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das Eine wie das Andere zuletzt nothwendig zur Erſchöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildſamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahingegeben, ſo ſind wir in einem ſolchen Augenblick unſerer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meiſter, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernſt und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Wi=derſtand, zum abſtrakten Denken und zur Anſchauung wenden.

Dieſe hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Gei=ſtes, mit Kraft und Rüſtigkeit verbunden, iſt die Stim=mung, in der uns ein ächtes Kunſtwerk entlaſſen ſoll, und es gibt keinen ſicherern Probirſtein der wahren äſthetiſchen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieſer Art zu irgend einer beſondern Empfindungsweiſe oder Handlungsweiſe vorzugsweiſe aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeſchickt und verdroſſen, ſo dient dieß zu einem untrüglichen Beweiſe, daß wir keine

rein äſthetiſche Wirkung erfahren haben; es ſey nun, daß es an dem Gegenſtand oder an unſerer Empfindungsweiſe oder (wie faſt immer der Fall iſt) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein äſthetiſche Wirkung anzutreffen iſt (denn der Menſch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten), ſo kann die Vortrefflichkeit eines Kunſtwerks blos in ſeiner größern Annäherung zu jenem Ideale äſthetiſcher Reinigkeit beſtehen, und bei aller Freiheit, zu der man es ſteigern mag, werden wir es doch immer in einer beſondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlaſſen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeſchränkt die Richtung iſt, welche unſerm Gemüth durch eine beſtimmte Gattung der Künſte und durch ein beſtimmtes Produkt aus derſelben gegeben wird, deſto edler iſt jene Gattung und deſto vortrefflicher ein ſolches Produkt. Man kann dieß mit Werken aus verſchiedenen Künſten und mit verſchiedenen Werken der nämlichen Kunſt verſuchen. Wir verlaſſen eine ſchöne Muſik mit reger Empfindung, ein ſchönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein ſchönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verſtand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen muſikaliſchen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetiſchen Genuß in einem abgemeſſenen Geſchäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung ſchöner Mahlereien und Bildhauerwerke unſere Einbildungskraft

erhitzen und unſer Gefühl überraſchen wollte, der würde ſeine Zeit nicht gut wählen. Die Urſache iſt, weil auch die geiſtreichſte Muſik durch ihre Materie noch immer in einer größern Affinität zu den Sinnen ſteht, als die wahre äſthetiſche Freiheit duldet, weil auch das glücklichſte Gedicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als ſeines Mediums, noch immer mehr participirt, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verſtattet, weil auch das trefflichſte Bildwerk, und dieſes vielleicht am meiſten, durch die Beſtimmtheit ſeines Begriffs an die ernſte Wiſſenſchaft grenzt. Indeſſen verlieren ſich dieſe beſondern Affinitäten mit jenem höhern Grade, den ein Werk aus dieſen drei Kunſtgattungen erreicht, und es iſt eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verſchiedenen Künſte in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Muſik in ihrer höchſten Veredlung muß Geſtalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunſt in ihrer höchſten Vollendung muß Muſik werden, und uns durch unmittelbare ſinnliche Gegenwart rühren; die Poeſie, in ihrer vollkommenſten Ausbildung, muß uns, wie die Tonkunſt, mächtig faſſen, zugleich aber, wie die Plaſtik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt ſich der vollkommene Styl in jeglicher Kunſt, daß er die ſpecifiſchen Schranken derſelben zu entfernen weiß,

ohne

ohne doch ihre ſpecifiſchen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weiſe Benützung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht blos die Schranken, welche der ſpecifiſche Charakter ſeiner Kunſtgattung mit ſich bringt, auch diejenigen, welche dem beſondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig ſind, muß der Künſtler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft ſchönen Kunſtwerk ſoll der Inhalt nichts, die Form aber Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menſchen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfaſſend er auch ſey, wirkt alſo jederzeit einſchränkend auf den Geiſt, und nur von der Form iſt wahre äſthetiſche Freiheit zu erwarten. Darin alſo beſteht das eigentliche Kunſtgeheimniß des Meiſters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je impoſanter, anmaßender, verführeriſcher der Stoff an ſich ſelbſt iſt, je eigenmächtiger derſelbe mit ſeiner Wirkung ſich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt iſt, ſich unmittelbar mit dem Stoff einzulaſſen, deſto triumphirender iſt die Kunſt, welche jenen zurückzwingt, und über dieſen die Herrſchaft behauptet. Das Gemüth des Zuſchauers und Zuhörers muß völlig frei und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreiſe des Künſtlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehen. Der frivolſte Gegenſtand muß ſo behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demſelben

zu dem ſtrengſten Ernſte überzugehen. Der ernſteſte Stoff muß ſo behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichteſten Spiele zu vertauſchen. Künſte des Affekts, dergleichen die Tragödie iſt, ſind kein Einwurf; denn erſtlich ſind es keine ganz freien Künſte, da ſie unter der Dienſtbarkeit eines beſondern Zweckes (des Pathetiſchen) ſtehen, und dann wird wohl kein wahrer Kunſtkenner läugnen, daß Werke, auch ſelbſt aus dieſer Klaſſe, um ſo vollkommener ſind, je mehr ſie auch im höchſten Sturme des Affekts die Gemüthsfreiheit ſchonen. Eine ſchöne Kunſt der Leidenſchaft gibt es, aber eine ſchöne leidenſchaftliche Kunſt iſt ein Widerſpruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen iſt Freiheit von Leidenſchaften. Nicht weniger widerſprechend iſt der Begriff einer ſchönen lehrenden (didaktiſchen) oder beſſernden (moraliſchen) Kunſt, denn nichts ſtreitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine beſtimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweist es indeſſen eine Formloſigkeit in dem Werke, wenn es blos durch ſeinen Inhalt Effekt macht; es kann eben ſo oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Iſt dieſer entweder zu geſpannt oder zu ſchlaff; iſt er gewohnt, entweder blos mit dem Verſtand oder blos mit den Sinnen aufzunehmen, ſo wird er ſich auch bei dem glücklichſten Ganzen nur an die Theile, und bei der ſchönſten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich, muß er die äſthetiſche Orga-

niſation eines Werks erſt zerſtören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne ſorgfältig aufſcharren, das der Meiſter mit unendlicher Kunſt in der Harmonie des Ganzen verſchwinden machte. Sein Intereſſe daran iſt ſchlechterdings entweder moraliſch oder phyſiſch; nur gerade, was es ſeyn ſoll, äſthetiſch iſt es nicht. Solche Leſer genießen ein ernſthaftes und pathetiſches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder ſcherzhaftes, wie ein berauſchendes Getränk; und waren ſie geſchmacklos genug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine Meſſiade wäre, Erbauung zu verlangen, ſo werden ſie an einem Anakreontiſchen oder Catulliſchen Liede unfehlbar ein Aergerniß nehmen.

Drei und zwanzigſter Brief.

Ich nehme den Faden meiner Unterſuchung wieder auf, den ich nur darum abgeriſſen habe, um von den aufgeſtellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunſt und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zuſtande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geſchieht alſo nicht anders, als durch einen mittleren Zuſtand äſthetiſcher Freiheit, und obgleich dieſer Zuſtand an ſich ſelbſt weder für unſere Einſichten, noch Geſinnungen etwas entſcheidet, mithin unſeren intellektuellen und moraliſchen Werth ganz und gar pro-

blematiſch läßt, ſo iſt er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einſicht und zu einer Geſinnung gelangen können. Mit Einem Wort: es gibt keinen andern Weg, den ſinnlichen Menſchen vernünftig zu machen, als daß man denſelben zuvor äſthetiſch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, ſollte dieſe Vermittlung durchaus unentbehrlich ſeyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch ſchon für ſich allein und durch ſich ſelbſt bei dem ſinnlichen Menſchen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: ſie können nicht nur, ſie ſollen ſchlechterdings ihre beſtimmende Kraft blos ſich ſelbſt zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widerſprechender ſeyn, als wenn ſie das Anſehen hätten, die entgegengeſetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es iſt ausdrücklich bewieſen worden, daß die Schönheit kein Reſultat weder für den Verſtand, noch den Willen gebe, daß ſie ſich in kein Geſchäft weder des Denkens noch des Entſchließens miſche, daß ſie zu beiden blos das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieſes Vermögens durchaus nichts beſtimme. Bei dieſem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logiſche Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verſtand, die reine moraliſche Form, das Geſetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß ſie dieſes überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den ſinnlichen

Menſchen gebe, dieß behaupte ich, muß durch die äſthe-tiſche Stimmung des Gemüths erſt möglich gemacht werden. Die Wahrheit iſt nichts, was ſo wie die Wirklichkeit oder das ſinnliche Daſeyn der Dinge von Außen empfangen werden kann; ſie iſt etwas, das die Denkkraft ſelbſtthätig und in ihrer Freiheit hervorbringt, und dieſe Selbſtthätigkeit, dieſe Freiheit iſt es ja eben, was wir bei dem ſinnlichen Menſchen vermiſſen. Der ſinnliche Menſch iſt ſchon (phyſiſch) beſtimmt, und hat folglich keine freie Beſtimmbarkeit mehr: dieſe verlorne Beſtimmbarkeit muß er nothwendig erſt zurückerhalten, ehe er die leidende Beſtimmung mit einer thätigen vertauſchen kann. Er kann ſie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder indem er die paſſive Beſtimmung verliert, die er hatte, oder indem er die aktive ſchon in ſich enthält, zu welcher er übergehen ſoll. Verlöre er blos die paſſive Beſtimmung, ſo würde er zugleich mit derſelben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an einem Stoffe realiſirt werden kann. Er wird alſo die letztere ſchon in ſich enthalten, er wird zugleich leidend und thätig beſtimmt ſeyn, das heißt, er wird äſthetiſch werden müſſen.

Durch die äſthetiſche Gemüthsſtimmung wird alſo die Selbſtthätigkeit der Vernunft ſchon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung ſchon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der phyſiſche Menſch ſo weit veredelt, daß nunmehr

der geiſtige ſich nach Geſetzen der Freiheit aus demſelben blos zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem äſthetiſchen Zuſtand zu dem logiſchen und moraliſchen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) iſt daher unendlich leichter, als der Schritt von dem phyſiſchen Zuſtande zu dem äſthetiſchen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Menſch durch ſeine bloße Freiheit vollbringen, da er ſich blos zu nehmen, und nicht zu geben, blos ſeine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der äſthetiſch geſtimmte Menſch wird allgemein gültig urtheilen, und allgemein gültig handeln, ſobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröffnet werden ſoll, muß die Natur ihm erleichtern, und ſein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen ſelbſt erſt das Daſeyn gibt. Um den äſthetiſchen Menſchen zur Einſicht und großen Geſinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts als wichtige Anläſſe geben; um von dem ſinnlichen Menſchen eben das zu erhalten, muß man erſt ſeine Natur verändern. Bei jenem braucht es oft nichts als die Aufforderung einer erhabenen Situation (die am unmittelbarſten auf das Willensvermögen wirkt), um ihn zum Helden und zum Weiſen zu machen; dieſen muß man erſt unter einen andern Himmel verſetzen.

Es gehört alſo zu den wichtigſten Aufgaben der Kultur, den Menſchen auch ſchon in ſeinem blos phyſiſchen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn, ſo

weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, äſthetiſch zu machen, weil nur aus dem äſthetiſchen, nicht aber aus dem phyſiſchen Zuſtande der moraliſche ſich entwickeln kann. Soll der Menſch in jedem einzelnen Fall das Vermögen beſitzen, ſein Urtheil und ſeinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, ſoll er aus jedem beſchränkten Daſeyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zuſtande zur Selbſtſtändigkeit und Freiheit den Aufſchwung nehmen können, ſo muß dafür geſorgt werden, daß er in keinem Momente blos Individuum ſey, und blos dem Naturgeſetz diene. Soll er fähig und fertig ſeyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke ſich zu Vernunftzwecken zu erheben, ſo muß er ſich ſchon innerhalb der erſten für die letztern geübt, und ſchon ſeine phyſiſche Beſtimmung mit einer gewiſſen Freiheit der Geiſter, d. i. nach Geſetzen der Schönheit, ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieſes, ohne dadurch im Geringſten ſeinem phyſiſchen Zweck zu widerſprechen. Die Anforderungen der Natur an ihn gehen blos auf das, was er wirkt, auf den Inhalt ſeines Handelns; über die Art, wie er wirkt, über die Form deſſelben iſt durch die Naturzwecke nichts beſtimmt. Die Anforderungen der Vernunft hingegen ſind ſtreng auf die Form ſeiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es alſo für ſeine moraliſche Beſtimmung iſt, daß er rein moraliſch ſey, daß er eine abſolute Selbſtthätigkeit beweiſe; ſo gleichgültig iſt es für ſeine phyſiſche

Beſtimmung, ob er rein phyſiſch iſt, ob er ſich abſolut leidend verhält. In Rückſicht auf dieſe letztere iſt es alſo ganz in ſeine Willkür geſtellt, ob er ſie blos als Sinnenweſen und als Naturkraft (als eine Kraft nämlich, welche nur wirkt, je nachdem ſie erleidet) oder ob er ſie zugleich als abſolute Kraft, als Vernunftweſen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage ſeyn, welches von beiden ſeiner Würde mehr entſpricht. Vielmehr, ſo ſehr es ihn erniedrigt und ſchändet, dasjenige aus ſinnlichem Antriebe zu thun, wozu er ſich aus reinen Motiven der Pflicht beſtimmt haben ſollte, ſo ſehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Geſetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeſchränktheit zu ſtreben, wo der gemeine Menſch nur ſein erlaubtes Verlangen ſtillt*). Mit Einem Wort:

---

*) Dieſe geiſtreiche und äſthetiſch freie Behandlung gemeiner Wirklichkeit iſt, wo man ſie auch antrifft, das Kennzeichen einer e d e l n Seele. Edel iſt überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe beſitzt, auch das beſchränkteſte Geſchäft und den kleinlichſten Gegenſtand durch die Behandlungsweiſe in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was ſeiner Natur nach blos d i e n t (bloßes Mittel iſt), das Gepräge der Selbſtſtändigkeit aufdrückt. Ein edler Geiſt begnügt ſich nicht damit, ſelbſt frei zu ſeyn; er muß alles Andere um ſich her, auch das Lebloſe, in Freiheit ſetzen. Schönheit iſt aber der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erſcheinung. Der vorherrſchende Ausdruck des V e r ſt a n d e s in einem Geſicht, einem Kunſtwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals ſchön iſt, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweck-

im Gebiete der Wahrheit und Moralität darf die Empfindung nichts zu beſtimmen haben; aber im Bezirke der Glückſeligkeit darf Form ſeyn, und darf der Spieltrieb gebieten.

---

mäßigkeit nicht zu trennen iſt) heraushebt, anſtatt ſie zu verbergen.

Der Moralphiloſoph lehrt uns zwar, daß man *nie mehr* thun könne als ſeine Pflicht, und er hat vollkommen Recht, wenn er blos die Beziehung meint, welche Handlungen auf das Moralgeſetz haben. Aber bei Handlungen, welche ſich blos auf einen Zweck beziehen, *über dieſen Zweck noch hinaus* ins Ueberſinnliche gehen (welches hier nichts Anderes heißen kann, als das Phyſiſche äſthetiſch ausführen) heißt zugleich *über die Pflicht hinaus* gehen, indem dieſe nur vorſchreiben kann, daß der *Wille* heilig ſey, nicht daß auch ſchon die *Natur* ſich geheiligt habe. Es gibt alſo zwar kein moraliſches, aber es gibt ein äſthetiſches Uebertreffen der Pflicht, und ein ſolches Betragen heißt edel. Eben deswegen aber, weil bei dem Edeln immer ein Ueberfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freien formalen Werth beſitzt, was blos einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben ſoll, noch einen äußern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, ſo haben Manche äſthetiſchen Ueberfluß mit einem moraliſchen verwechſelt, und, von der Erſcheinung des Edeln verführt, eine Willkür und Zufälligkeit in die Moralität ſelbſt hineingetragen, wodurch ſie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen iſt ein erhabenes zu unterſcheiden. Das erſte geht über die ſittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht ſo das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deswegen, weil es den Vernunftbegriff ſeines Objekts (des Moralgeſetzes), ſondern weil es den Erfahrungsbegriff ſeines Subjekts (unſere

Alſo hier ſchon, auf dem gleichgültigen Felde des phyſiſchen Lebens, muß der Menſch ſein moraliſches anfangen; noch in ſeinem Leiden muß er ſeine Selbſtthätigkeit, noch innerhalb ſeiner ſinnlichen Schranken ſeine Vernunftfreiheit beginnen. Schon ſeinen Neigungen muß er das Geſetz ſeines Willens auflegen; er muß, wenn Sie mir den Ausdruck verſtatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze ſpielen, damit er es überhoben ſey, auf dem heiligen Boden der Freiheit gegen dieſen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen. Dieſes wird geleiſtet durch äſthetiſche Kultur, welche Alles das, worüber weder Naturgeſetze die menſchliche Willkür binden, noch Vernunftgeſetze Geſetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die ſie dem äußern Leben gibt, ſchon das innere eröffnet.

Kenntniſſe menſchlicher Willensgüte und Willensſtärke) übertrifft; ſo ſchätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überſchreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfließen muß, ſondern weil es über die Natur ſeines Objekts (den phyſiſchen Zweck) hinaus in das Geiſterreich ſchreitet. Dort, möchte man ſagen, erſtaunen wir über den Sieg, den der Gegenſtand über den Menſchen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Menſch dem Gegenſtande gibt.

Vier und zwanzigſter Brief.

Es laſſen ſich alſo drei verſchiedene Momente oder Stufen der Entwickelung unterſcheiden, die ſowohl der einzelne Menſch als die ganze Gattung nothwendig und in einer beſtimmten Ordnung durchlaufen müſſen, wenn ſie den ganzen Kreis ihrer Beſtimmung erfüllen ſollen. Durch zufällige Urſachen, die entweder in dem Einfluß der äußern Dinge oder in der freien Willkür des Menſchen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz überſprungen, und auch die Ordnung, in welcher ſie auf einander folgen, kann weder durch die Natur noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Menſch in ſeinem phyſiſchen Zuſtand erleidet blos die Macht der Natur; er entledigt ſich dieſer Macht in dem äſthetiſchen Zuſtand, und er beherrſcht ſie in dem moraliſchen.

Was iſt der Menſch, ehe die Schönheit die freie Luſt ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben beſänftigt? Ewig einförmig in ſeinen Zwecken, ewig wechſelnd in ſeinen Urtheilen, ſelbſtſüchtig, ohne er ſelbſt zu ſeyn, ungebunden, ohne frei zu ſeyn, Sklave, ohne einer Regel zu dienen. In dieſer Epoche iſt ihm die Welt blos Schickſal, noch nicht Gegenſtand; Alles hat nur Exiſtenz für ihn, inſofern es ihm Exiſtenz verſchafft; was ihm weder gibt noch nimmt, iſt ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeſchnitten, wie er ſich ſelbſt in der Reihe der Weſen findet, ſteht jede Er-

ſcheinung vor ihm da. Alles, was iſt, iſt ihm durch das Machtwort des Augenblicks; jede Veränderung iſt ihm eine ganz friſche Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechſelnden Geſtalten in ein Weltall zuſammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Geſetz auf dem Schauplatze feſt hält. Umſonſt läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an ſeinen Sinnen vorübergehen; er ſieht in ihrer herrlichen Fülle nichts als ſeine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als ſeinen Feind. Entweder er ſtürzt auf die Gegenſtände, und will ſie an ſich reißen in der Begierde, oder die Gegenſtände dringen zerſtörend auf ihn ein, und er ſtößt ſie von ſich in der Verabſcheuung. In beiden Fällen iſt ſein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängſtigt, raſtlos von dem gebieteriſchen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung und nirgends Grenzen als in der erſchöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Bruſt und der Titanen
Kraftvolles Mark iſt ſein . . . .
Gewiſſes Erbtheil; doch es ſchmiedete
Der Gott um ſeine Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ſeinem ſcheuen düſtern Blick.
Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
Und grenzenlos dringt ſeine Wuth umher.

Iphigenie auf Tauris.

Mit ſeiner Menſchenwürde unbekannt, iſt er weit entfernt, ſie in Andern zu ehren, und der eigenen wilden Gier ſich bewußt, fürchtet er ſie in jedem Geſchöpf, das ihm ähnlich ſieht. Nie erblickt er Andere in ſich, nur ſich in Andern, und die Geſellſchaft, anſtatt ihn zur Gattung auszudehnen, ſchließt ihn nur enger und enger in ſein Individuum ein. In dieſer dumpfen Beſchränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günſtige Natur die Laſt des Stoffes von ſeinen verfinſterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn ſelbſt von den Dingen ſcheidet, und im Widerſcheine des Bewußtſeyns ſich endlich die Gegenſtände zeigen.

Dieſer Zuſtand roher Natur läßt ſich freilich, ſo wie er geſchildert wird, bei keinem beſtimmten Volk und Zeitalter nachweiſen; er iſt blos Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs Genaueſte zuſammenſtimmt. Der Menſch, kann man ſagen, war nie ganz in dieſem thieriſchen Zuſtand, aber er iſt ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den roheſten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreiheit, ſo wie es in den gebildetſten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düſtern Naturſtand erinnern. Es iſt dem Menſchen einmal eigen, das Höchſte und das Niedrigſte in ſeiner Natur zu vereinigen, und wenn ſeine Würde auf einer ſtrengen Unterſcheidung des Einen von dem Andern beruht, ſo beruht auf einer geſchickten Aufhebung dieſes Unterſchieds ſeine Glückſeligkeit. Die Kultur, welche

ſeine Würde mit ſeiner Glückſeligkeit in Uebereinſtimmung bringen ſoll, wird alſo für die höchſte Reinheit jener beiden Principien in ihrer innigſten Vermiſchung zu ſorgen haben.

Die erſte Erſcheinung der Vernunft in dem Menſchen iſt darum noch nicht auch der Anfang ſeiner Menſchheit. Dieſe wird erſt durch ſeine Freiheit entſchieden, und die Vernunft fängt ernſtlich damit an, ſeine ſinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für ſeine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt ſcheint. Die Vernunft, wiſſen wir, gibt ſich in dem Menſchen durch die Forderung des Abſoluten (auf ſich ſelbſt Gegründeten und Nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zuſtand ſeines phyſiſchen Lebens Genüge geleiſtet werden kann, ihn das phyſiſche ganz und gar zu verlaſſen, und von einer beſchränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzuſteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Forderung iſt, ihn den Schranken der Zeit zu entreißen und von der ſinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, ſo kann ſie doch durch eine (in dieſer Epoche der herrſchenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das phyſiſche Leben ſich richten, und den Menſchen, anſtatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarſte Knechtſchaft ſtürzen.

Und ſo verhält es ſich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Menſch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die

bloße Thierheit ſich einſchließt, um vorwärts nach einer unbeſchränkten Zukunft zu ſtreben; aber indem vor ſeiner ſchwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat ſein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in ſeiner Thierheit überraſcht ihn der Trieb zum Abſoluten — und da in dieſem dumpfen Zuſtande alle ſeine Beſtrebungen blos auf das Materielle und Zeitliche gehen, und blos auf ſein Individuum ſich begrenzen, ſo wird er durch jene Forderung blos veranlaßt, ſein Individuum, anſtatt von demſelben zu abſtrahiren, ins Endloſe auszudehnen, anſtatt nach Form nach einem unverſiegenden Stoff, anſtatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer abſoluten Verſicherung ſeines zeitlichen Daſeyns zu ſtreben. Der nämliche Trieb, der ihn, auf ſein Denken und Thun angewendet, zur Wahrheit und Moralität führen ſollte, bringt jetzt, auf ſein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein abſolutes Bedürfniß hervor. Die erſten Früchte, die er in dem Geiſterreich erntet, ſind alſo Sorge und Furcht; beides Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die ſich in ihrem Gegenſtand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieſes Baumes ſind alle unbedingten Glückſeligkeitsſyſteme, ſie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was ſie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenſtande ha-

ben. Eine grenzenloſe Dauer des Daſeyns und Wohlſeyns, blos um des Daſeyns und Wohlſeyns willen, iſt blos ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Abſolute ſtrebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne alſo durch eine Vernunftäußerung dieſer Art etwas für ſeine Menſchheit zu gewinnen, verliert er dadurch blos die glückliche Beſchränktheit des Thiers, vor welchem er nun blos den unbeneidenswerthen Vorzug beſitzt, über dem Streben in die Ferne, den Beſitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenloſen Ferne je etwas Anderes als die Gegenwart zu ſuchen.

Aber wenn ſich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, ſo wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälſchen. So bald der Menſch angefangen hat, ſeinen Verſtand zu brauchen und die Erſcheinungen umher nach Urſachen und Zwecken zu verknüpfen, ſo dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine abſolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um ſich eine ſolche Forderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Menſch über die Sinnlichkeit ſchon hinausgeſchritten ſeyn; aber eben dieſer Forderung bedient ſie ſich, um den Flüchtling zurückzuholen. Hier wäre nämlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlaſſen, und zum reinen Ideenreich ſich aufſchwingen müßte; denn der Verſtand bleibt ewig innerhalb des Bedingten ſtehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Menſch,

von

dem hier geredet wird, einer ſolchen Abſtraktion noch nicht fähig iſt, ſo wird er, was er in ſeinem ſinnlichen Erkenntnißkreiſe nicht findet, und über denſelben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht ſucht, unter demſelben in ſeinem Gefühlkreiſe ſuchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was ſein eigener Grund wäre, und ſich ſelbſt das Geſetz gäbe; aber ſie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiß, und kein Geſetz achtet. Da er alſo den fragenden Verſtand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, ſo bringt er ihn durch den Begriff des Grundloſen wenigſtens zum Schweigen, und bleibt innerhalb der blinden Nöthigung der Materie ſtehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfaſſen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck kennt als ihren Vortheil, und ſich durch keine andere Urſache als den blinden Zufall getrieben fühlt, ſo macht er jenen zum Beſtimmer ſeiner Handlungen und dieſen zum Beherrſcher der Welt.

Selbſt das Heilige im Menſchen, das Moralgeſetz, kann bei ſeiner erſten Erſcheinung in der Sinnlichkeit dieſer Verfälſchung nicht entgehen. Da es blos verbietend und gegen das Intereſſe ſeiner ſinnlichen Selbſtliebe ſpricht, ſo muß es ihm ſo lange als etwas Auswärtiges erſcheinen, als er noch nicht dahin gelangt iſt, jene Selbſtliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als ſein wahres Selbſt anzuſehen. Er empfindet alſo blos die Feſſeln, welche die letztere

ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die ſie ihm verſchafft. Ohne die Würde des Geſetzgebers in ſich zu ahnen, empfindet er blos den Zwang und das ohnmächtige Widerſtreben des Unterthans. Weil der ſinnliche Trieb dem moraliſchen in ſeiner Erfahrung *vorhergeht*, ſo gibt er dem Geſetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen *poſitiven Urſprung*, und durch den unglückſeligſten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet ſich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzuſehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an ſich ſelbſt und in alle Ewigkeit gültig ſind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die *Natur* hinausſchreitet, und außerhalb derſelben ſucht, was nur in ihrer innern Geſetzmäßigkeit kann gefunden werden, eben ſo ſchreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verſcherzt ſeine Menſchheit, indem er auf dieſem Weg eine Gottheit ſucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung ſeiner Menſchheit erkauft wurde, ſich einer ſolchen Abſtammung würdig zeigt, wenn er Geſetze, die nicht *von* Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und *in* alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, blos mit einem mächtigen Weſen zu thun. Der Geiſt ſeiner Gottesverehrung iſt alſo Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in ſeiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich dieſe mannigfaltigen Abweichungen des Menſchen von dem Ideale ſeiner Beſtimmung nicht alle in der nämlichen Epoche Statt haben können, indem derſelbe von der Gedankenloſigkeit zum Irrthum, von der Willenloſigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stufen zu durchwandern hat, ſo gehören doch alle zum Gefolge des phyſiſchen Zuſtandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meiſter ſpielt. Es ſey nun, daß die Vernunft in dem Menſchen noch gar nicht geſprochen habe, und das Phyſiſche noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrſche; oder daß ſich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moraliſche dem Phyſiſchen noch diene, ſo iſt in beiden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles, und der Menſch, wenigſtens ſeiner letzten Tendenz nach, ein ſinnliches Weſen; mit dem einzigen Unterſchied, daß er in dem erſten Fall ein vernunftloſes, in dem zweiten ein vernünftiges Thier iſt. Er ſoll aber keines von beiden, er ſoll Menſch ſeyn; die Natur ſoll ihn nicht ausſchließend und die Vernunft ſoll ihn nicht bedingt beherrſchen. Beide Geſetzgebungen ſollen vollkommen unabhängig von einander beſtehen, und dennoch vollkommen einig ſeyn.

Fünf und zwanzigſter Brief.

So lange der Menſch, in ſeinem erſten phyſiſchen Zuſtande, die Sinnenwelt blos leidend in ſich auf-

nimmt, blos empfindet, iſt er auch noch völlig Eins mit derſelben, und eben weil er ſelbſt blos Welt iſt, ſo iſt für ihn noch keine Welt. Erſt, wenn er in ſeinem äſthetiſchen Stande ſie außer ſich ſtellt oder *betrachtet*, ſondert ſich ſeine Perſönlichkeit von ihr ab, und es erſcheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derſelben Eins auszumachen *).

Die Betrachtung (Reflexion) iſt das erſte liberale Verhältniß des Menſchen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihren Gegenſtand unmittelbar ergreift, ſo rückt die Betrachtung den ihrigen

*) Ich erinnere noch einmal, daß dieſe beiden Perioden zwar in der *Idee* nothwendig von einander zu trennen ſind, in der Erfahrung aber ſich mehr oder weniger vermiſchen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Menſch nur in dieſem phyſiſchen Stand ſich befunden; und eine Zeit, wo er ſich ganz von demſelben losgemacht hätte. Sobald der Menſch einen *Gegenſtand ſieht*, ſo iſt er ſchon nicht mehr in einem blos phyſiſchen Zuſtand, und ſo lang er fortfahren wird, einen Gegenſtand zu ſehen, wird er auch einem phyſiſchen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur ſehen kann, inſofern er empfindet. Jene drei Momente, welche ich am Anfang des 24ſten Briefs namhaft machte, ſind alſo zwar, im Ganzen betrachtet, drei verſchiedene Epochen für die Entwickelung der ganzen Menſchheit, und für die ganze Entwickelung eines einzelnen Menſchen, aber ſie laſſen ſich auch bei jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterſcheiden, und ſind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniß, die wir durch die Sinne erhalten.

in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, daß ſie ihn vor der Leidenſchaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zuſtand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrſchte, läßt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit ſelbſt, das ewig wandelnde, ſteht ſtill, indem des Bewußtſeyns zerſtreute Strahlen ſich ſammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form reflektirt ſich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menſchen, iſt auch außer ihm keine Nacht mehr: ſobald es ſtille wird in ihm, legt ſich auch der Sturm in dem Weltall, und die ſtreitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwiſchen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieſer großen Begebenheit im Innern des Menſchen als von einer Revolution in der Außenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgeſetze ſiegt, unter dem Bilde des Zeus verſinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, ſo lange er ſie blos empfindet, wird der Menſch ihr Geſetzgeber, ſobald er ſie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrſchte, ſteht jetzt als Objekt vor ſeinem Blick. Was ihm Objekt iſt, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu ſeyn, muß es die ſeinige erfahren. So weit er der Materie Form gibt, und ſo lange er ſie gibt, iſt er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geiſt kann nichts verletzen, als was ihm die Freiheit

raubt, und er beweist ja die ſeinige, indem er das Formloſe bildet. Nur wo die Maſſe ſchwer und geſtaltlos herrſcht, und zwiſchen unſichern Grenzen die trüben Umriſſe wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schrecknis der Natur iſt der Menſch überlegen, ſobald er ihm Form zu geben und es in ſein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, ſeine Selbſtſtändigkeit gegen die Natur als Erſcheinung zu behaupten, ſo behauptet er auch gegen die Natur als Macht ſeine Würde, und mit edler Freiheit richtet er ſich auf gegen ſeine Götter. Sie werfen die Geſpenſterlarven ab, womit ſie ſeine Kindheit geängſtigt hatten, und überraſchen ihn mit ſeinem eigenen Bild, indem ſie ſeine Vorſtellung werden. Das göttliche Monſtrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht ſich in der griechiſchen Phantaſie in den freundlichen Contour der Menſchheit zuſammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft iſt durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich blos einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geiſterwelt ſuchte, hat mich der Lauf meiner Einbildungskraft ſchon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir ſuchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben ſie überſprungen, indem wir von dem bloßen Leben unmittelbar zu der reinen Geſtalt, und zu dem reinen Objekt übergingen. Ein ſolcher Sprung iſt nicht in der menſchlichen Natur, und um gleichen Schritt

mit dieſer zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müſſen.

Die Schönheit iſt allerdings das Werk der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber, was wohl zu bemerken iſt, ohne darum die ſinnliche Welt zu verlaſſen, wie bei Erkenntniß der Wahrheit geſchieht. Dieſe iſt das reine Produkt der Abſonderung von Allem, was materiell und zufällig iſt, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbſtthätigkeit ohne Beimiſchung eines Leidens. Zwar gibt es auch von der höchſten Abſtraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innere Empfindung, und die Vorſtellung logiſcher und moraliſcher Einheit geht in ein Gefühl ſinnlicher Uebereinſtimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntniſſen ergetzen, ſo unterſcheiden wir ſehr genau unſere Vorſtellung von unſerer Empfindung, und ſehen dieſe letztere als etwas Zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deswegen die Erkenntniß aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es ſeyn, dieſe Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorſtellung der *Schönheit* abſondern zu wollen: daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der andern zu denken, ſondern beide zugleich und wechſelſeitig als Effekt und als Urſache anſehen müſſen. In unſerm Vergnügen an Erkenntniſſen unterſcheiden wir ohne Mühe den *Uebergang* von der

Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, daß das Erſte vorüber iſt, wenn das Letztere eintritt. In unſerm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt ſich keine ſolche Succeſſion zwiſchen der Thätigkeit und dem Leiden unterſcheiden, und die Reflexion zerfließt hier ſo vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit iſt alſo zwar *Gegenſtand* für uns, weil die Reflexion die Bedingung iſt, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber iſt ſie ein *Zuſtand unſers Subjekts*, weil das Gefühl die Bedingung iſt, unter der wir eine Vorſtellung von ihr haben. Sie iſt alſo zwar Form, weil wir ſie betrachten; zugleich aber iſt ſie Leben, weil wir ſie fühlen. Mit Einem Wort: ſie iſt zugleich unſer Zuſtand und unſere That.

Und eben weil ſie dieſes beides zugleich iſt, ſo dient ſie uns alſo zu einem ſiegenden Beweis, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beſchränkung die Unendlichkeit keineswegs ausſchließe — daß mithin durch die nothwendige phyſiſche Abhängigkeit des Menſchen ſeine moraliſche Freiheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweist dieſes, und, ich muß hinzuſetzen, ſie *allein* kann es uns beweiſen. Denn da beim Genuß der Wahrheit oder der logiſchen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins iſt, ſondern auf denſelben zufällig folgt, ſo kann uns dieſelbe blos beweiſen, daß auf eine vernünftige Natur eine ſinnliche folgen könne,

und umgekehrt, nicht daß beide zuſammen beſtehen, nicht daß ſie wechſelſeitig auf einander wirken, nicht daß ſie abſolut und nothwendig zu vereinigen ſind. Vielmehr müßte ſich gerade umgekehrt aus dieſer Ausſchließung des Gefühls, ſo lange gedacht wird, und des Gedankens, ſo lange empfunden wird, auf eine Unvereinbarkeit beider Naturen ſchließen laſſen, wie denn auch wirklich die Analyſten keinen beſſern Beweis für die Ausführung reiner Vernunft in der Menſchheit anzuführen wiſſen als den, daß ſie geboten iſt. Da nun aber bei dem Genuß der Schönheit oder der äſthetiſchen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechſelung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor ſich geht, ſo iſt eben dadurch die Vereinbarkeit beider Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabenſten Menſchheit bewieſen.

Wir dürfen alſo nicht mehr verlegen ſeyn, einen Uebergang von der ſinnlichen Abhängigkeit zu der moraliſchen Freiheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben iſt, daß die letztere mit der erſtern vollkommen zuſammen beſtehen könne, und daß der Menſch, um ſich als Geiſt zu erweiſen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Iſt er aber ſchon in Gemeinſchaft mit der Sinnlichkeit frei, wie das Factum der Schönheit lehrt, und iſt Freiheit etwas Abſolutes und Ueberſinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit ſich bringt, ſo kann nicht mehr die Frage ſeyn,

wie er dazu gelange, ſich von den Schranken zum Abſoluten zn erheben, ſich in ſeinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzuſetzen, da dieſes ſchon in der Schönheit geſchehen iſt. Es kann mit Einem Wort nicht mehr die Frage ſeyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach ſchon in der erſten liegt, ſondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer äſthetiſchen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg ſich bahne.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Da die äſthetiſche Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freiheit erſt die Entſtehung gibt, ſo iſt leicht einzuſehen, daß ſie nicht aus derſelben entſpringen und folglich keinen moraliſchen Urſprung haben könne. Ein Geſchenk der Natur muß ſie ſeyn; die Gunſt der Zufälle allein kann die Feſſeln des phyſiſchen Standes löſen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird ſich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menſchen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verſchwenderiſche ihn von jeder eigenen Anſtrengung losſpricht — wo die ſtumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniß fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Menſch ſich troglodytiſch in Höhlen birgt, ewig einzeln iſt, und die Menſchheit nie außer ſich fin-

det, auch nicht da, wo er nomadiſch in großen Heermaſſen zieht, ewig nur Zahl iſt, und die Menſchheit nie in ſich findet — da allein, wo er in eigener Hütte ſtill mit ſich ſelbſt, und ſobald er heraustritt, mit dem ganzen Geſchlechte ſpricht, wird ſich ihre liebliche Knoſpe entfalten. Da, wo ein leichter Aether die Sinne jeder leiſen Berührung eröffnet, und den üppigen Stoff eine energiſche Wärme beſeelt — wo das Reich der blinden Maſſe ſchon in der lebloſen Schöpfung geſtürzt iſt, und die ſiegende Form auch die niedrigſten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältniſſen und in der geſegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genuſſe und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben ſelbſt die heilige Ordnung quillt, und aus dem Geſetz der Ordnung ſich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirrt — hier allein werden ſich Sinne und Geiſt, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menſchheit iſt.

Und was iſt es für ein Phänomen, durch welches ſich bei dem Wilden der Eintritt in die Menſchheit verkündigt? So weit wir auch die Geſchichte befragen, es iſt daſſelbe bei allen Völkerſtämmen, welche der Sklaverei des thieriſchen Standes entſprungen ſind: die Freude am Schein, die Neigung zum Putz und zum Spiele.

Die höchſte Stupidität und der höchſte Verſtand

haben darin eine gewiſſe Affinität miteinander, daß beide nur das Reelle ſuchen, und für den bloßen Schein gänzlich unempfindlich ſind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe geriſſen, und nur durch Zurückführung ſeiner Begriffe auf Thatſachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann ſich nicht über die Wirklichkeit erheben, und der Verſtand nicht unter der Wahrheit ſtehen bleiben. Inſofern alſo das Bedürfniß der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels ſind, iſt die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Intereſſe am Schein eine wahre Erweiterung der Menſchheit und ein entſchiedener Schritt zur Kultur. Fürs Erſte zeugt es von einer äußern Freiheit; denn ſo lange die Noth gebietet und das Bedürfniß drängt, iſt die Einbildungskraft mit ſtrengen Feſſeln an das Wirkliche gebunden; erſt wenn das Bedürfniß geſtillt iſt, entwickelt ſie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freiheit, weil es uns eine Kraft ſehen läßt, die unabhängig von einem äußern Stoffe ſich durch ſich ſelbſt in Bewegung ſetzt, und Energie genug beſitzt, die andringende Materie von ſich zu halten. Die Realität der Dinge iſt ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge iſt des Menſchen Werk, und ein Gemüth, das ſich am Scheine weidet, ergetzt ſich ſchon nicht mehr an dem, was es empfängt, ſondern an dem, was es thut.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nur von dem äſthetiſchen Schein die Rede iſt, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterſcheidet, nicht von dem logiſchen, den man mit derſelben verwechſelt — den man folglich liebt, weil er Schein iſt, und nicht, weil man ihn für etwas Beſſeres hält. Nur der erſte iſt Spiel, da der letzte blos Betrug iſt. Den Schein der erſten Art für etwas gelten laſſen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun, weil man nie Gefahr läuft, ihn derſelben unterzuſchieben, was doch die einzige Art iſt, wie der Wahrheit geſchadet werden kann; ihn verachten, heißt alle ſchöne Kunſt überhaupt verachten, deren Weſen der Schein iſt. Indeſſen begegnet es dem Verſtande zuweilen, ſeinen Eifer für Realität bis zu einer ſolchen Unduldſamkeit zu treiben, und über die ganze Kunſt des ſchönen Scheins, weil ſie blos Schein iſt, ein wegwerfendes Urtheil zu ſprechen; dieß begegnet aber dem Verſtande nur alsdann, wenn er ſich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grenzen des ſchönen Scheins werde ich noch einmal insbeſondere zu reden Veranlaſſung nehmen.

Die Natur ſelbſt iſt es, die den Menſchen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem ſie ihn mit zwei Sinnen ausrüſtete, die ihn blos durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr iſt die andringende Materie ſchon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt ſich von uns, das wir in den thieriſchen Sinnen un=

mittelbar berühren. Was wir durch das Auge ſehen, iſt von dem verſchieden, was wir empfinden; denn der Verſtand ſpringt über das Licht hinaus zu den Gegenſtänden. Der Gegenſtand des Takts iſt eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenſtand des Auges und des Ohrs iſt eine Form, die wir erzeugen. So lange der Menſch noch ein Wilder iſt, genießt er blos mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieſer Periode blos dienen. Er erhebt ſich entweder gar nicht zum Sehen, oder er befriedigt ſich doch nicht mit demſelben. Sobald er anfängt mit dem Auge zu genießen und das Sehen für ihn einen ſelbſtſtändigen Werth erlangt, ſo iſt er auch ſchon äſthetiſch frei und der Spieltrieb hat ſich entfaltet.

Gleich, ſo wie der Spieltrieb ſich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbſtſtändiges behandelt. Sobald der Menſch einmal ſo weit gekommen iſt, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterſcheiden, ſo iſt er auch im Stande, ſie von ihm abzuſondern; denn das hat er ſchon gethan, indem er ſie unterſcheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunſt iſt alſo mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derſelben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie ſpät ſich der äſthetiſche Kunſttrieb entwickeln ſoll, das wird blos von dem Grade der

Liebe abhängen, mit der der Menſch fähig iſt, ſich bei dem bloßen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daſeyn von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber urſprünglich von dem Menſchen als vorſtellendem Subjekte ſich herſchreibt, ſo bedient er ſich blos ſeines abſoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Weſen zurücknimmt, und mit demſelben nach eigenen Geſetzen ſchaltet. Mit ungebundener Freiheit kann er, was die Natur trennte, zuſammenfügen, ſobald er es nur irgend zuſammendenken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, ſobald er es nur in ſeinem Verſtande abſondern kann. Nichts darf ihm hier heilig ſeyn, als ſein eigenes Geſetz, ſobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche ſein Gebiet von dem Daſeyn der Dinge oder dem Naturgebiete ſcheidet.

Dieſes menſchliche Herrſcherrecht übt er aus in der Kunſt des Scheins, und je ſtrenger er hier das Mein und Dein von einander ſondert, je ſorgfältiger er die Geſtalt von dem Weſen trennt, und je mehr Selbſtſtändigkeit er derſelben zu geben weiß, deſto mehr wird er nicht blos das Reich der Schönheit erweitern, ſondern ſelbſt die Grenzen der Wahrheit bewahren: denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frei zu machen.

Aber er beſitzt dieſes ſouveraine Recht ſchlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem weltloſen Reich der Einbildungskraft, und nur ſo

lange er ſich im Theoretiſchen gewiſſenhaft enthält, Exiſtenz davon auszuſagen, und ſo lange er im Praktiſchen darauf Verzicht thut, Exiſtenz dadurch zu ertheilen. Sie ſehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weiſe aus ſeinen Grenzen tritt, wenn er ſeinem Ideal Exiſtenz beilegt, und wenn er eine beſtimmte Exiſtenz damit bezweckt. Denn Beides kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder ſein Dichterrecht überſchreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Daſeyn zu beſtimmen ſich anmaßt, oder indem er ſein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einſchränkt.

Nur ſo weit er aufrichtig iſt (ſich von allem Anſpruch auf Realität ausdrücklich losſagt), und nur ſoweit er ſelbſtſtändig iſt (allen Beiſtand der Realität entbehrt), iſt der Schein äſthetiſch. Sobald er falſch iſt und Realität heuchelt, und ſobald er unrein und der Realität zu ſeiner Wirkung bedürftig iſt, iſt er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freiheit des Geiſtes beweiſen. Uebrigens iſt es gar nicht nöthig, daß der Gegenſtand, an dem wir den ſchönen Schein finden, ohne Realität ſey, wenn nur unſer Urtheil darüber auf dieſe Realität keine Rückſicht nimmt: denn ſo weit es dieſe Rückſicht nimmt, iſt es kein äſthetiſches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freilich eben ſo gut und noch ein wenig beſſer als eine

eben

eben ſo ſchöne blos gemahlte gefallen; aber in ſo weit ſie uns beſſer gefällt als die letztere, gefällt ſie nicht mehr als ſelbſtſtändiger Schein, gefällt ſie nicht mehr dem reinen äſthetiſchen Gefühl: dieſem darf auch das Lebendige nur als Erſcheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen; aber freilich erfordert es noch einen ungleich höhern Grad der ſchönen Kultur, in dem Lebendigen ſelbſt nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bei welchem einzelnen Menſchen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und ſelbſtſtändigen Schein findet, da darf man auf Geiſt und Geſchmack und jede damit verwandte Trefflichkeit ſchließen — da wird man das Ideal, das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Beſitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unſterblichkeit über die Exiſtenz triumphiren ſehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare ſeyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falſchen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menſchen ſowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (äſthetiſchen) Schein durch Realität nachhelfen“ — Beides iſt gern verbunden — beweiſen zugleich ihren moraliſchen Unwerth und ihr äſthetiſches Unvermögen.

Auf die Frage: „In wie weit darf Schein in der moraliſchen Welt ſeyn?“ iſt alſo die

Antwort ſo kurz als bündig dieſe: **in ſo weit es äſthetiſcher Schein iſt**, d. h. Schein, der weder Realität vertreten will noch von derſelben vertreten zu werden braucht. Der äſthetiſche Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird ſich ohne Schwierigkeit zeigen laſſen, daß der Schein nicht äſthetiſch war. Nur ein Fremdling im ſchönen Umgang z. B. wird Verſicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form iſt, als Merkmale perſönlicher Zuneigung aufnehmen, und wenn er getäuſcht wird, über Verſtellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im ſchönen Umgang wird, um höflich zu ſeyn, die Falſchheit zu Hülfe rufen, und ſchmeicheln, um gefällig zu ſeyn. Dem Erſten fehlt noch der Sinn für den ſelbſtſtändigen Schein, daher kann er demſelben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben: dem Zweiten fehlt es an Realität, und er möchte ſie gern durch den Schein erſetzen.

Nichts iſt gewöhnlicher, als von gewiſſen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verſchwunden ſey, und das Weſen über dem Schein vernachläſſigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen dieſen Vorwurf zu rechtfertigen, ſo geht doch ſchon aus der weiten Ausdehnung, welche dieſe ſtrengen Sittenrichter ihrer Anklage geben, ſattſam hervor, daß ſie dem Zeitalter nicht blos den falſchen, ſondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und ſogar

die Ausnahmen, welche ſie noch etwa zu Gunſten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den ſelbſtſtändigen Schein. Sie greifen nicht blos die betrügeriſche Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten ſich anmaßt; ſie ereifern ſich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt, und die Armſeligkeit zudeckt; auch gegen den idealiſchen, der eine Wirklichkeit veredelt. Die Falſchheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr ſtrenges Wahrheitsgefühl; nur Schade, daß ſie zu dieſer Falſchheit auch ſchon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer Flitterglanz ſo oft das wahre Verdienſt verdunkelt, aber es verdrießt ſie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienſte fordert, und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermiſſen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber ſie möchten auch das Eckige und Derbe der erſten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothiſchen Ueberfluß wieder eingeführt ſehen. Sie beweiſen durch Urtheile dieſer Art dem Stoff an ſich ſelbſt eine Achtung, die der Menſchheit nicht würdig iſt, welche vielmehr das Materielle nur in ſo fern ſchätzen ſoll, als es Geſtalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande iſt. Auf ſolche Stimmen braucht alſo der Geſchmack des Jahrhunderts nicht ſehr zu hören, wenn er nur ſonſt vor einer beſſern Inſtanz beſteht. Nicht daß wir einen Werth auf den äſthetiſchen Schein legen (wir

thun dieß noch lange nicht genug), ſondern daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daſeyn noch nicht genug von der Erſcheinung geſchieden, und dadurch beider Grenzen auf ewig geſichert haben, dieß iſt es, was uns ein rigoriſtiſcher Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Dieſen Vorwurf werden wir ſo lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunſt nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene abſolute Geſetzgebung zugeſtehen, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, ſie auf ihre Würde hinweiſen.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem äſthetiſchen Schein aufſtellte, allgemein werden ſollte. Er wird nicht allgemein werden, ſo lange der Menſch noch ungebildet genug iſt, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, ſo könnte dieß nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem ſelbſtſtändigen Schein nachzuſtreben erfordert mehr Abſtraktionsvermögen, mehr Freiheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Menſch nöthig hat, um ſich auf die Realität einzuſchränken, und er muß dieſe ſchon hinter ſich haben,

wenn er bei jenem anlangen will. Wie übel würde er ſich alſo rathen, wenn er den Weg zum Ideale einſchlagen wollte, um ſich den Weg zur Wirklichkeit zu erſparen! Von dem Schein, ſo wie er hier genommen wird, möchten wir alſo für die Wirklichkeit nicht viel zu beſorgen haben; deſto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten ſeyn. An das Materielle gefeſſelt läßt der Menſch dieſen lange Zeit blos ſeinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunſt des Ideals eine eigene Perſönlichkeit zugeſteht. Zu dem Letzten bedarf er einer totalen Revolution in ſeiner ganzen Empfindungsweiſe, ohne welche er auch nicht einmal auf dem Wege zum Ideale ſich befinden würde. Wo wir alſo Spuren einer unintereſſirten freien Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine ſolche Umwälzung ſeiner Natur und den eigentlichen Anfang der Menſchheit in ihm ſchließen. Spuren dieſer Art finden ſich aber wirklich ſchon in den erſten rohen Verſuchen, die er zur Verſchönerung ſeines Daſeyns macht, ſelbſt auf die Gefahr macht, daß er es dem ſinnlichen Gehalt nach dadurch verſchlechtern ſollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Geſtalt vorzuziehen, und an den Schein (den er aber dafür erkennen muß), Realität zu wagen, ſo iſt ſein thieriſcher Kreis aufgethan, und er befindet ſich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfniß fordert, verlangt er Ueberfluß; Anfangs zwar blos einen Ueberfluß des

Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß über das gegenwärtige Bedürfniß hinaus zu verſichern, bald aber einen Ueberfluß an dem Stoffe, eine äſthetiſche Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuß über jedes Bedürfniß hinaus zu erweitern. Indem er blos für einen künftigen Gebrauch Vorräthe ſammelt und in der Einbildung dieſelben voraus genießt, ſo überſchreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überſchreiten: er genießt mehr, aber er genießt nicht anders. Indem er aber zugleich die Geſtalt in ſeinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenſtände merkt, die ſeine Begierden befriedigen, hat er ſeinen Genuß nicht blos dem Umfang und dem Grad nach erhöhet, ſondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch ſchon dem Vernunftloſen über die Nothdurft gegeben, und in das dunkle thieriſche Leben einen Schimmer von Freiheit geſtreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Raubthier zum Kampf herausfordert, ſo erſchafft ſich die müßige Stärke ſelbſt einen Gegenſtand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüſte, und in zweckloſem Aufwand genießt ſich die üppige Kraft. Mit frohem Leben ſchwärmt das Inſekt in dem Sonnenſtrahl; auch iſt es ſicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodiſchen Schlag des Singvogels hören. Unläugbar iſt in dieſen Bewegungen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfniß überhaupt, blos von einem beſtimmten, von einem

äußern Bedürfniß. Das Thier arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder ſeiner Thätigkeit iſt, und es ſpielt, wenn der Reichthum der Kraft dieſe Triebfeder iſt, wenn das überflüſſige Leben ſich ſelbſt zur Thätigkeit ſtachelt. Selbſt in der unbeſeelten Natur zeigt ſich ein ſolcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Beſtimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und ſtreckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung ſeines Individuums und ſeiner Gattung verwendet werden. Was er von ſeiner verſchwenderiſchen Fülle ungebraucht und ungenoſſen dem Elementarreich zurückgibt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verſchwelgen. So gibt uns die Natur ſchon in ihrem materiellen Reich ein Vorſpiel des Unbegrenzten, und hebt hier ſchon zum Theil die Feſſeln auf, deren ſie ſich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfniſſes oder dem phyſiſchen Ernſte nimmt ſie durch den Zwang des Ueberfluſſes oder das phyſiſche Spiel den Uebergang zum äſthetiſchen Spiele, und ehe ſie ſich in der hohen Freiheit des Schönen über die Feſſel jedes Zweckes erhebt, nähert ſie ſich dieſer Unabhängigkeit wenigſtens von Ferne ſchon in der freien Bewegung, die ſich ſelbſt Zweck und Mittel iſt.

Wie die körperlichen Werkzeuge, ſo hat in dem Menſchen auch die Einbildungskraft ihre freie Bewe-

gung und ihr materielles Spiel, in welchem ſie, ohne alle Beziehung auf Geſtalt, blos ihrer Eigenmacht und Feſſelloſigkeit ſich freut. Inſofern ſich noch gar nichts von Form in dieſe Phantaſieſpiele miſcht, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reiz derſelben ausmacht, gehören ſie, obgleich ſie dem Menſchen allein zukommen können, blos zu ſeinem animaliſchen Leben, und beweiſen blos ſeine Befreiung von jedem äußern ſinnlichen Zwang, ohne noch auf eine ſelbſtſtändige bildende Kraft in ihm ſchließen zu laſſen. *) Von dieſem Spiel der freien Ideenfolge,

---

*) Die mehrſten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange ſind, beruhen entweder ganz und gar auf dieſem Gefühle der freien Ideenfolge, oder entlehnen doch ihren größten Reiz von demſelben. So wenig es, aber auch an ſich ſelbſt für eine höhere Natur beweiſt, und ſo gern ſich gerade die ſchlaffſten Seelen dieſem freien Bilderſtrome zu überlaſſen pflegen, ſo iſt doch eben dieſe Unabhängigkeit der Phantaſie von äußern Eindrücken wenigſtens die negative Bedingung ihres ſchöpferiſchen Vermögens. Nur indem ſie ſich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt ſich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagination in ihrer produktiven Qualität nach eignen Geſetzen handeln kann, muß ſie ſich ſchon bei ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Geſetzen frei gemacht haben. Freilich iſt von der bloßen Geſetzloſigkeit zu einer ſelbſtſtändigen innern Geſetzgebung noch ein ſehr großer Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier ins Spiel gemiſcht werden — aber dieſe Kraft kann ſich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegenwirken, und das Unbeſtimmte wenigſtens negativ an das Unendliche grenzt.

welches noch ganz materieller Art iſt, und aus bloßen Naturgeſetzen ſich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Verſuch einer freien Form den Sprung zum äſthetiſchen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil ſich eine ganz neue Kraft hier in Handlung ſetzt; denn hier zum erſten Mal miſcht ſich der geſetzgebende Geiſt in die Handlung eines blinden Inſtinktes, unterwirft das willkürliche Verfahren der Einbildungskraft ſeiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt ſeine Selbſtſtändigkeit in das Wandelbare und ſeine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber ſo lange die rohe Natur noch zu mächtig iſt, die kein anderes Geſetz kennt, als raſtlos von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird ſie durch ihre unſtäte Willkür jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stätigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbſtſtändigkeit, durch ihre Ungenügſamkeit jener erhabenen Einfalt entgegenſtreben. Der äſthetiſche Spieltrieb wird alſo in ſeinen erſten Verſuchen noch kaum zu erkennen ſeyn, da der ſinnliche mit ſeiner eigenſinnigen Laune und ſeiner wilden Begierde unaufhörlich dazwiſchen tritt. Daher ſehen wir den rohen Geſchmack das Neue und Ueberraſchende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerſt ergreifen, und vor nichts ſo ſehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Geſtalten, liebt raſche Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraſte, ſchreiende Lichter, einen pathetiſchen Geſang. Schön heißt ihm in dieſer Epoche blos, was ihn aufregt, was

ihm Stoff gibt — aber aufregt zu einem ſelbſtthätigen Widerſtand, aber Stoff gibt für ein mögliches Bilden, denn ſonſt würde es ſelbſt ihm nicht das Schöne ſeyn. Mit der Form ſeiner Urtheile iſt alſo eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er ſucht dieſe Gegenſtände, nicht weil ſie ihm etwas zu erleiden, ſondern weil ſie ihm zu handeln geben; ſie gefallen ihm, nicht weil ſie einem Bedürfniß begegnen, ſondern weil ſie einem Geſetze Genüge leiſten, welches, obgleich noch leiſe, in ſeinem Buſen ſpricht.

Bald iſt er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen; er will ſelbſt gefallen, Anfangs zwar nur durch das, was ſein iſt, endlich durch das, was er iſt. Was er beſitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr blos die Spuren der Dienſtbarkeit, die ängſtliche Form ſeines Zwecks an ſich tragen; neben dem Dienſt, zu dem es da iſt, muß es zugleich den geiſtreichen Verſtand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freien Geiſt, der es wählte und aufſtellte, widerſcheinen. Jetzt ſucht ſich der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die netteſten Muſcheln für ſeine Feſte. Selbſt die Waffen dürfen jetzt nicht mehr blos Gegenſtände des Schreckens, ſondern auch des Wohlgefallens ſeyn, und das kunſtreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt ſeyn, als des Schwertes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen äſthetiſchen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt ſich der

freiere Spieltrieb endlich ganz von den Feſſeln der Nothdurft los, und das Schöne wird für ſich allein ein Objekt ſeines Strebens. Er ſchmückt ſich. Die freie Luſt wird in die Zahl ſeiner Bedürfniſſe aufgenommen, und das Unnöthige iſt bald der beſte Theil ſeiner Freuden.

So wie ſich ihm von Außen her, in ſeiner Wohnung, ſeinem Hausgeräthe, ſeiner Bekleidung, allmälig die Form nähert, ſo fängt ſie endlich an, von ihm ſelbſt Beſitz zu nehmen, und Anfangs blos den äußern, zuletzt auch den innern Menſchen zu verwandeln. Der geſetzloſe Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungeſtalte Geſte zu einer anmuthigen harmoniſchen Geberdenſprache; die verworrenen Laute der Empfindung entfalten ſich, fangen an, dem Takt zu gehorchen und ſich zum Geſange zu biegen. Wenn das trojaniſche Heer mit gellendem Geſchrei gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranſtürmt, ſo nähert ſich das griechiſche demſelben ſtill und mit edlem Schritt. Dort ſehen wir blos den Uebermuth blinder Kräfte, hier den Sieg der Form und die ſimple Majeſtät des Geſetzes.

Eine ſchönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geſchlechter zuſammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniß bewahren, das die Begierde nur launiſch und wandelbar knüpft. Aus ihren düſtern Feſſeln entlaſſen, ergreift das ruhigere Auge die Geſtalt, die Seele ſchaut in die Seele, und aus einem eigennützi=

gen Tauſche der Luſt wird ein großmüthiger Wechſel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt ſich zur Liebe, ſo wie die Menſchheit in ihrem Gegenſtande aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verſchmäht, um über den Willen einen edlern Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniß zu gefallen unterwirft den Mächtigen des Geſchmackes zartem Gericht; die Luſt kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe ſeyn. Um dieſen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erſcheinung dem Verſtand gegenüber ſtehen; er muß Freiheit laſſen, weil er der Freiheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in ſeinem einfachſten und reinſten Exempel, in dem ewigen Gegenſatz der Geſchlechter löst, ſo löst ſie ihn — oder zielt wenigſtens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Geſellſchaft zu löſen, und nach dem Muſter des freien Bundes, den ſie dort zwiſchen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moraliſchen Welt zu verſöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbeſſert. Den keine Gewalt erſchrecken darf, entwaffnet die holde Röthe der Scham, und Thränen erſticken eine Rache, die kein Blut löſchen konnte. Selbſt der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwert des Ueberwinders verſchont den entwaffneten Feind, und

ein gaſtlicher Herd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küſte, wo ihn ſonſt nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Geſetze baut der äſthetiſche Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menſchen die Feſſeln aller Verhältniſſe abnimmt, und ihn von Allem, was Zwang heißt, ſowohl im Phyſiſchen als im Moraliſchen entbindet.

Wenn in dem dynamiſchen Staat der Rechte der Menſch dem Menſchen als Kraft begegnet und ſein Wirken beſchränkt — wenn er ſich ihm in dem ethiſchen Staat der Pflichten mit der Majeſtät des Geſetzes entgegenſtellt, und ſein Wollen feſſelt, ſo darf er ihm im Kreiſe des ſchönen Umgangs, in dem äſthetiſchen Staat, nur als Geſtalt erſcheinen, nur als Objekt des freien Spiels gegenüber ſtehen. Freiheit zu geben durch Freiheit iſt das Grundgeſetz dieſes Reichs.

Der dynamiſche Staat kann die Geſellſchaft blos möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethiſche Staat kann ſie blos (moraliſch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der äſthetiſche Staat allein kann ſie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn ſchon das Bedürfniß den Menſchen in die Geſellſchaft nöthigt, und die Vernunft geſellige Grundſätze in ihm pflanzt, ſo kann die Schönheit allein ihm einen

geſelligen Charakter ertheilen. Der Geſchmack allein bringt Harmonie in die Geſellſchaft, weil er Harmonie in dem Individuum ſtiftet. Alle anderen Formen der Vorſtellung trennen den Menſchen, weil ſie ſich ausſchließend entweder auf den ſinnlichen oder auf den geiſtigen Theil ſeines Weſens gründen; nur die ſchöne Vorſtellung macht ein Ganzes aus ihm, weil ſeine beiden Naturen dazu zuſammenſtimmen müſſen. Alle anderen Formen der Mittheilung trennen die Geſellſchaft, weil ſie ſich ausſchließend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, alſo auf das Unterſcheidende zwiſchen Menſchen und Menſchen, beziehen; nur die ſchöne Mittheilung vereinigt die Geſellſchaft, weil ſie ſich auf das Gemeinſame Aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir blos als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nehme; wir können alſo unſere ſinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unſer Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß genießen wir blos als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums ſorgfältig aus unſerm Urtheil entfernen; wir können alſo unſere Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile Anderer nicht ſo, wie aus dem unſrigen, ausſchließen können. Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräſentanten der Gattung. Das ſinnliche Gute kann

nur Einen Glücklichen machen, da es ſich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausſchließung mit ſich führt; es kann dieſen Einen auch nur einſeitig glücklich machen, weil die Perſönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das abſolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszuſetzen ſind; denn die Wahrheit iſt nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Weſen vergißt ſeiner Schranken, ſo lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrſchaft wird geduldet, ſo weit der Geſchmack regiert, und das Reich des ſchönen Scheins ſich verbreitet. Dieſes Reich erſtreckt ſich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrſcht, und alle Materie aufhebt; es erſtreckt ſich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja ſelbſt auf dieſen äußerſten Grenzen, wo die geſetzgebende Macht ihm genommen iſt, läßt ſich der Geſchmack doch die vollziehende nicht entreißen. Die ungeſellige Begierde muß ihrer Selbſtſucht entſagen, und das Angenehme, welches ſonſt nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geiſter auswerfen. Der Nothwendigkeit ſtrenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerſtand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den My-

ſterien der Wiſſenſchaft führt der Geſchmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinſinns heraus, und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menſchlichen Geſellſchaft. In ſeinem Gebiete muß auch der mächtigſte Genius ſich ſeiner Hoheit begeben, und zu dem Kinderſinn vertraulich herniederſteigen. Die Kraft muß ſich binden laſſen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das phyſiſche Bedürfniß, das in ſeiner nackten Geſtalt die Würde freier Geiſter beleidigt, ſeinen mildernden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtſchaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn, entſchwingt ſich auch die kriechende Lohnkunſt dem Staub, und die Feſſeln der Leibeigenſchaft fallen, von ſeinem Stabe berührt, von dem Lebloſen wie von dem Lebendigen ab. In dem äſthetiſchen Staate iſt Alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelſten gleiche Rechte hat, und der Verſtand, der die duldende Maſſe unter ſeine Zwecke gewaltthätig beugt, muß ſie hier um ihre Beiſtimmung fragen. Hier alſo in dem Reiche des äſthetiſchen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer ſo gern auch dem Weſen nach realiſirt ſehen möchte; und wenn es wahr iſt, daß der ſchöne Ton in der Nähe des Thrones am früheſten und am vollkommenſten reift, ſo müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menſchen

oft

oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuſchränken ſcheint, um ihn in eine idealiſche Welt zu treiben.

Exiſtirt aber auch ein ſolcher Staat des ſchönen Scheins, und wo iſt er zu finden? Dem Bedürfniß nach exiſtirt er in jeder feingeſtimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserleſenen Cirkeln finden, wo nicht die geiſtloſe Nachahmung fremder Sitten, ſondern eigene ſchöne Natur das Betragen lenkt, und der Menſch durch die verwickeltſten Verhältniſſe mit kühner Einfalt und ruhiger Unſchuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die ſeinige zu behaupten, noch ſeine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen.

Ueber
die nothwendigen Grenzen
beim
Gebrauch ſchöner Formen.*)

Der Mißbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft da, wo ſie nur die ausübende Gewalt beſitzt, auch die geſetzgebende an ſich zu reißen, haben ſowohl im Leben als in der Wiſſenſchaft ſo vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit iſt, die Grenzen genau zu beſtimmen, die dem Gebrauch ſchöner Formen geſetzt ſind. Dieſe Grenzen liegen ſchon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns blos erinnern, wie der Geſchmack ſeinen Einfluß äußert, um beſtimmen zu können, wie weit er denſelben erſtrecken darf.

Die Wirkungen des Geſchmacks überhaupt genom-

*) Anmerkung des Herausgebers. In den Horen vom Jahr 1795 erſchien dieſer Aufſatz zuerſt.

men ſind, die ſinnlichen und geiſtigen Kräfte des Menſchen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo alſo ein ſolches inniges Bündniß zwiſchen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig iſt, da iſt dem Geſchmack ein Einfluß zu geſtatten. Gibt es aber Fälle, wo wir, ſey es nun um einen Zweck zu erreichen, oder ſey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem ſinnlichen Einfluß frei und als reine Vernunftweſen handeln müſſen, wo alſo das Band zwiſchen dem Geiſt und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geſchmack ſeine Grenzen, die er nicht überſchreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unſerer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle gibt es aber wirklich, und ſie werden uns ſchon durch unſere Beſtimmung vorgeſchrieben.

Unſere Beſtimmung iſt, uns Erkenntniſſe zu erwerben und aus Erkenntniſſen zu handeln. Zu beiden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geiſt thut, die Sinne auszuſchließen, weil bei allem Erkennen vom Empfinden, und bei allem moraliſchen Wollen von der Begierde abſtrahirt werden muß.

Wenn wir erkennen, ſo verhalten wir uns thätig, und unſere Aufmerkſamkeit iſt auf einen Gegenſtand, auf ein Verhältniß zwiſchen Vorſtellungen und Vorſtellungen, gerichtet. Wenn wir empfinden, ſo verhalten wir uns leidend, und unſere Aufmerkſamkeit (wenn man es anders ſo nennen kann, was keine bewußte Handlung des Geiſtes iſt)

iſt blos auf unſern Zuſtand gerichtet, in ſo fern derſelbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne blos empfinden und nicht erkennen, ſo merken wir dabei auf kein Verhältniß deſſelben zu andern Objekten, ſo beziehen wir die Vorſtellung deſſelben nicht auf andere Vorſtellungen, ſondern auf unſer empfindendes Selbſt. An dem ſchönen Gegenſtand erfahren wir nichts, aber von demſelben erfahren wir eine Veränderung unſers Zuſtandes, davon die Empfindung der Ausdruck iſt. Unſer Wiſſen wird alſo durch Urtheile des Geſchmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniß, ſelbſt nicht einmal von der Schönheit, wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo alſo Erkenntniß der Zweck iſt, da kann uns der Geſchmack, wenigſtens direkt und unmittelbar, keine Dienſte leiſten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade ſo lange ausgeſetzt, als uns die Schönheit beſchäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geſchmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer ſeyn kann, als Erkenntniß hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verſtandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben ſo wenig beitragen als das geſchmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäſte, oder die äußere Eleganz eines Menſchen zur Beurtheilung ſeines innern Werths. Aber eben ſo, wie dort durch die ſchöne Anordnung

der Tafel die Eßluſt gereizt, und hier durch das Empfehlende im Aeußern die Aufmerkſamkeit auf den Menſchen überhaupt geweckt und geſchärft wird, ſo werden wir durch eine reizende Darſtellung der Wahrheit in eine günſtige Stimmung geſetzt, ihr unſere Seele zu öffnen, und die Hinderniſſe in unſerm Gemüth werden hinweggeräumt, die ſich der ſchwierigen Verfolgung einer langen und ſtrengen Gedankenkette ſonſt würden entgegengeſetzt haben. Es iſt niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verſtand, dem der Geſchmack beim Erkennen hilft. Der Inhalt muß ſich dem Verſtand unmittelbar durch ſich ſelbſt empfehlen, indem die ſchöne Form zu der Einbildungskraft ſpricht, und ihr mit einem Scheine von Freiheit ſchmeichelt.

Aber ſelbſt dieſe unſchuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man ſich blos in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, iſt großen Einſchränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig ſeyn, je nachdem die Art der Erkenntniß und der Grad der Ueberzeugung iſt, die man bei Mittheilung ſeiner Gedanken beabſichtigt.

Es gibt eine wiſſenſchaftliche Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine populäre Erkenntniß, welche blos auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle ſich gründet. Was der letztern oft ſehr beförderlich iſt, kann der erſtern geradezu widerſtreiten.

Da, wo man eine ſtrenge Ueberzeugung aus Prin-

cipien zu bewirken ſucht, da iſt es nicht damit gethan, die Wahrheit blos dem Inhalt nach vorzutragen, ſondern auch die Probe der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten ſeyn. Dieß kann aber nichts Anderes heißen, als, nicht blos der Inhalt, ſondern auch die Darlegung deſſelben muß den Denkgeſetzen gemäß ſeyn. Mit derſelben ſtrengen Nothwendigkeit, mit welcher ſich die Begriffe im Verſtand an einander ſchließen, müſſen ſie ſich auch im Vortrag zuſammenfügen, und die Stätigkeit in der Darſtellung muß der Stätigkeit in der Idee entſprechen. Nun ſtreitet aber jede Freiheit, die der Imagination bei Erkenntniſſen eingeräumt wird, mit der ſtrengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verſtand Urtheile mit Urtheilen und Schlüſſe mit Schlüſſen zuſammenkettet. Die Einbildungskraft ſtrebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anſchauungen, d. h. nach ganzen und durchgängig beſtimmten Vorſtellungen, und iſt ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzuſtellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abſtrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zuſammenſetzungen Freiheit und erkennt dabei kein anderes Geſetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn dieſe iſt der einzige Zuſammenhang, der zwiſchen unſern Vorſtellungen übrig bleibt, wenn wir Alles, was Begriff iſt, was ſie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beſchäftigt ſich der Verſtand nur mit Theil-

vorſtellungen oder Begriffen, und ſein Beſtreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anſchauung Merkmale zu unterſcheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältniſſen verknüpft, die ſich nur durch Abſonderung entdecken laſſen, ſo kann der Verſtand nur in ſo fern, als er vorher trennte, d. h. nur durch Vorſtellungen, verbinden. Der Verſtand beobachtet in ſeinen Kombinationen ſtrenge Nothwendigkeit und Geſetzmäßigkeit, und es iſt blos der ſtätige Zuſammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieſer Zuſammenhang wird aber jedesmal geſtört, ſo oft die Einbildungskraft ganze Vorſtellungen (einzelne Fälle) in dieſe Kette von Abſtraktionen einſchaltet, und in die ſtrenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung miſcht *). Es iſt daher unumgänglich nöthig, daß da, wo es um ſtrenge Konſequenz im Denken zu thun iſt, die Imagination ihren willkürlichen Charakter verläugne, und ihr Beſtreben nach möglichſter Sinnlichkeit in den Vorſtellungen und möglichſter Freiheit in Ver-

---

*) Ein Schriftſteller, dem es um wiſſenſchaftliche Strenge zu thun iſt, wird ſich deswegen der Beiſpiele ſehr ungern und ſehr ſparſam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommener Wahrheit gilt, erleidet in jedem beſondern Fall Einſchränkungen; und da in jedem beſondern Fall ſich Umſtände finden, die in Rückſicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargeſtellt werden ſoll, zufällig ſind, ſo iſt immer zu fürchten, daß dieſe zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von ſeiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

knüpfung derſelben dem Bedürfniß des Verſtandes unterordnen und aufopfern lerne. Deswegen muß ſchon der Vortrag darnach eingerichtet ſeyn, durch Ausſchließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Beſtreben der Einbildungskraft niederzuſchlagen, und ſowohl durch Beſtimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungstrieb als durch Geſetzmäßigkeit im Fortſchritt ihrer Willkür in Kombinationen Schranken zu ſetzen. Freilich wird ſie ſich nicht ohne Widerſtand dieſem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbſtverläugnung und auf einen ernſtlichen Entſchluß des Zuhörers oder Leſers, um der Sache willen die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich ſind.

Wo ſich aber ein ſolcher Entſchluß nicht vorausſehen läßt, und wo man ſich keine Hoffnung machen kann, daß das Intereſſe an dem Inhalt ſtark genug ſeyn werde, um zu dieſer Anſtrengung Muth zu machen, da wird man freilich auf Mittheilung einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß Verzicht thun müſſen, dafür aber in Anſehung des Vortrags etwas mehr Freiheit gewinnen. Man verläßt in dieſem Falle die Form der Wiſſenſchaft, die zu viel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die, unabhängig von allem Inhalt, ſich ſchon durch ſich ſelbſt empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, ſo muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt ſich mit dieſer Freiheit. Da der Volksredner oder Volksſchriftſteller (eine Benennung, unter der ich Jeden befaſſe, der nicht ausſchließend an den Gelehrten ſich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum ſpricht, und ſeine Leſer nicht wie der andere auswählt, ſondern ſie nehmen muß, wie er ſie findet, ſo kann er auch blos die allgemeinen Bedingungen des Denkens und blos die allgemeinen Antriebe zur Aufmerkſamkeit, aber noch keine beſondere *Denkfertigkeit*, noch keine Bekanntſchaft mit beſtimmten Begriffen, noch kein Intereſſe an beſtimmten Gegenſtänden bei denſelben vorausſetzen. Er kann es alſo auch nicht darauf ankommen laſſen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit ſeinen Abſtraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wiſſenſchaftliche Vortrag ſich einſchränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um ſicher zu gehen, gibt er daher lieber die Anſchauungen und einzelnen Fälle gleich *mit*, auf welche ſich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verſtand ſeiner Leſer, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird alſo bei dem populären Vortrag ſchon weit mehr ins Spiel gemiſcht, aber immer *reproduktiv*, (empfangene Vorſtellungen erneuernd), nicht aber *produktiv* (ihre ſelbſtbildende Kraft beweiſend). Jene einzelnen Fälle oder Anſchauungen ſind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht

werden ſoll, viel zu beſtimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergeſſen könnte, daß ſie blos im Dienſt des Verſtandes handelt. Der Vortrag hält ſich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert ſich noch nicht in derſelben. Die Darſtellung iſt alſo noch immer blos didaktiſch; denn, um ſchön zu ſeyn, fehlen ihr noch die zwei vornehmſten Eigenſchaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freiheit in der Bewegung.

Frei wird die Darſtellung, wenn der Verſtand den Zuſammenhang der Ideen zwar beſtimmt, aber mit ſo verſteckter Geſetzmäßigkeit, daß die Einbildungskraft dabei völlig willkürlich zu verfahren und blos dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen ſcheint. Sinnlich wird die Darſtellung, wenn ſie das Allgemeine in das Beſondere verſteckt, und der Phantaſie das lebendige Bild (die ganze Vorſtellung) hingibt, wo es blos um den Begriff (die Theilvorſtellung) zu thun iſt. Die ſinnliche Darſtellung iſt alſo, von der einen Seite betrachtet, reich, weil ſie da, wo nur eine Beſtimmung verlangt wird, ein vollſtändiges Bild, ein Ganzes von Beſtimmungen, ein Individuum gibt; ſie iſt aber, von einer andern Seite betrachtet, wieder eingeſchränkt und arm, weil ſie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verſtehen iſt. Sie verkürzt alſo den Verſtand gerade um ſo viel, als ſie der Imagination im Ueberfluß darbietet, denn je vollſtändiger an Inhalt eine Vorſtellung iſt, deſto kleiner iſt ihr Umfang.

Das Intereſſe der Einbildungskraft iſt, ihre Gegenſtände nach Willkür zu wechſeln; das Intereſſe des Verſtandes iſt, die ſeinigen mit ſtrenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So ſehr dieſe beiden Intereſſen mit einander zu ſtreiten ſcheinen, ſo gibt es doch zwiſchen beiden einen Punkt der Vereinigung, und dieſen auszufinden iſt das eigentliche Verdienſt der ſchönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen materiellen Theil oder Körper haben, und dieſen machen die Anſchauungen aus, von denen der Verſtand die einzelnen Merkmale oder Begriffe abſondert; denn ſo abſtrakt wir auch denken mögen, ſo iſt es doch immer zuletzt etwas Sinnliches, was unſerm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anſchauung zu Anſchauung überſpringen, und ſich an keinen andern Zuſammenhang als den der Zeitfolge binden. Stehen alſo die Anſchauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, ſcheinen ſie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für ſich ſelbſt zu beſtehen, verrathen ſie die ganze Unordnung einer ſpielenden und blos ſich ſelbſt gehorchenden Einbildungskraft, ſo hat die Einkleidung äſthetiſche Freiheit, und das Bedürfniß der Phantaſie iſt befriedigt. Eine ſolche Darſtellung, könnte man ſagen, iſt ein organiſches Produkt, wo nicht blos das Ganze lebt, ſondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die blos wiſſenſchaftliche Darſtellung iſt ein mechani=

ſches Werk, wo die Theile leblos für ſich ſelbſt, dem Ganzen durch ihre Zuſammenſtimmung ein künſtliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verſtande Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geiſtigen Theil, Bedeutung, haben, und dieſe erhält ſie durch die Begriffe, vermittelſt welcher jene Anſchauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwiſchen dieſen Begriffen, als dem geiſtigen Theile der Rede, der genaueſte Zuſammenhang ſtatt, während daß ſich die ihnen korreſpondirenden Anſchauungen, als der ſinnliche Theil der Rede, blos durch ein willkürliches Spiel der Phantaſie zuſammen zu finden ſcheinen, ſo iſt das Problem gelöst, und der Verſtand wird durch Geſetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantaſie durch Geſetzloſigkeit geſchmeichelt wird.

Unterſucht man die Zauberkraft der ſchönen Diktion, ſo wird man allemal finden, daß ſie in einem ſolchen glücklichen Verhältniß zwiſchen äußerer Freiheit und innerer Nothwendigkeit enthalten iſt. Zu dieſer Freiheit der Einbildungskraft trägt die Individualiſirung der Gegenſtände, und der figürliche oder uneigentliche Ausdruck das Meiſte bei, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieſer, um ſie da, wo ſie nicht iſt, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräſentiren, und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darſtellen, nehmen wir der Phantaſie die Feſſeln ab, die der Verſtand ihr

angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, ſich ſchöpfe=riſch zu beweiſen. Immer nach Vollſtändigkeit der Be=dingungen ſtrebend, erhält und gebraucht ſie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu er=gänzen, zu beleben, umzugeſtalten, ihm in allen ſei=nen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergeſſen, und ſich als eine willkürliche Selbſtherrſche=rinn betragen, weil durch den ſtrengen innern Zu=ſammenhang hinlänglich dafür geſorgt iſt, daß ſie dem Zügel des Verſtandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt dieſe Freiheit noch weiter, indem er Bilder zuſammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verſchieden ſind, aber ſich gemeinſchaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil ſich nun die Phantaſie an den Inhalt, der Verſtand hingegen an jenen höhern Begriff hält, ſo macht die erſtere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenſte Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln ſich nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Geſetz der Freiheit gehen ſie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derſelbe, nur wechſelt das Medium, das ihn darſtellt. So er=ſchafft ſich der beredte Schriftſteller aus der Anarchie ſelbſt die herrlichſte Ordnung, und errichtet auf einem immer wechſelnden Grunde, auf dem Strome der Ima=gination, der immer fortfließt, ein feſtes Gebäude.

Stellt man zwiſchen der wiſſenſchaftlichen, der po=pulären und der ſchönen Diktion eine Vergleichung

an, ſo zeigt ſich, daß alle drei den Gedanken, um den es zu thun iſt, der Materie nach, gleich getreu überliefern, und uns alſo alle drei zu einer Erkenntniß verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieſer Erkenntniß bei einer jeden merklich verſchieden ſind. Der ſchöne Schriftſteller ſtellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünſchenswürdig vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derſelben überzeugen könnte; denn ſein Gedanke kündigt ſich blos als eine willkürliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für ſich allein nie im Stand iſt, die Realität ihrer Vorſtellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftſteller erweckt uns den Glauben, daß es ſich wirklich ſo verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht abſolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren, was iſt, aber niemals was ſeyn muß. Der philoſophiſche Schriftſteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er beweist aus unbezweifelten Gründen, daß es ſich nothwendig ſo verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundſätzen ausgeht, ſo wird es nicht ſchwer ſeyn, einer jeden von dieſen drei verſchiedenen Formen der Diktion ihre ſchickliche Stelle anzuweiſen. Im Ganzen genommen wird ſich als Regel annehmen laſſen, daß da, wo es nicht blos an dem Reſultat, ſondern zugleich an den Beweiſen liegt, die wiſſenſchaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Reſultat zu thun

iſt, die populäre und ſchöne Schreibart den Vorzug verdienen. Wann aber der populäre Ausdruck in den ſchönen übergehen darf, das entſcheidet der größere oder geringere Grad des Intereſſe, den man voraus=zuſetzen und zu bewirken hat.

Der reine wiſſenſchaftliche Ausdruck ſetzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philoſophiſcher oder popu=lärer iſt) in den Beſitz einer Erkenntniß; der ſchöne Ausdruck leiht uns dieſelbe blos zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erſte gibt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit ſammt der Wurzel, aber freilich müſſen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der ſchöne Ausdruck bricht uns blos die Blüthen und Früchte davon ab; aber der Baum, der ſie trug, wird nicht unſer, und wenn jene verwelkt und genoſſen ſind, iſt unſer Reichthum verſchwunden. So widerſinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzu=brechen, der den Baum ſelbſt in ſeinen Garten ver=pflanzt haben will, eben ſo ungereimt würde es ſeyn, dem, welchen gerade jetzt nur nach einer Frucht ge=lüſtet, den Baum ſelbſt mit ſeinen künftigen Früch=ten anzubieten. Die Anwendung ergibt ſich von ſelbſt, und ich bemerke blos, daß der ſchöne Ausdruck eben ſo wenig für den Lehrſtuhl, als der ſchulgerechte für den ſchönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende ſammelt für ſpätere Zwecke und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu ſorgen hat, ihn zum völligen Eigenthümer

der Kenntniſſe zu machen, die er ihm beibringt. Nichts aber iſt unſer, als was dem Verſtand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen ſchnellen Gebrauch und hat ein gegenwärtiges Bedürfniß ſeines Publikums zu befriedigen. Sein Intereſſe iſt es alſo, die Kenntniſſe, welche er ausſtreut, ſo ſchnell, als er immer kann, praktiſch zu machen, und dieß erreicht er am ſicherſten, wenn er ſie dem Sinn übergibt und für die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der ſein Publikum blos auf Bedingungen übernimmt und berechtigt iſt, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfordert wird, ſchon bei demſelben vorauszuſetzen, richtet ſich blos nach dem Objekt ſeines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit ſeinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erſt zu ſeinem Vortheil gewinnen muß, ſich zugleich nach den Subjekten zu richten hat, an die er ſich wendet. Jener, deſſen Publikum ſchon da war und wiederkommt, braucht blos Bruchſtücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erſt ein Ganzes ausmachen; dieſer, deſſen Publikum ohne Aufhören wechſelt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß ſein Geſchäft bei jedem Vortrag vollenden; jede ſeiner Aufführungen muß ein Ganzes für ſich ſeyn, und ihren vollſtändigen Aufſchluß enthalten.

Daher iſt es kein Wunder, wenn ein noch ſo gründlicher dogmatiſcher Vortrag in der Konverſation und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch ſo geiſt-

voller, ſchöner Vortrag auf dem Lehrſtuhl keine Früchte trägt, wenn die ſchöne Welt Schriften ungeleſen läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignorirt, die eine Schule der Weltleute ſind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verſchlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es beſtimmt iſt, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt können beide vollkommen gleich ſeyn, aber es hieße etwas Unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anſtrengt, zugleich dem bloßen Schöngeiſt zum leichten Spiele dienen ſollte.

Aus dieſem Grunde halte ich es für ſchädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wiſſenſchaftliche Materien in ſchöne Form eingekleidet ſind. Ich rede hier ganz und gar nicht von ſolchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden iſt, ſondern von wirklich vortreflichen Schriften, die die ſchärfſte Sachprobe aushalten, aber dieſe Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es iſt wahr, man erreicht mit ſolchen Schriften den Zweck, geleſen zu werden, aber immer auf Unkoſten des wichtigern Zweckes, warum man geleſen werden will. Der Verſtand wird bei dieſer Lektüre immer nur in ſeiner Zuſammenſtimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt alſo nie die Form von dem Stoffe ſcheiden und als ein reines Vermögen handeln. Und doch iſt ſchon die bloße Uebung des Verſtandes ein Hauptmoment bei dem Jugendunterricht,

und an dem Denken ſelbſt liegt in den meiſten Fällen mehr als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geſchäft gut beſorgt werde, ſo mag man ſich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geiſt ſchon durch die Form der Behandlung in Spannung geſetzt und mit einer gewiſſen Gewalt von der Paſſivität zur Thätigkeit fortgeſtoßen werden. Der Lehrer ſoll ſeinem Schüler die ſtrenge Geſetzmäßigkeit der Methode keineswegs verbergen, ſondern ihn vielmehr darauf aufmerkſam und wo möglich darnach begierig machen. Der Studirende ſoll lernen, einen Zweck verfolgen und um des Zwecks willen auch ein beſchwerliches Mittel ſich gefallen laſſen. Frühe ſchon ſoll er nach der edleren Luſt ſtreben, welche der Preis der Anſtrengung iſt. Bei dem wiſſenſchaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewieſen, bei dem Schönen werden ſie ins Intereſſe gezogen. Was wird die Folge davon ſeyn? Man verſchlingt eine ſolche Schrift, eine ſolche Unterhaltung mit Antheil, aber wird man um die Reſultate befragt, ſo iſt man kaum im Stande, davon Rechenſchaft zu geben. Und ſehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Maſſen in die Seele, und der Verſtand erkennt nur, wo er unterſcheidet; das Gemüth verhielt ſich während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geiſt beſitzt nichts, als was er thut.

Dieß gilt übrigens blos von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art, das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet ſich auf die

ſtrengſte Beſtimmtheit, auf die genaueſte Abſonderung, auf die höchſte innere Nothwendigkeit; nur muß dieſe Beſtimmtheit ſich eher finden laſſen als gewaltſam hervordrängen. Die höchſte Geſetzmäßigkeit muß da ſeyn, aber ſie muß als Natur erſcheinen. Ein ſolches Produkt wird dem Verſtand vollkommen Genüge thun, ſobald es ſtudirt wird, aber eben weil es wahrhaft ſchön iſt, ſo dringt es ſeine Geſetzmäßigkeit nicht auf, ſo wendet es ſich nicht an den Verſtand insbeſondere, ſondern ſpricht als reine Einheit zu dem harmonirenden Ganzen des Menſchen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig beſtimmt; gerade dasjenige, worin der Triumph der Darſtellung beſteht, die vollkommene Auflöſung der Theile in einem reinen Ganzen, beleidigt ihn, weil er nur zu unterſcheiden verſteht und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar ſoll bei philoſophiſchen Darſtellungen der Verſtand, als Unterſcheidungsvermögen, befriedigt werden, es ſollen einzelne Reſultate für ihn durchaus hervorgehen: dieß iſt der Zweck, der auf keine Weiſe hintangeſetzt werden darf. Wenn aber der Schriftſteller durch die ſtrengſte innere Beſtimmtheit dafür geſorgt hat, daß der Verſtand dieſe Reſultate nothwendig finden muß, ſobald er ſich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch ſeine Natur (die immer als harmoniſche Einheit wirkt, und, wo ſie durch das Geſchäft der Abſtraktion dieſe Einheit verloren, ſolche ſchnell wieder herſtellt), wenn er

das Getrennte wieder verbindet und durch die vereinigte Aufforderung der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte immer den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt, ſo hat er wahrhaftig nicht um ſo viel ſchlechter geſchrieben, als er dem Höchſten näher gekommen iſt. Der gemeine Beurtheiler freilich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche ſelbſt nur die Pfeiler ſuchen würde, welche dieſes künſtliche Firmament unterſtützen, dieſer wird es ihm wenig Dank wiſſen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein ſolcher muß ihn freilich erſt überſetzen, wenn er ihn verſtehen will, ſo wie der bloße nackte Verſtand, entblößt von allem Darſtellungsvermögen, das Schöne und Harmoniſche in der Natur und in der Kunſt erſt in ſeine Sprache umſetzen und auseinander legen, kurz, ſo wie der Schüler, um zu leſen, erſt buchſtabiren muß. Aber von der Beſchränktheit und Bedürftigkeit ſeiner Leſer empfängt der darſtellende Schriftſteller niemals das Geſetz. Dem Ideal, das er in ſich ſelbſt trägt, geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt, oder wer zurückbleibt. Es werden viel zurückbleiben: denn ſo ſelten es ſchon iſt, auch nur denkende Leſer zu finden, ſo iſt es doch noch unendlich ſeltener, ſolche anzutreffen, welche darſtellend denken können. Ein ſolcher Schriftſteller wird es alſo der Natur der Sache nach ſowohl mit denjenigen verderben, welche nur anſchauen und nur empfinden — denn er legt ihnen die ſaure Arbeit des Denkens auf — als mit denjenigen,

welche nur denken, denn er fordert von ihnen, was für ſie ſchlechthin unmöglich iſt, lebendig zu bilden. Weil aber beide nur ſehr unvollkommene Repräſentanten gemeiner und ächter Menſchheit ſind, welche durchaus Harmonie jener beiden Geſchäfte fordert, ſo bedeutet ihr Widerſpruch nichts; vielmehr beſtätigen ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er ſuchte. Der abſtrakte Denker findet ſeinen Inhalt gedacht, und der anſchauende Leſer ſeine Schreibart lebendig; beide billigen alſo, was ſie faſſen, und vermiſchen nur, was ihr Vermögen überſteigt.

Ein ſolcher Schriftſteller iſt aber aus eben dieſem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwiſſenden mit dem Gegenſtand, den er behandelt, bekannt zu machen, oder, im eigentlichſten Sinne des Worts, zu lehren. Dazu iſt er glücklicherweiſe auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjekten fehlen wird. Der Lehrer in ſtrengſter Bedeutung muß ſich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Vorausſetzung des Unvermögens aus; da hingegen jener von ſeinem Leſer oder Zuhörer ſchon eine gewiſſe Integrität und Ausbildung fordert. Dafür ſchränkt ſich aber ſeine Wirkung auch nicht darauf ein, blos todte Begriffe mitzutheilen; er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtigt ſich des ganzen Menſchen, ſeines Verſtandes, ſeines Gefühls, ſeines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniß nachtheilig befunden wurde, bei dem eigentlichen Ler-

nen den Forderungen des Geſchmacks Raum zu geben, ſo wird dadurch keineswegs behauptet, daß die Bildung dieſes Vermögens bei dem Studirenden zu frühzeitig ſey. Ganz im Gegentheil ſoll man ihn aufmuntern und veranlaſſen, Kenntniſſe, die er ſich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darſtellung mitzutheilen. Sobald das Erſtere nur beobachtet worden iſt, kann das Zweite keine anderen als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Wahrheit ſchon im hohen Grade mächtig ſeyn, um ohne Gefahr die Form verlaſſen zu können, in der ſie gefunden wurde; man muß einen großen Verſtand beſitzen, um ſelbſt in dem freien Spiele der Imagination ſein Objekt nicht zu verlieren. Wer mir ſeine Kenntniſſe in ſchulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, das er ſie richtig faſſe, und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande iſt, ſie in einer ſchönen Form mitzutheilen, der beweist nicht nur, daß er dazu gemacht iſt, ſie zu erweitern, er beweist auch, daß er ſie in ſeine Natur aufgenommen und in ſeinen Handlungen darzuſtellen fähig iſt. Es gibt für die Reſultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben als durch die ſelbſtthätige Bildungskraft. Nichts, als was in uns ſelbſt ſchon lebendige That iſt, kann es außer uns werden, und es iſt mit Schöpfungen des Geiſtes wie mit organiſchen Bildungen; nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als in=

nere Anſchauungen längſt ſchon lebendig wirkten, ehe die Philoſophie ſie demonſtrirte, und wie kraftlos öfters die demonſtrirteſten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, ſo erkennt man, wie wichtig es für das praktiſche Leben iſt, dieſen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntniſſe der Wiſſenſchaft wieder in lebendige Anſchauung umzuwandeln. Nur auf dieſe Art iſt man im Stande, an den Schätzen der Weisheit auch diejenigen Antheil nehmen zu laſſen, denen ſchon ihre Natur unterſagte, den unnatürlichen Weg der Wiſſenſchaft zu wandeln. Die Schönheit leiſtet hier in Rückſicht auf die Erkenntniß eben das, was ſie im Moraliſchen in Rückſicht auf die Handlungsweiſe leiſtet; ſie vereinigt die Menſchen in den Reſultaten und in der Materie, die ſich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andere Geſchlecht kann und darf ſeiner Natur und ſeiner ſchönen Beſtimmung nach mit dem männlichen nie die Wiſſenſchaft, aber durch das Medium der Darſtellung kann es mit demſelben die Wahrheit theilen. Der Mann läßt es ſich noch wohl gefallen, daß ſein Geſchmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verſtand entſchädigt. Gewöhnlich iſt es ihm nur deſto lieber, je härter die Beſtimmtheit hervortritt, und je reiner ſich das innere Weſen von der Erſcheinung abſondert. Aber das Weib vergibt dem reichſten Inhalt die vernachläſſigte Form nicht, und der ganze innere Bau ſeines Weſens gibt ihm ein Recht zu dieſer ſtrengen Forderung. Dieſes Ge=

ſchlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrſchte, ſchon allein deswegen das ſchöne Geſchlecht heiſſen müßte, weil es durch Schönheit beherrſcht wird, zieht Alles, was ihm vorkommt, vor den Richterſtuhl der Empfindung, und was nicht zu dieſer ſpricht oder ſie gar beleidigt, iſt für daſſelbe verloren. Freilich kann ihm in dieſem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ſelbſt überliefert werden, die von ihrem Beweis unzertrennlich iſt. Aber glücklicherweiſe braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um ſeine höchſte Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erſchienenen Ausnahmen können den Wunſch nicht erregen, daß ſie zur Regel werden möchten.

Das Geſchäft alſo, welches die Natur dem andern Geſchlecht nicht blos nachließ, ſondern verbot, muß der Mann doppelt auf ſich nehmen, wenn er anders dem Weibe in dieſem wichtigen Punkt des Daſeyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird alſo ſo viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abſtraktion, wo er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen ſuchen, wo das Weib zugleich Muſter und Richterinn iſt. Er wird, da er in dem weiblichen Geiſte keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, ſo viele Blüthen und Früchte, als immer möglich iſt, auf ſeinem eigenen Felde zu erzielen ſuchen, um den ſchnell verwelkenden Vorrath auf dem andern deſto öfter erneuern und da, wo keine natürliche Ernte reift, eine künſtliche unterhalten zu können. Der Geſchmack verbeſſert — oder

verbirgt — den natürlichen Geiſtesunterſchied beider Geſchlechter, er nährt und ſchmückt den weiblichen Geiſt mit den Produkten des männlichen, und läßt das reizende Geſchlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genießen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geſchmack iſt alſo unter den Einſchränkungen, deren ich bisher erwähnte, bei Mittheilung der Erkenntniß zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er ſich nicht an dem Inhalt vergreiſe. Er ſoll nie vergeſſen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht ſeine eigenen Geſchäfte führt. Sein ganzer Antheil ſoll darauf eingeſchränkt ſeyn, das Gemüth in eine der Erkenntniß günſtige Stimmung zu verſetzen; aber in Allem dem, was die Sache betrifft, ſoll er ſich durchaus keiner Autorität anmaßen.

Wenn er das Letztere thut — wenn er ſein Geſetz, welches kein anderes iſt, als der Einbildungskraft gefällig zu ſeyn und in der Betrachtung zu vergnügen, zum oberſten erhebt — wenn er dieſes Geſetz nicht blos auf die Behandlung, ſondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maßgabe deſſelben die Materialien nicht blos ordnet, ſondern wählt, ſo überſchreitet er nicht nur, ſondern veruntreut ſeinen Auftrag und verfälſcht das Objekt, das er uns treu überliefern ſollte. Nach dem, was die Dinge ſind, wird jetzt nicht mehr gefragt, ſondern wie ſie ſich am beſten den Sinnen empfehlen. Die ſtrenge Konſequenz der Gedanken, welche blos hätte verborgen werden ſollen, wird als

eine läſtige Feſſel weggeworfen; die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Weſen dem äuſ-ßern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt ſich nach der Form richten muß, da iſt gar kein Inhalt; die Darſtellung iſt leer, und anſtatt ſein Wiſſen vermehrt zu haben, hat man blos ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftſteller, welche mehr Witz als Verſtand und mehr Geſchmack als Wiſſenſchaft beſitzen, machen ſich dieſer Betrügerei nur allzu oft ſchuldig, und Leſer, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt ſind, zeigen ſich nur zu bereitwillig, ſie zu verzeihen. Ueberhaupt iſt es bedenklich, dem Geſchmack ſeine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verſtand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geſchmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache ſieht, ſo verliert ſich da, wo er der alleinige Richter iſt, aller Sachunterſchied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und ſetzt endlich allen Werth in die Form und in die Erſcheinung.

Daher der Geiſt der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man ſehr oft bei ſolchen Ständen und in ſolchen Cirkeln herrſchen ſieht, die ſich ſonſt nicht mit Unrecht der höchſten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menſchen in dieſe Cirkel der Grazien einzuführen, ehe die Muſen ihn als mündig entlaſſen

haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äußere Vollendung gibt, den unreifen zum Gecken macht*). Stoff ohne Form iſt freilich nur ein halber Beſitz, denn die herrlichſten Kenntniſſe liegen in einem Kopf, der ihnen keine Geſtalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff iſt hingegen gar nur der Schatten eines Be-

*) Herr Garve hat in ſeiner einſichtsvollen Vergleichung bürgerlicher und adeliger Sitten im 1. Theil ſeiner Verſuche ꝛc. (einer Schrift, von der ich vorausſetzen darf, daß ſie in Jedermanns Händen ſeyn werde) unter den Prärogativen des adeligen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz deſſelben zu dem Umgange mit der großen Welt angeführt, von welchem der bürgerliche ſchon durch ſeine Geburt ausgeſchloſſen iſt. Ob aber dieſes Vorrecht, welches in Abſicht auf die äußere und äſthetiſche Bildung unſtreitig als ein Vortheil zu betrachten iſt, auch in Abſicht auf die innere Bildung des adeligen Jünglings, und alſo auf das Ganze ſeiner Erziehung, noch ein Gewinn heißen könne, darüber hat uns Herr Garve ſeine Meinung nicht geſagt, und ich zweifle, ob er eine ſolche Behauptung würde rechtfertigen können. So viel auch auf dieſem Wege an Form zu gewinnen iſt, ſo viel muß dadurch an Materie verſäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter ſich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, ſo dürfte der Bürger den Edelmann um dieſes Prärogativ nicht ſehr beneiden. Wenn es freilich auch fernerhin bei der Einrichtung bleiben ſoll, daß der Bürgerliche arbeitet, und der Adelige repräſentirt, ſo kann man kein paſſenderes Mittel dazu wählen, als gerade dieſen Unterſchied in der Erziehung; aber ich zweifle, ob der Adelige ſich eine ſolche Theilung immer gefallen laſſen wird.

ſitzes, und alle Kunſtfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn alſo die ſchöne Kultur nicht auf dieſen Abweg führen ſoll, ſo muß der Geſchmack nur die äußere Geſtalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Weſen beſtimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchſten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, ſo tritt der Menſch niemals aus der Dienſtbarkeit der Materie, ſo wird es niemals Licht in ſeinem Geiſte, kurz, ſo verliert er eben ſo viel an Freiheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zu viel verſtattet.

Das Schöne thut ſeine Wirkung ſchon bei der bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer alſo blos ſeinen Schönheitsſinn übte, der begnügt ſich auch da, wo ſchlechterdings Studium nöthig iſt, mit der ſuperficiellen Betrachtung, und will auch da blos verſtändig ſpielen, wo Anſtrengung und Ernſt erfordert wird. Durch die bloße Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Großes leiſten will, muß tief eindringen, ſcharf unterſcheiden, vielſeitig verbinden und ſtandhaft beharren. Selbſt der Künſtler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anſtrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns ſpielend ergetzen.

Dieſes ſcheint mir auch der untrügliche Probirſtein zu ſeyn, woran man den bloßen Dilettanten von

dem wahrhaften Kunſtgenie unterſcheiden kann. Der verführeriſche Reiz des Großen und Schönen; das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anſchein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuſcht, haben ſchon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leier zu ergreifen, und auszugießen in Geſtalten oder Tönen, was in ihm lebendig wurde. In ſeinem Kopf arbeiten dunkle Ideen wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeiſtert ſey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbeſtimmte für das Unendliche, das Sinnloſe für das Ueberſinnliche— und wie gefällt er ſich nicht in ſeiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieſes Zeugniß der warmen Selbſtliebe nicht beſtätigen. Mit ungefälliger Kritik zerſtört er das Gaukelwerk der ſchwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wiſſenſchaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entſpringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, ſo wird zwar Anfangs ſeine Beſcheidenheit ſtutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Verſuchen ermuntern. Er ſtudirt, wenn die Natur ihn zum plaſtiſchen Künſtler ausſtattete, den menſchlichen Bau unter dem Meſſer des Anatomikers, ſteigt in die unterſte Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu ſeyn, und fragt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum ſein Recht zu erweiſen. Er behorcht,

wenn er zum Dichter geboren iſt, die Menſchheit in ſeiner eigenen Bruſt, um ihr unendlich wechſelndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verſtehen, unterwirft die üppige Phantaſie der Diſciplin des Geſchmacks, und läßt den nüchternen Verſtand die Ufer ausmeſſen, zwiſchen welchen der Strom der Begeiſterung brauſen ſoll. Ihm iſt es wohlbekannt, daß nur aus dem unſcheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zuſammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt ſchwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur blos zum Dilettanten geſtempelt, ſo erkältet die Schwierigkeit ſeinen kraftloſen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er beſcheiden iſt, eine Bahn, die ihm Selbſtbetrug anwies, oder, wenn er es nicht iſt, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmeſſer ſeiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande iſt, ſeine Fähigkeit nach dem großen Maßſtab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunſtgenie iſt alſo immer daran zu erkennen, daß es bei dem glühendſten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Mühſeligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es ſelbſt beim Hervorbringen ſo bequem haben als bei der Betrachtung.

Bisher iſt von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das

Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten äſthetiſchen Forderungen für das Denken und für die Einſicht erwachſen. Von weit größerer Bedeutung aber ſind eben dieſe Anmaßungen des Geſchmackes, wenn ſie den Willen zu ihrem Gegenſtand haben; denn es iſt doch etwas ganz Anderes, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unſeres Wiſſens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt und uns Pflichten verletzen macht. Belletriſtiſche Willkürlichkeit im Denken iſt freilich etwas ſehr Uebles und muß den Verſtand verfinſtern: aber eben dieſe Willkürlichkeit, auf Maximen des Willens angewandt, iſt etwas Böſes und muß unausbleiblich das Herz verderben. Und zu dieſem gefahrvollen Extrem neigt die äſthetiſche Verfeinerung den Menſchen, ſobald er ſich dem Schönheitsgefühle ausſchließend anvertraut und den Geſchmack zum unumſchränkten Geſetzgeber ſeines Willens macht.

Die moraliſche Beſtimmung des Menſchen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß ſinnlicher Antriebe, und der Geſchmack, wie wir wiſſen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwiſchen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden ſich veredeln und mit den Forderungen der Vernunft übereinſtimmender werden; aber ſelbſt daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entſtehen.

Dafür nämlich, daß bei dem äſthetiſch verfeinerten Menſchen die Einbildungskraft auch in ihrem

freien Spiele ſich nach Geſetzen richtet, und daß der Sinn ſich gefallen läßt, nicht ohne Beiſtimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienſt verl[illegible]t, in dem Ernſt ihrer Geſetzgebung ſich na[illegible] dem Intereſſe der Einbildungskraft z[illegible]ichten und nicht ohne Beiſtimmung der ſinnliche[illegible]riebe dem Willen zu gebieten. Die ſittliche Verbin[illegible] des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingun[illegible] wird unvermerkt als ein Kontrakt angeſehen, der [illegible] einen Theil nur ſo lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die *zufällige* Zuſammenſtimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als *nothwendige* Bedingung feſtgeſetzt, und ſo die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Charakter nach und nach in dieſe Verderbniß gerathe, läßt ſich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Menſch noch ein Wilder iſt, ſeine Triebe blos auf materielle Gegenſtände gehen, und ein Egoism von der gröbern Art ſeine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre *blinde Stärke* der Moralität gefährlich ſeyn und ſich den Vorſchriften der Vernunft blos als eine Macht widerſetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Menſchlichkeit wird von der lauter ſprechenden Begierde überſchrieen. Er iſt fürchterlich in ſeiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil ſeine Gelüſte dem ſchwachen

Züge

Zügel der Vernunſt noch zu mächtig ſind. Er iſt ein wüthendes Thier gegen Andere, weil ihn ſelbſt der Naturtrieb noch thieriſch beherrſcht.

Vertauſcht er aber dieſen wilden Naturſtand mit dem Zuſtande der Verfeinerung, veredelt der Geſchmack ſeine Triebe, weist er denſelben würdigere Objekte in der moraliſchen Welt an, mäßigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, ſo kann es geſchehen, daß eben dieſe Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anſchein von Würde und durch eine angemaßte Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden und unter der Maske von Unſchuld, Adel und Reinigkeit eine weit ſchlimmere Tyrannei gegen den Willen ausüben.

Der Menſch von Geſchmack entzieht ſich freiwillig dem groben Joche des Inſtinkts. Er unterwirft ſeinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und verſteht ſich dazu, die Objekte ſeiner Begierden ſich von dem denkenden Geiſte beſtimmen zu laſſen. Je öfter nun der Fall ſich erneuert, daß das moraliſche und äſthetiſche Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demſelben Objekt zuſammentreffen und in demſelben Anſpruche ſich begegnen, deſto mehr wird die Vernunft geneigt, einen ſo ſehr vergeiſtigten Trieb für einen der ihrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeſchränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden iſt, daß Neigung und Pflicht in demſelben Objekt des Begehrens zuſammentreffen, ſo kann dieſe Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen poſitiven Schaden anrichten, obgleich, ſtreng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert ſich gar ſehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verſchiedenes Intereſſe haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geſchmack empört, oder wenn ſich dieſer zu einem Objekt hingezogen ſieht, das die Vernunft als moraliſche Richterinn zu verwerfen gezwungen iſt.

Jetzt nämlich tritt auf Einmal die Nothwendigkeit ein, die Anſprüche des moraliſchen und äſthetiſchen Sinnes, die ein ſo langes Einverſtändniß beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu ſetzen, ihre gegenſeitigen Befugniſſe zu beſtimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine ſo ununterbrochene Repräſentation hat ihn in Vergeſſenheit gebracht, und die lange Obſervanz, den Eingebungen des Geſchmacks unmittelbar zu gehorchen, und ſich dabei wohl zu befinden, mußte dieſem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der Untadelhaftigkeit, womit der Geſchmack ſeine Aufſicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man ſeinen Anſprüchen nicht eine gewiſſe Achtung zugeſtand, und dieſe Achtung iſt es eben,

was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewiſſenspflicht geltend macht.

Achtung iſt ein Gefühl, welches nur für das Geſetz, und was demſelben entſpricht, kann empfunden werden. Was Achtung fordern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anſpruch. Die veredelte Neigung, welche ſich Achtung zu erſchleichen gewußt hat, will alſo der Vernunft nicht mehr untergeordnet, ſie will ihr beigeordnet ſeyn. Sie will für keinen treubrüchigen Unterthan gelten, der ſich gegen ſeinen Oberherrn auflehnt; ſie will als eine Majeſtät angeſehen ſeyn und mit der Vernunft als ſittliche Geſetzgeberinn, wie Gleich mit Gleichem, handeln. Die Wagſchalen ſtehen alſo, wie ſie vorgibt, dem Rechte nach gleich, und wie ſehr iſt da nicht zu fürchten, daß das Intereſſe den Ausſchlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abſtammen und das Eigenthum feiner Seelen ſind, empfiehlt ſich keine dem moraliſchen Gefühle ſo ſehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine iſt fruchtbarer an Geſinnungen, die der wahren Würde des Menſchen entſprechen. Zu welchen Höhen trägt ſie nicht die menſchliche Natur, und was für göttliche Funken weiß ſie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu ſchlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundſätze ſelbſt die Keuſchheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene

noch kämpften, hat die Liebe ſchon für ſie geſiegt und durch ihre allmächtige Thatkraft Entſchlüſſe beſchleunigt, welche die bloße Pflicht der ſchwachen Menſchheit umſonſt würde abgefordert haben. Wer ſollte wohl einem Affekt mißtrauen, der das Vortreffliche in der menſchlichen Natur ſo kräftig in Schutz nimmt und den Erbfeind aller Moralität, den Egoism, ſo ſiegreich beſtreitet?

Aber man wage es ja nicht mit dieſem Führer, wenn man nicht ſchon durch einen beſſern geſichert iſt. Der Fall ſoll eintreten, daß der geliebte Gegenſtand unglücklich iſt, daß er um unſertwillen unglücklich iſt, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moraliſchen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden laſſen, um ein reines Gewiſſen zu behalten? Erlaubt dieſes der uneigennützige, großmüthige, ſeinem Gegenſtand ganz dahingegebene, über ſeinen Gegenſtand ſich ſelbſt vergeſſende Affekt? Es iſt wahr, es läuft wider unſer Gewiſſen, von dem unmoraliſchen Mittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heißt das lieben, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an ſich ſelbſt denkt? Wir ſind doch alſo mehr für uns beſorgt als für den Gegenſtand unſerer Liebe, weil wir lieber dieſen unglücklich ſehen, als es durch die Vorwürfe unſeres Gewiſſens ſelbſt ſeyn wollen?" So ſophiſtiſch weiß dieſer Affekt die moraliſche Stimme in uns, wenn ſie ſeinem Intereſſe entgegenſteht, als eine Anregung der Selbſtliebe verächtlich zu machen,

und unſere ſittliche Würde als ein Beſtandſtück unſerer Glückſeligkeit vorzuſtellen, welche zu veräußern in unſerer Willkür ſteht. Iſt unſer Charakter nicht durch gute Grundſätze feſt verwahrt, ſo werden wir ſchändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft, und über unſere Selbſtliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer ſind. In dem bekannten franzöſiſchen Roman, Liaisons dangereuses, findet man ein ſehr treffendes Beiſpiel dieſes Betruges, den die Liebe einer ſonſt reinen und ſchönen Seele ſpielt. Die Präſidentinn von Tourvel iſt aus Ueberraſchung gefallen, und nun ſucht ſie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß ſie ihre Tugend der Großmuth geopfert habe.

Die ſogenannten unvollkommenen Pflichten ſind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht ſelten gegen die vollkommenen behauptet. Da ſie der Willkür des Subjekts weit mehr anheim ſtellen und zugleich einen Glanz von Verdienſtlichkeit von ſich werfen, ſo empfehlen ſie ſich dem Geſchmack ungleich mehr als die vollkommenen, die unbedingt mit ſtrenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menſchen erlauben ſich nicht, ungerecht zu ſeyn, um großmüthig ſeyn zu können! Wie viele gibt es nicht, die, um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die ſich eher eine Unwahrheit als eine Indelikateſſe, eher eine Verletzung

der Menſchlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geiſtes zu beſchleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verſtand auszuſchmücken, ihren Charakter erniedrigen. Wie viele gibt es nicht, die ſelbſt vor einem Verbrechen nicht erſchrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen ſteht, die ein Ideal politiſcher Glückſeligkeit durch alle Gräuel der Anarchie verfolgen, Geſetze in den Staub treten, um für beſſere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück der nächſtfolgenden dadurch zu befeſtigen. Die ſcheinbare Uneigennützigkeit gewiſſer Tugenden gibt ihnen einen Anſtrich von Reinigkeit, der ſie dreiſt genug macht, der Pflicht ins Angeſicht zu trotzen, und Manchem ſpielt ſeine Phantaſie den ſeltſamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft ſeyn will.

Der Menſch von verfeinertem Geſchmack iſt in dieſem Stück einer ſittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Naturſohn, eben durch ſeine Rohheit, geſichert iſt. Bei dem letztern iſt der Abſtand zwiſchen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, ſo abſtechend und ſo grell, und ſeine Begierden haben ſo wenig Geiſtiges, daß ſie ſich, auch wenn ſie ihn noch ſo deſpotiſch beherrſchen, doch nie bei ihm in Anſehen ſetzen können. Reizt ihn alſo die über-

wiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, ſo kann er der Verſuchung zwar unterliegen, aber er wird ſich nicht verbergen, daß er *fehlt*, und der Vernunft ſogar in demſelben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorſchrift entgegen handelt. Der verfeinerte Zögling der Kunſt hingegen will es nicht Wort haben, daß er fällt, und um ſein Gewiſſen zu beruhigen, *belügt* er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in ſeiner eigenen Achtung zu ſinken. Wie bewerkſtelligt er nun dieſes? Er ſtürzt die höhere Autorität vorher um, die ſeiner Neigung entgegenſteht, und ehe er das Geſetz übertritt, zieht er die Befugniß des Geſetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verkehrter Wille den Verſtand ſo verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Neigung Anſpruch machen kann, hat ſie blos ihrer Uebereinſtimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun iſt ſie ſo verblendet als dreiſt, auch bei ihrem Widerſtreit mit der Vernunft, ſich dieſer Würde anzumaßen, ja ſich derſelben ſogar gegen das Anſehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausſchlagen, wenn zwiſchen den ſinnlichen und ſittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig ſeyn können, eine zu innige Gemeinſchaft herrſcht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bei dieſer Gemeinſchaft nichts, da ſie nichts beſitzt, was ſie nicht hingeben müßte, ſobald die Pflicht

ſpricht, und die Vernunft das Opfer fordert. Für die Vernunft aber, als ſittliche Geſetzgeberinn, wird deſto mehr gewagt, wenn ſie ſich von der Neigung ſchenken läßt, was ſie ihr abfordern könnte; denn unter dem Scheine von Freiwilligkeit kann ſich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Geſchenk läßt ſich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leiſtung beſchwerlich fallen ſollte. Ungleich ſicherer iſt es alſo für die Moralität des Charakters, wenn die Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigſtens momentweiſe aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet, und dem Willen ſeinen wahren Beherrſcher zeigt.

Man ſagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität ſich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückſeligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückſelig nenne ich den, der, um zu genießen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Menſch ſieht alſo die Pflicht nie von Angeſicht, weil ſeine geſetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Verſuchung zum Bruch des Geſetzes das Geſetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsſinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde ſei-

ner Beſtimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter iſt, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majeſtät des Geſetzes unmittelbar zu verkehren, und da ſeiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Menſch zu beweiſen.

Ueber
naive und ſentimentaliſche Dichtung *).

Es gibt Augenblicke in unſerm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landſchaften, ſo wie der menſchlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil ſie unſern Sinnen wohlthut, auch nicht weil ſie unſern Verſtand oder Geſchmack befriedigt (von Beiden kann oft das Gegentheil ſtatt finden), ſondern blos weil ſie Natur iſt, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Menſch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieſes, wenn er im Freien wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder ſich bei den Denkmälern der alten Zeit verweilt, kurz, wenn er in künſtlichen Verhältniſſen und Situationen mit dem Anblick der ein=

*) Anmerkung des Herausgebers. Zuerſt war dieſer Aufſatz in die Jahrgänge 1795 und 1796 der Horen eingerückworden.

fältigen Natur überraſcht wird. Dieſes nicht ſelten zum Bedürfniß erhöhte Intereſſe iſt es, was vielen unſerer Liebhabereien für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und ſeine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dgl. zum Grund liegt; vorausgeſetzt, daß weder Affektation, noch ſonſt ein zufälliges Intereſſe dabei im Spiele ſey. Dieſe Art des Intereſſe an der Natur findet aber nur unter zwei Bedingungen ſtatt. Fürs Erſte iſt es durchaus nöthig, daß der Gegenſtand, der uns daſſelbe einflößt, Natur ſey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweitens daß er (in weiteſter Bedeutung des Worts) naiv ſey, d. h. daß die Natur mit der Kunſt im Kontraſte ſtehe und ſie beſchäme. Sobald das Letzte zu dem Erſten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieſer Betrachtungsart iſt uns nichts Anderes als das freiwillige Daſeyn, das Beſtehen der Dinge durch ſich ſelbſt, die Exiſtenz nach eigenen und unabänderlichen Geſetzen.

Dieſe Vorſtellung iſt ſchlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erſcheinungen Intereſſe nehmen ſollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommenſten Täuſchung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchſten Illuſion treiben, ſo würde die Entdeckung, daß es Nachahmung ſey, das Gefühl,

von dem die Rede iſt, gänzlich vernichten.*) Daraus erhellet, daß dieſe Art des Wohlgefallens an der Natur kein äſthetiſches, ſondern ein moraliſches iſt; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es ſich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unſcheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooſter Stein, das Gezwitſcher der Vögel, das Summen der Bienen u. ſ. w. für ſich ſelbſt ſo Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anſpruch auf unſere Liebe geben? Es ſind nicht dieſe Gegenſtände, es iſt eine durch ſie dargeſtellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das ſtille ſchaffende Leben, das ruhige Wirken aus ſich ſelbſt, das Daſeyn nach eigenen Geſetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit ſich ſelbſt.

Sie ſind, was wir waren; ſie ſind, was wir

---

*) Kant, meines Wiſſens der Erſte, der über dieſes Phänomen eigens zu reflektiren angefangen, erinnert, daß, wenn wir von einem Menſchen den Schlag der Nachtigal bis zur höchſten Täuſchung nachgeahmt fänden und uns dem Eindruck deſſelben mit ganzer Rührung überließen, mit der Zerſtörung dieſer Illuſion alle unſere Luſt verſchwinden würde. Man ſehe das Kapitel vom intellektuellen Intereſſe am Schönen in der Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft. Wer den Verfaſſer nur als einen großen Denker bewundern gelernt hat, wird ſich freuen, hier auf eine Spur ſeines Herzens zu treffen, und ſich durch dieſe Entdeckung von dieſes Mannes hohem philoſophiſchem Berufe, (welcher ſchlechterdings beide Eigenſchaften verbunden fordert,) zu überzeugen.

wieder werden ſollen. Wir waren Natur, wie ſie, und unſere Kultur ſoll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie ſind alſo zugleich Darſtellung unſerer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerſte bleibt; daher ſie uns mit einer gewiſſen Wehmuth erfüllen. Zugleich ſind ſie Darſtellungen unſerer höchſten Vollendung im Ideale, daher ſie uns in eine erhabene Rührung verſetzen.

Aber ihre Vollkommenheit iſt nicht ihr Verdienſt, weil ſie nicht das Werk ihrer Wahl iſt. Sie gewähren uns alſo die ganz eigene Luſt, daß ſie, ohne uns zu beſchämen, unſere Muſter ſind. Eine beſtändige Göttererſcheinung, umgeben ſie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Charakter ausmacht, iſt gerade das, was dem unſrigen zu ſeiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterſcheidet, iſt gerade das, was ihnen ſelbſt zur Göttlichkeit fehlt. Wir ſind frei, und ſie ſind nothwendig; wir wechſeln, ſie bleiben Eins. Aber nur, wenn Beides ſich mit einander verbindet — wenn der Wille das Geſetz der Nothwendigkeit frei befolgt, und bei allem Wechſel der Phantaſie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken in ihnen alſo ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefordert ſind, zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortſchritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erbliken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt,

aber deſſen ſie entweder überhaupt niemals, wie das Vernunftloſe, oder nicht anders, als indem ſie unſern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verſchaffen uns daher den ſüßeſten Genuß unſerer Menſchheit als Idee, ob ſie uns gleich in Rückſicht auf jeden beſtimmten Zuſtand unſerer Menſchheit nothwendig demüthigen müſſen.

Da ſich dieſes Intereſſe für Natur auf eine Idee gründet, ſo kann es ſich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich ſind, d. h. in moraliſchen. Bei Weitem die mehrſten Menſchen affektiren es blos, und die Allgemeinheit dieſes ſentimentaliſchen Geſchmacks zu unſern Zeiten, welcher ſich beſonders ſeit der Erſcheinung gewiſſer Schriften, in empfindſamen Reiſen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und andern Liebhabereien dieſer Art äußert, iſt noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieſer Empfindungsweiſe. Doch wird die Natur auch auf den Gefühlloſeſten immer etwas von dieſer Wirkung äußern, weil ſchon die allen Menſchen gemeine Anlage zum Sittlichen dazu hinreichend iſt, und wir alle ohne Unterſchied, bei noch ſo großer Entfernung unſerer Thaten von der Einfalt und der Wahrheit der Natur, in der Idee dazu hingetrieben werden. Beſonders ſtark und am allgemeinſten äußert ſich dieſe Empfindſamkeit für Natur auf Veranlaſſung ſolcher Gegenſtände, welche in einer engern Verbindung mit uns ſtehen, und uns den Rückblick auf uns ſelbſt und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bei

Kindern und kindiſchen Völkern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es blos die Vorſtellung der Hülfloſigkeit ſey, welche macht, daß wir in gewiſſen Augenblicken mit ſo viel Rührung bei Kindern verweilen. Das mag bei denjenigen vielleicht der Fall ſeyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas Anderes als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede (es findet nur in ganz eigenen moraliſchen Stimmungen ſtatt, und iſt nicht mit demjenigen zu verwechſeln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erregt), iſt eher demüthigend als begünſtigend für die Eigenliebe; und wenn ja ein Vorzug dabei in Betrachtung kommt, ſo iſt dieſer wenigſtens nicht auf unſerer Seite. Nicht weil wir von der Höhe unſerer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabſehen, ſondern weil wir aus der Beſchränktheit unſers Zuſtands, welche von der Beſtimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich iſt, zu der grenzenloſen Beſtimmbarkeit in dem Kinde und zu ſeiner reinen Unſchuld hinaufſehen, gerathen wir in Rührung, und unſer Gefühl in einem ſolchen Augenblick iſt zu ſichtbar mit einer gewiſſen Wehmuth gemiſcht, als daß ſich dieſe Quelle deſſelben verkennen ließe. In dem Kinde iſt die Anlage und Beſtimmung, in uns iſt die Erfüllung dargeſtellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind iſt uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es

iſt alſo keinesweges die Vorſtellung ſeiner Bedürftigkeit und Schranken, es iſt ganz im Gegentheil die Vorſtellung ſeiner reinen und freien Kraft, ſeiner Integrität, ſeiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menſchen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenſtand ſeyn, ein Gegenſtand nämlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verſtandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maße gewinnt.

Eben aus dieſem Widerſpruche zwiſchen dem Urtheile der Vernunft und des Verſtandes geht die ganz eigene Erſcheinung des gemiſchten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erregt. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindiſchen; durch die letztere gibt es dem Verſtand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unſere (theoretiſche) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Urſache haben, zu glauben, daß die kindiſche Einfalt zugleich eine kindliche ſey, daß folglich nicht Unverſtand, nicht Unvermögen, ſondern eine höhere (praktiſche) Stärke, ein Herz voll Unſchuld und Wahrheit, die Quelle davon ſey, welches die Hülfe der Kunſt aus innerer Größe verſchmähte, ſo iſt jener Triumph des Verſtandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenſtand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben,

und

und, indem wir zugleich einen Blick in uns ſelbſt werfen, uns zu beklagen, daß wir demſelben nicht ähnlich ſind. So entſteht die ganz eigene Erſcheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zuſammenfließen. *) Zum Naiven wird

*) Kant in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft. S. 225 der erſten Auflage) unterſcheidet gleichfalls dieſe dreierlei Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er gibt davon eine andere Erklärung. „Etwas aus Beidem (dem animaliſchen Gefühl des Vergnügens und dem geiſtigen Gefühl der Achtung) Zuſam„mengeſetztes findet ſich in der Naivetät, die der Ausbruch „der der Menſchheit urſprünglich natürlichen Aufrichtigkeit „wider die zur andern Natur gewordene Verſtellungskunſt iſt. „Man lacht über die Einfalt, die es noch nicht verſteht, ſich „zu verſtellen, und erfreut ſich doch auch über die Einfalt „der Natur, die jener Kunſt hier einen Querſtrich ſpielt. „Man erwartete die alltägliche Sitte der gekünſtelten und „auf den ſchönen Schein vorſichtig angelegten Aeußerung, „und ſiehe, es iſt die unverdorbene ſchuldloſe Natur, die man „anzutreffen gar nicht gewärtig und der, ſo ſie blicken ließ, „zu entblößen auch nicht gemeint war. Daß der ſchöne, aber „falſche Schein, der gewöhnlich in unſerem Urtheile ſehr viel „bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, daß gleichſam „der Schalk in uns ſelbſt bloßgeſtellt wird, bringt die Bewe„gung des Gemüths nach zwei entgegengeſetzten Richtungen „nach einander hervor, die zugleich den Körper heilſam ſchüt„telt. Daß aber etwas, was unendlich beſſer als alle ange„nommene Sitte iſt, die Lauterkeit der Denkungsart (wenig„ſtens die Anlage dazu), noch nicht ganz in der menſchlichen „Natur erloſchen iſt, miſcht Ernſt und Hochſchätzung in die„ſes Spiel der Urtheilskraft. Weil es aber nur eine kurze „Zeit Erſcheinung iſt, und die Decke der Verſtellungskraft

erfordert, daß die Natur über die Kunſt den Sieg davontrage*), es geſchehe dieß nun wider Wiſſen und

---

„bald wieder vorgezogen wird, ſo mengt ſich zugleich ein Bedauern darunter, welches eine Rührung der Zärtlichkeit iſt, „die ſich als Spiel mit einem ſolchen gutherzigen Lachen ſehr „wohl verbinden läßt, und auch wirklich damit gewöhnlich „verbindet, zugleich auch die Verlegenheit deſſen, der den Stoff „dazu hergibt, darüber, daß er noch nicht nach Menſchenweiſe „gewitzigt iſt, zu vergüten pflegt.“ — Ich geſtehe, daß dieſe Erklärungsart mich nicht ganz befriedigt, und zwar vorzüglich deswegen nicht, weil ſie von dem Naiven überhaupt etwas behauptet, was höchſtens von einer Species deſſelben, dem Naiven der Ueberraſchung, von welchem ich nachher reden werde, wahr iſt. Allerdings erregt es Lachen, wenn ſich Jemand durch Naivetät bloßgibt, und in manchen Fällen mag dieſes Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in Nichts aufgelöst wird, fließen. Aber auch das Naive der edelſten Art, das Naive der Geſinnung, erregt immer ein Lächeln, welches doch ſchwerlich eine in Nichts aufgelöste Erwartung zum Grunde hat, ſondern überhaupt nur aus dem Kontraſt eines gewiſſen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären iſt. Auch zweifle ich, ob die Bedauerniß, welche ſich bei dem Naiven der letztern Art in unſere Empfindung miſcht, der naiven Perſon und nicht vielmehr uns ſelbſt oder der Menſchheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bei einem ſolchen Anlaß erinnert werden. Es iſt zu offenbar eine moraliſche Trauer, die einen edlern Gegenſtand haben muß, als die phyſiſchen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedroht wird, und dieſer Gegenſtand kann nicht wohl ein anderer ſeyn, als der Verluſt der Wahrheit und Simplicität in der Menſchheit.

*) Ich ſollte vielleicht ganz kurz ſagen; die Wahrheit

Willen der Perſon, oder mit völligem Bewußtſeyn derſelben. In dem erſten Falle iſt es das Naive der Ueberraſchung, und beluſtigt; in dem andern iſt es das Naive der Geſinnung, und rührt.

Bei dem Naiven der Ueberraſchung muß die Perſon moraliſch fähig ſeyn, die Natur zu verläugnen; bei dem Naiven der Geſinnung darf ſie es nicht ſeyn, doch dürfen wir ſie uns nicht als phyſiſch unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken ſoll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur ſo lange den reinen Eindruck des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunſt nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Kontraſt ihrer Natürlichkeit mit der Künſtlichkeit in uns Rückſicht nehmen. Das Naive iſt eine Kindlichkeit, wo ſie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deswegen der wirklichen Kindheit in ſtrengſter Bedeutung nicht zugeſchrieben werden.

In beiden Fällen aber, beim Naiven der Ueberraſchung, wie bei dem der Geſinnung, muß die Natur Recht, die Kunſt aber Unrecht haben.

Erſt durch dieſe letztere Beſtimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affekt iſt auch Natur

---

über die Verſtellung, aber der Begriff des Naiven ſcheint mir noch etwas mehr einzuſchließen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die Künſtelei, und die natürliche Freiheit, welche über Steifheit und Zwang ſiegt, ein ähnliches Gefühl in uns erregen.

und die Regel der Anſtändigkeit iſt etwas Künſtliches; dennoch iſt der Sieg des Affekts über die Anſtändigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derſelbe Affekt über die Künſtelei, über die falſche Anſtändigkeit, über die Verſtellung, ſo tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen *). Es wird alſo erfordert, daß die Natur nicht durch ihre blinde Gewalt als dynamiſche, ſondern daß ſie durch ihre Form als moraliſche Größe, kurz daß ſie nicht als Nothdurft, ſondern als innere Nothwendigkeit über die Kunſt triumphire. Nicht die Unzulänglichkeit, ſondern die Unſtatthaftigkeit der letztern muß der erſtern den Sieg verſchafft haben; denn jene iſt Mangel, und nichts, was aus Mangel entſpringt, kann Achtung erzeugen. Zwar iſt es bei dem Naiven der Ue-

*) Ein Kind iſt ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtſinn, Ungeſtüm den Vorſchriften einer guten Erziehung entgegenhandelt, aber es iſt naiv, wenn es ſich von dem Manierirten einer unvernünftigen Erziehung, von den ſteifen Stellungen des Tanzmeiſters u. dergl. aus freier und geſunder Natur dispenſirt. Daſſelbe findet auch bei dem Naiven in ganz uneigentlicher Bedeutung ſtatt, welches durch Uebertragung von dem Menſchen auf das Vernunftloſe entſteht. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der ſchlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimmt, aber es hat allerdings etwas Naives, wenn der freie Wuchs hervorſtrebender Aeſte das mühſelige Werk der Scheere in einem franzöſiſchen Garten vernichtet. So iſt es ganz und gar nicht naiv, wenn ein geſchultes Pferd aus natürlicher Plumpheit ſeine Lektion ſchlecht macht, aber es hat etwas vom Naiven, wenn es dieſelbe aus natürlicher Freiheit vergißt.

berraſchung immer die Uebermacht des Affekts und ein Mangel an Beſinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieſer Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, ſondern geben blos Gelegenheit, daß die Natur ihrer moraliſchen Beſchaffenheit, d. h. dem Geſetze der Uebereinſtimmung ungehindert folgt.

Das Naive der Ueberraſchung kann nur dem Menſchen und zwar dem Menſchen nur, inſofern er in dieſem Augenblicke nicht mehr reine und unſchuldige Natur iſt, zukommen. Es ſetzt einen Willen voraus, der mit dem, was die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinſtimmt. Eine ſolche Perſon wird, wenn man ſie zur Beſinnung bringt, über ſich ſelbſt erſchrecken; die naiv geſinnte hingegen wird ſich über die Menſchen und über ihr Erſtaunen verwundern. Da alſo hier nicht der perſönliche und moraliſche Charakter, ſondern blos der durch den Affekt freigelaſſene natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, ſo machen wir dem Menſchen aus dieſer Aufrichtigkeit kein Verdienſt, und unſer Lachen iſt verdienter Spott, der durch keine perſönliche Hochſchätzung deſſelben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur iſt, die durch den Schleier der Falſchheit hindurchbricht, ſo verbindet ſich eine Zufriedenheit höherer Art mit der Schadenfreude, einen Menſchen ertappt zu haben; denn die Natur im Gegenſatze gegen die Künſtelei, und die Wahrheit im Gegenſatze gegen den Betrug, muß jederzeit Achtung

erregen. Wir empfinden alſo auch über das Naive der Ueberraſchung ein wirklich moraliſches Vergnügen, obgleich nicht durch einen moraliſchen Charakter.*)

Bei dem Naiven der Ueberraſchung achten wir zwar immer die Natur, weil wir die Wahrheit achten müſſen; bei dem Naiven der Geſinnung achten wir hingegen die Perſon, und genießen alſo nicht blos ein moraliſches Vergnügen, ſondern auch über einen moraliſchen Gegenſtand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, daß ſie die Wahrheit ſagt; aber in dem letztern Falle hat die Natur nicht blos Recht, ſondern die Perſon hat auch Ehre. In dem erſten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Perſon immer zur Schande, weil ſie unfreiwillig iſt; in dem zweiten gereicht ſie ihr im-

*) Da das Naive blos auf der Form beruht, wie etwas gethan oder geſagt wird, ſo verſchwindet uns dieſe Eigenſchaft aus den Augen, ſobald die Sache ſelbſt entweder durch ihre Urſachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widerſprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivetät dieſer Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden, aber dann haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unſere Aufmerkſamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abſcheu über den perſönlichen Charakter verſchlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen. So wie uns das empörte Gefühl die moraliſche Freude an der Aufrichtigkeit der Natur raubt, ſobald wir durch eine Naivetät ein Verbrechen erfahren; eben ſo erſtickt das erregte Mitleiden unſere Schadenfreude, ſobald wir Jemand durch ſeine Naivetät in Gefahr geſetzt ſehen.

mer zum Verdienſt: geſetzt auch, daß dasjenige, was ſie ausſagt, ihr Schande brächte.

Wir ſchreiben einem Menſchen eine naive Geſinnung zu, wenn er in ſeinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünſtelten und geſuchten Verhältniſſe überſieht und ſich blos an die einfache Natur hält. Alles, was innerhalb der geſunden Natur davon geurtheilt werden kann, fordern wir von ihm, und erlaſſen ihm ſchlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es ſey nun im Denken oder im Empfinden, wenigſtens Bekanntſchaft derſelben vorausſetzt.

Wenn ein Vater ſeinem Kinde erzählt, daß dieſer oder jener Mann vor Armuth verſchmachte, und das Kind hingeht und dem armen Mann ſeines Vaters Geldbörſe zuträgt, ſo iſt die Handlung naiv; denn die geſunde Natur handelt aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die geſunde Natur herrſchte, würde es vollkommen recht gehabt haben, ſo zu verfahren. Es ſieht blos auf das Bedürfniß und auf das nächſte Mittel, es zu befriedigen; eine ſolche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobei ein Theil der Menſchen zu Grunde gehen kann, iſt in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes iſt alſo eine Beſchämung der wirklichen Welt, und das geſteht auch unſer Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Menſch ohne Weltkenntniß, ſonſt aber von gutem Verſtande, einem Andern, der ihn betrügt, ſich aber geſchickt zu verſtellen weiß, ſeine Geheimniſſe

beichtet, und ihm durch ſeine Aufrichtigkeit ſelbſt die Mittel leiht, ihm zu ſchaden, ſo finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deswegen hochzuſchätzen. Denn ſein Vertrauen auf den Andern quillt aus der Redlichkeit ſeiner eigenen Geſinnungen; wenigſtens iſt er nur in ſofern naiv, als dieſes der Fall iſt.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenſchaft verdorbener Menſchen ſeyn, ſondern nur Kindern und kindlich geſinnten Menſchen zukommen. Dieſe letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünſtelten Verhältniſſen der großen Welt naiv; ſie vergeſſen aus eigener ſchöner Menſchlichkeit, daß ſie es mit einer verderblichen Welt zu thun haben, und betragen ſich ſelbſt an den Höfen der Könige mit einer Ingenuität und Unſchuld, wie man ſie nur in ei- Schäferwelt findet.

Es iſt übrigens gar nicht ſo leicht, die kindiſche Unſchuld von der kindlichen immer richtig zu unterſcheiden, indem es Handlungen gibt, welche auf der äußerſten Grenze zwiſchen beiden ſchweben, und bei denen wir ſchlechterdings im Zweifel gelaſſen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochſchätzen ſollen. Ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel dieſer Art findet man in der Regierungsgeſchichte des Papſtes Adrian des Sechsten, die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatiſchen Wahrheit beſchrieben hat. Dieſer Papſt, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifi-

kat in einem kritiſchen Augenblicke für die Hierarchie, wo eine erbitterte Partei die Blößen der römiſchen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenpartei im höchſten Grade intereſſirt war, ſie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein ſolcher ſich auf den heiligen Stuhl Peters verirrte, in dieſem Falle zu thun hatte, iſt keine Frage; wohl aber, wie weit eine ſolche Naivetät der Geſinnung mit der Rolle eines Papſtes verträglich ſeyn möchte. Dieß war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringſte Verlegenheit ſetzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten ſie das einmal angenommene römiſche Syſtem, überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Charakter ſeiner Nation, und die Unſchuld ſeines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu ſeinem erhabenen Poſten emporgeſtiegen, und ſelbſt auf der Höhe ſeiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht ungetreu geworden. Die Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu diſſimuliren, was er im Stillen ſich eingeſtand. Dieſer Denkart gemäß ließ er ſich in der Inſtruktion, die er ſeinen Legaten nach Deutſchland mitgab, zu Geſtändniſſen verleiten, die noch bei keinem Papſte erhört geweſen waren, und den Grundſätzen dieſes Hofes ſchnurgerade zuwiderließen. „Wir wiſſen es wohl," hieß es unter Anderm, „daß an dieſem heiligen Stuhl ſchon ſeit mehreren Jahren viel Abſcheuliches vorgegangen; kein Wunder,

„wenn ſich der kranke Zuſtand von dem Haupt auf
„die Glieder, von dem Papſt auf die Prälaten fortge-
„erbt hat. Wir alle ſind abgewichen, und ſchon lange
„iſt keiner unter uns geweſen, der etwas Gutes ge-
„than hätte, auch nicht Einer.“ Wieder anderswo
befiehlt er dem Legaten, in ſeinem Namen zu erklären,
„daß er, Adrian, wegen deſſen, was vor ihm von
„den Päpſten geſchehen, nicht dürfe getadelt werden,
„und daß dergleichen Ausſchweifungen, auch da er
„noch in einem geringen Stande gelebt, ihm immer
„mißfallen hätten u. ſ. f.“ Man kann leicht denken,
wie eine ſolche Naivetät des Papſtes von der römiſchen
Kleriſei mag aufgenommen worden ſeyn; das Wenig-
ſte, was man ihm Schuld gab, war, daß er die
Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieſer höchſt un-
kluge Schritt des Papſtes würde indeſſen unſerer gan-
zen Achtung und Bewunderung werth ſeyn, wenn
wir uns nur überzeugen könnten, daß er wirklich
naiv geweſen, d. h. daß er ihm blos durch die natür-
liche Wahrheit ſeines Charakters ohne alle Rückſicht
auf die möglichen Folgen abgenöthigt worden ſey, und
daß er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn
er die begangene Unſchicklichkeit in ihrem ganzen Um-
fang eingeſehen hätte. Aber wir haben einige Urſache
zu glauben, daß er dieſen Schritt für gar nicht ſo un-
politiſch hielt, und in ſeiner Unſchuld ſo weit ging,
zu hoffen, durch ſeine Nachgiebigkeit gegen die Gegner
etwas ſehr Wichtiges für den Vortheil ſeiner Kirche
gewonnen zu haben. Er bildete ſich nicht blos ein,

dieſen Schritt als redlicher Mann thun zu müſſen, ſondern ihn auch als Papſt verantworten zu können, und indem er vergaß, daß das künſtlichſte aller Gebäude ſchlechterdings nur durch eine fortgeſetzte Verläugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, beging er den unverzeihlichen Fehler, Verhaltungsregeln, die in natürlichen Verhältniſſen ſich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengeſetzten Lage zu befolgen. Dieß verändert allerdings unſer Urtheil ſehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unſere Achtung nicht verſagen können, ſo wird dieſe letztere nicht wenig durch die Betrachtung geſchwächt, daß die Natur an der Kunſt und das Herz an dem Kopf einen zu ſchwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muß jedes wahre Genie ſeyn, oder es iſt keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen und Aeſthetiſchen iſt, kann es im Moraliſchen nicht verläugnen. Unbekannt mit Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeiſtern der Verkehrtheit, blos von der Natur oder dem Inſtinkt, ſeinem ſchützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und ſicher durch alle Schlingen des falſchen Geſchmackes, in welchem, wenn es nicht ſo klug iſt, ſie von Weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verſtrickt wird. Nur dem Genie iſt es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hauſe ſeyn, und die Natur zu erweitern, ohne über ſie hinauszugehen. Zwar begegnet Letzteres zuwei-

len auch den größten Genie's, aber nur, weil auch dieſe ihre phantaſtiſchen Augenblicke haben, wo die ſchützende Natur ſie verläßt, weil die Macht des Beiſpiels ſie hinreißt, oder der verderbte Geſchmack ihrer Zeit ſie verleitet.

Die verwickeltſten Aufgaben muß das Genie mit anſpruchsloſer Simplicität und Leichtigkeit löſen; das Ei des Columbus gilt von jeder genialiſchen Entſcheidung. Dadurch allein legitimirt es ſich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunſt triumphirt. Es verfährt nicht nach erkannten Principien, ſondern nach Einfällen und Gefühlen; aber ſeine Einfälle ſind Eingebungen eines Gottes (Alles, was die geſunde Natur thut, iſt göttlich), ſeine Gefühle ſind Geſetze für alle Zeiten und für alle Geſchlechter der Menſchen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in ſeinen Werken abdrückt, zeigt es auch in ſeinem Privatleben und in ſeinen Sitten. Es iſt ſchamhaft, weil die Natur dieſes immer iſt; aber es iſt nicht decent, weil nur die Verderbniß decent iſt. Es iſt verſtändig, denn die Natur kann nie das Gegentheil ſeyn; aber es iſt nicht liſtig, denn das kann nur die Kunſt ſeyn. Es iſt ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen treu, aber nicht ſowohl, weil es Grundſätze hat, als weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es iſt beſcheiden,

ja blöde, weil das Genie immer ſich ſelbſt ein Geheimniß bleibt, aber es iſt nicht ängſtlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wiſſen wenig von dem Privatleben der größten Genie's, aber auch das Wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates, und aus neuern Zeiten von Arioſt, Dante und Taſſo, von Raphael, von Albrecht Dürer, Cervantes, Shakesſpeare, von Fielding, Sterne u. A. aufbewahrt worden iſt, beſtätigt dieſe Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwierigkeit zu haben ſcheint, ſelbſt der große Staatsmann und Feldherr werden, ſobald ſie durch ihr Genie groß ſind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäſar, unter den Neuern nur an Heinrich den Vierten von Frankreich, Guſtav Adolph von Schweden und den Czaar Peter den Großen erinnern. Der Herzog von Marlborough, Türenne, Vendome zeigen uns alle dieſen Charakter. Dem andern Geſchlecht hat die Natur in dem naiven Charakter ſeine höchſte Vollkommenheit angewieſen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallſucht ſo ſehr als nach dem Scheine des Naiven: Beweis genug, wenn man auch ſonſt keinen hätte, daß die größte Macht des Geſchlechts auf dieſer Eigenſchaft beruhet. Weil aber die herrſchenden Grundſätze bei der weiblichen Erziehung mit dieſem Charakter in ewigem Streit liegen, ſo iſt

es dem Weibe im Moraliſchen eben ſo ſchwer als dem Mann im Intellektuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geſchenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geſchickten Betragen für die große Welt dieſes Naive der Sitten verknüpft, iſt eben ſo hochachtungswürdig, als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialiſche Freiheit des Denkens verbindet.

Aus der naiven Denkart fließt nothwendigerweiſe auch ein naiver Ausdruck ſowohl in Worten als Bewegungen, und er iſt das wichtigſte Beſtandſtück der Grazie. Mit dieſer naiven Anmuth drückt das Genie ſeine erhabenſten und tiefſten Gedanken aus; es ſind Götterſprüche aus dem Munde eines Kindes. Wenn der Schulverſtand, immer vor Irrthum bange, ſeine Worte wie ſeine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik ſchlägt, hart und ſteif iſt, um ja nicht unbeſtimmt zu ſeyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu ſagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorſichtigen nicht ſchneide, lieber die Kraft und Schärfe nimmt, ſo gibt das Genie dem ſeinigen mit einem einzigen glücklichen Pinſelſtrich einen ewig beſtimmten, feſten und dennoch ganz freien Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, ſo ſpringt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und iſt ſo ſehr Eins mit demſelben, daß ſelbſt unter der körperlichen Hülle der Geiſt wie entblößt erſcheint. Eine ſolche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen

ganz in dem Bezeichneten verſchwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den ſie ausdrückt, noch gleichſam nackend läßt, da ihn die andere nie darſtellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, iſt es, was man in der Schreibart vorzugsweiſe genialiſch und geiſtreich nennt.

Frei und natürlich, wie das Genie in ſeinen Geiſteswerken, drückt ſich die Unſchuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich iſt man im geſellſchaftlichen Leben von der Simplicität und ſtrengen Wahrheit des Ausdrucks in demſelben Verhältniß, wie von der Einfalt der Geſinnungen, abgekommen, und die leicht zu verwundende Schuld, ſo wie die leicht zu verführende Einbildungskraft, haben einen ängſtlichen Anſtand nothwendig gemacht. Ohne falſch zu ſeyn, redet man öfter anders, als man denkt; man muß Umſchweife nehmen, um Dinge zu ſagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantaſie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieſer konventionellen Geſetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falſchheit verachtet, (nicht Rohheit, welche ſich darüber, weil ſie ihr läſtig ſind, hinwegſetzt) erzeugen ein Naives des Ausdrucks im Umgang, welches darin beſteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künſtlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Namen und auf dem kürzeſten Wege zu benennen. Von der Art ſind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontraſt mit

den Sitten, doch wird man ſich immer im Herzen geſtehen, daß das Kind Recht habe.

Das Naive der Geſinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menſchen als einem der Natur nicht ſchlechterdings unterworfenen Weſen beigelegt werden, obgleich nur inſofern, als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der poetiſirenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftloſe übergetragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landſchaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegenſatz gegen die Willkür und die phantaſtiſchen Begriffe des Menſchen, einen naiven Charakter bei. Dieß erfordert aber immer, daß wir dem Willenloſen in unſern Gedanken einen Willen leihen, und auf die ſtrenge Richtung deſſelben nach dem Geſetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über unſere eigene ſchlecht gebrauchte moraliſche Freiheit und über die in unſerm Handeln vermißte ſittliche Harmonie führt leicht eine ſolche Stimmung herbei, in der wir das Vernunftloſe wie eine Perſon anreden, und demſelben, als wenn es wirklich mit einer Verſuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, ſeine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienſt machen, ſeine ruhige Haltung beneiden. Es ſteht uns in einem ſolchen Augenblicke wohl an, daß wir das Prärogativ unſerer Vernunft für einen Fluch und für ein Uebel halten, und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unſeres wirklichen Leiſtens die

Ge-

Gerechtigkeit gegen unſere Anlage und Beſtimmung aus den Augen ſetzen.

Wir ſehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schweſter, die in dem mütterlichen Hauſe zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unſerer Freiheit heraus in die Fremde ſtürmten. Mit ſchmerzlichem Verlangen ſehnen wir uns dahin zurück, ſobald wir angefangen, die Drangſale der Kultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunſt der Mutter rührende Stimme. So lange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir ſind frei geworden, und haben Beides verloren. Daraus entſpringt eine doppelte und ſehr ungleiche Sehnſucht nach der Natur, eine Sehnſucht nach ihrer Glückſeligkeit, eine Sehnſucht nach ihrer Vollkommenheit. Den Verluſt der erſten beklagt nur der ſinnliche Menſch; um den Verluſt der andern kann nur der moraliſche trauern.

Frage dich alſo wohl, empfindſamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinſtimmung ſchmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunſt dich anekelt und die Mißbräuche in der Geſellſchaft dich zu der lebloſen Natur in die Einſamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Laſten, ihre Mühſeligkeiten, oder ob es ihre moraliſche Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen ſind, die du an ihr verabſcheuſt? In jene muß dein Muth ſich mit Freuden ſtürzen, und dein Erſatz muß die Freiheit ſelbſt ſeyn, aus der

ſie fließen. Wohl darfſt du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufſtecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit iſt. Alſo nichts von Klagen über die Erſchwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältniſſe, über die Unſicherheit des Beſitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Kultur mußt du mit freier Reſignation dich unterwerfen, mußt ſie als die Naturbedingungen des Einzigguten reſpektiren; nur das Böſe derſelben mußt du, aber nicht blos mit ſchlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, daß du ſelbſt unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtſchaft frei, unter jenem launiſchen Wechſel beſtändig, unter jener Anarchie geſetzmäßig handelſt. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung außer dir, aber vor der Verwirrung in dir; ſtrebe nach Einheit, aber ſuche ſie nicht in der Einförmigkeit; ſtrebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillſtand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftloſen beneideſt, iſt keiner Achtung, keiner Sehnſucht werth. Sie liegt hinter dir, ſie muß ewig hinter dir liegen. Verlaſſen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewußtſeyn und Willen das Geſetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenloſe Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröſtet biſt, ſo laſſ' ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muſter dienen. Trittſt du her-

aus zu ihr aus deinem künſtlichen Kreis, ſteht ſie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unſchuld und Einfalt; dann verweile bei dieſem Bilde, pflege dieſes Gefühl, es iſt deiner herrlichſten Menſchheit würdig. Laſſ' dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauſchen zu wollen, aber nimm ſie in dich auf, und ſtrebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus Beidem das Göttliche zu er zeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich ſelbſt immer wieder findeſt aus den Verirrungen der Kunſt, bei der du Muth und neues Vertrauen ſammelſt zum Laufe, und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens ſo leicht erliſcht, in deinem Herzen von Neuem entzündeſt.

Wenn man ſich der ſchönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieſes Volk unter ſeinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie ſehr viel näher ſeine Vorſtellungsart, ſeine Empfindungsweiſe, ſeine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derſelben ſeine Dichterwerke ſind, ſo muß die Bemerkung befremden, daß man ſo wenige Spuren von dem ſentimentaliſchen Intereſſe, mit welchem wir Neuere an Naturſcenen und an Naturcharakteren hangen können, bei demſelben antrifft. Der Grieche iſt zwar im höchſten Grade genau, treu, umſtändlich in Beſchreibung derſelben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüg-

lichern Herzensantheil, als er es auch in Beſchreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüſtung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechaniſchen Produktes iſt. Er ſcheint in ſeiner Liebe für das Objekt keinen Unterſchied zwiſchen demjenigen zu machen, was durch ſich ſelbſt und dem, was durch die Kunſt und durch den menſchlichen Willen iſt. Die Natur ſcheint mehr ſeinen Verſtand und ſeine Wißbegierde als ſein moraliſches Gefühl zu intereſſiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindſamkeit, mit ſüßer Wehmuth an derſelben, wie wir Neuere. Ja, indem er ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen perſonificirt und vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freier Weſen darſtellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche ſie für uns gerade ſo anziehend iſt. Seine ungeduldige Phantaſie führt ihn über ſie hinweg zum Drama des menſchlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freie, nur Charaktere, Handlungen, Schickſale und Sitten befriedigen ihn, und wenn wir in gewiſſen moraliſchen Stimmungen des Gemüths wünſchen können, den Vorzug unſerer Willensfreiheit, der uns ſo vielem Streite mit uns ſelbſt, ſo vielen Unruhen und Verirrungen ausſetzt, gegen die wahlloſe, aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftloſen hinzugeben, ſo iſt gerade umgekehrt die Phantaſie des Griechen geſchäftig, die menſchliche Natur ſchon in der unbeſeelten Welt anzufangen, und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrſcht, dem Willen Einfluß zu geben.

Woher wohl dieſer verſchiedene Geiſt? Wie kommt es, daß wir, die in Allem, was Natur iſt, von den Alten ſo unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höhern Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen, und ſelbſt die lebloſe Welt mit der wärmſten Empfindung umfaſſen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menſchheit verſchwunden iſt, und wir ſie nur außerhalb dieſer, in der unbeſeelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unſere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unſerer Verhältniſſe, Zuſtände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moraliſche Anlage, aus welcher er fließt, unbeſtechlich und unaustilgbar in allen menſchlichen Herzen liegt, in der phyſiſchen Welt eine Befriedigung zu verſchaffen, die in der moraliſchen nicht zu hoffen iſt. Deswegen iſt das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle ſo nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindlichen Unſchuld beklagen. Unſere Kindheit iſt die einzige unverſtümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menſchheit noch antreffen; daher es kein Wunder iſt, wenn uns jede Fußſtapfe der Natur außer uns auf unſere Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen. *)

---

*) Aber auch nur bei den Griechen; denn es gehörte gerade

Bei dieſen artete die Kultur nicht ſo weit aus, daß die Natur darüber verlaſſen wurde. Der ganze Bau ihres geſellſchaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunſt errichtet; ihre Götterlehre ſelbſt war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da alſo der Grieche die Natur in der Menſchheit nicht verloren hatte, ſo konnte er außerhalb dieſer auch nicht von ihr überraſcht werden, und ſo kein dringendes Bedürfniß nach Gegenſtänden haben, in denen er ſie wieder fand. Einig mit ſich ſelbſt und glücklich im Gefühl ſeiner Menſchheit mußte er bei dieſer als ſeinem Maximum ſtille ſtehen,

---

eine ſolche rege Bewegung und eine ſolche reiche Fülle des menſchlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Lebloſe zu legen, und das Bild der Menſchheit mit dieſem Eifer zu verfolgen. Oſſians Menſchenwelt z. B. war dürftig und einförmig; das Lebloſe um ihn her war groß, koloſſaliſch, mächtig, drang ſich alſo auf, und behauptete ſelbſt über den Menſchen ſeine Rechte. In den Geſängen dieſes Dichters tritt daher die lebloſe Natur (im Gegenſatz gegen den Menſchen) noch weit mehr als Gegenſtand der Empfindung hervor. Indeſſen klagt auch ſchon Oſſian über einen Verfall der Menſchheit, und ſo klein auch bei ſeinem Volke der Kreis der Kultur und ihrer Verderbniſſe war, ſo war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moraliſchen Sänger zu dem Lebloſen zurückzuſcheuchen und über ſeine Geſänge jenen elegiſchen Ton auszugießen, der ſie für uns ſo rührend und anziehend macht.

und alles Andere derſelben zu nähern bemüht ſeyn, wenn wir uneinig mit uns ſelbſt und unglücklich in unſern Erfahrungen von Menſchheit, kein dringenderes Intereſſe haben, als aus derſelben herauszufliehen, und eine ſo mißlungene Form aus unſern Augen zu rücken.

Das Gefühl, von dem hier die Rede iſt, iſt alſo nicht das, was die Alten hatten; es iſt vielmehr einerlei mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das Natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er ſeinen göttlichen Sauhirten den Ulyſſes bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werthers bewegte, da er nach einer läſtigen Geſellſchaft dieſen Geſang las. Unſer Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Geſundheit.

So wie nach und nach die Natur anfing, aus dem menſchlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende) Subjekt zu verſchwinden, ſo ſehen wir ſie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenſtand aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weiteſten gebracht hatte, mußte zuerſt von dem Phänomen des Naiven am ſtärkſten gerührt werden, und demſelben einen Namen geben. Dieſe Nation waren, ſo viel ich weiß, die Franzoſen. Aber die Empfindung des Naiven und das Intereſſe an demſelben iſt natürlicherweiſe viel älter, und datirt ſich

ſchon von dem Anfang der moraliſchen und äſthetiſchen Verderbniß. Dieſe Veränderung in der Empfindungsweiſe iſt zum Beiſpiel ſchon äußerſt auffallend im Euripides, wenn man dieſen mit ſeinen Vorgängern, beſonders dem Aeſchylus, vergleicht, und doch war jener Dichter der Günſtling ſeiner Zeit. Die nämliche Revolution läßt ſich auch unter den alten Hiſtorikern nachweiſen. Horaz, der Dichter eines kultivirten und verdorbenen Weltalters, preist die ruhige Glückſeligkeit in ſeinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieſer ſentimentaliſchen Dichtungsart nennen, ſo wie er auch in derſelben ein noch nie übertroffenes Muſter iſt. Auch im Properz, Virgil u. A. findet man Spuren dieſer Empfindungsweiſe, weniger beim Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in ſeinem Exil zu Tomi die Glückſeligkeit ſchmerzlich vermißt, die Horaz in ſeinem Tibur ſo gern entbehrte.

Die Dichter ſind überall, ſchon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo ſie dieſes nicht ganz mehr ſeyn können, und ſchon in ſich ſelbſt den zerſtörenden Einfluß willkürlicher und künſtlicher Formen erfahren oder doch mit demſelben zu kämpfen gehabt haben, da werden ſie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden entweder Natur ſeyn, oder ſie werden die verlorene ſuchen. Daraus entſpringen zwei ganz verſchiedene Dichtungsweiſen, durch welche das ganze Gebiet der Poeſie erſchöpft und ausgemeſſen wird. Alle Dichter,

die es wirklich ſind, werden, je nachdem die Zeit beſchaffen iſt, in der ſie blühen, oder zufällige Umſtände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsſtimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den ſentimentaliſchen gehören.

Der Dichter einer naiven und geiſtreichen Jugendwelt, ſo wie derjenige, der in den Zeitaltern künſtlicher Kultur ihm am nächſten kommt, iſt ſtreng und ſpröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern; ohne alle Vertraulichkeit entflieht er dem Herzen, das ihn ſucht, dem Verlangen, das ihn umfaſſen will. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenſtand behandelt, erſcheint nicht ſelten als Unempfindlichkeit. Das Objekt beſitzt ihn gänzlich, ſein Herz liegt nicht, wie ein ſchlechtes Metall, gleich unter der Oberfläche, ſondern will, wie das Gold, in der Tiefe geſucht ſeyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, ſo ſteht er hinter ſeinem Werke; Er iſt das Werk und das Werk iſt Er; man muß des erſtern ſchon nicht werth, oder nicht mächtig, oder ſchon ſatt ſeyn, um nach Ihm nur zu fragen.

So zeigt ſich z. B. Homer unter den Alten und Shakeſpeare unter den Neuern; zwei höchſt verſchiedene, durch den unermeßlichen Abſtand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in dieſem Charakterzuge völlig Eins. Als ich in einem ſehr frühen Alter den letztern Dichter zuerſt kennen lernte, empörte mich ſeine Kälte, ſeine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchſten Pathos zu ſcherzen, die herzzerſchneiden-

den Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. ſ. f. durch einen Narren zu ſtören, die ihn bald da feſthielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz ſo gern ſtill geſtanden wäre. Durch die Bekanntſchaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke der Dichter zuerſt aufzuſuchen, ſeinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinſchaftlich über ſeinen Gegenſtand zu reflektiren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuſchauen, war es mir unerträglich, daß der Poet ſich hier gar nirgends faſſen ließ, und mir nirgends Rede ſtehen wollte. Mehrere Jahre hatte er ſchon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich ſein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der erſten Hand zu verſtehen. Nur ihr durch den Verſtand reflektirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die ſentimentaliſchen Dichter der Franzoſen und auch der Deutſchen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens ſchäme ich mich dieſes Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuſchreiben.

Daſſelbe iſt mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch ſpätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im ſechsten Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed im Gefecht auf einander ſtoßen und, nachdem ſie ſich als Gaſtfreunde erkannt, einander Geſchenke ge-

ben. Dieſem rührenden Gemählde der Pietät, mit der die Geſetze des Gaſtrechts ſelbſt im Krieg beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths im Arioſt an die Seite geſtellt werden, wo zwei Ritter und Nebenbuhler, Ferrau und Rinald, dieſer ein Chriſt, jener ein Sarazene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und, um die flüchtige Angelika einzuholen, das nämliche Pferd beſteigen. Beide Beiſpiele, ſo verſchieden ſie übrigens ſeyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unſer Herz beinahe gleich, weil beide den ſchönen Sieg der Sitten über die Leidenſchaft mahlen, und uns durch Naivetät der Geſinnungen rühren. Aber wie ganz verſchieden nehmen ſich die Dichter bei Beſchreibung dieſer ähnlichen Handlung! Arioſt, der Bürger einer ſpätern und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt kann bei der Erzählung dieſes Vorfalls ſeine eigene Verwunderung, ſeine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abſtandes jener Sitten von denjenigen, die ſein Zeitalter charakteriſiren, überwältigt ihn. Er verläßt auf einmal das Gemählde des Gegenſtandes und erſcheint in eigener Perſon. Man kennt die ſchöne Stanze und hat ſie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Ritterſitten!
Die Nebenbuhler waren, die entzweit
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,

Frei von Verdacht und in Gemeinſchaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Roß getrieben von vier Sporen, eilte,
Bis wo der Weg ſich in zwei Straßen theilte.*)

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaukus, ſeines Gegners, Erzählung, daß dieſer von Väterzeiten her ein Gaſtfreund ſeines Geſchlechts iſt, ſteckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm, und macht mit ihm aus, daß ſie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer ſelbſt:

„Alſo bin ich nunmehr dein Gaſtfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich beſuche.
Drum mit unſern Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja ſind der Troer mir ſelbſt und der rühmlichen Helfer,
Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen;
Viel auch dir der Achaier, daß, welchen du kannſt, du erlegeſt.
Aber die Rüſtungen beide vertauſchen wir, daß auch die Andern
Schaun, wie wir Gäſte zu ſeyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Alſo redeten jene; herab von den Wagen ſich ſchwingend,
Faßten ſie beid' einander die Händ und gelobten ſich Freundſchaft.“

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigſtens ſchwerlich einer, der es in der moraliſchen Bedeu=

*) Der raſende Roland. Erſter Geſang. Stanze 32.

tung dieſes Wortes iſt) auch nur bis hieher gewartet haben, um ſeine Freude an dieſer Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um ſo leichter verzeihen, da auch unſer Herz beim Leſen einen Stillſtand macht, und ſich von dem Objekte gern entfernt, um in ſich ſelbſt zu ſchauen. Aber von Allem dieſem keine Spur im Homer; als ob er etwas Alltägliches berichtet hätte, ja als ob er ſelbſt kein Herz im Buſen trüge, fährt er in ſeiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregete Zevs, daß er ohne Beſinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüſtungen, goldne mit ehrnen,
Wechſelte, hundert Farren werth, neun Farren die andern.“ *)

Dichter von dieſer naiven Gattung ſind in einem künſtlichen Weltalter nicht ſo recht mehr an ihrer Stelle. Auch ſind ſie in demſelben kaum mehr möglich, wenigſtens auf keine andere Weiſe möglich, als daß ſie in ihrem Zeitalter wild laufen, und durch ein günſtiges Geſchick vor dem verſtümmelnden Einfluß deſſelben geborgen werden. Aus der Societät ſelbſt können ſie nie und nimmer hervorgehen; aber außerhalb derſelben erſcheinen ſie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge, die man anſtaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man ſich ärgert. So wohlthätige Erſcheinungen ſie für den Künſtler

---

*) Ilias, Voß'ſche Ueberſetzung, I. Band, Seite 153.

ſind, der ſie ſtudirt, und für den ächten Kenner, der ſie zu würdigen verſteht, ſo wenig Glück machen ſie im Ganzen und bei ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrſchers ruht auf ihrer Stirn; wir hingegen wollen von den Muſen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geſchmacks, werden ſie als Grenzſtörer gehaßt, die man lieber unterdrücken möchte; denn ſelbſt Homer dürfte es blos der Kraft eines mehr als tauſendjährigen Zeugniſſes zu verdanken haben, daß ihn dieſe Geſchmacksrichter gelten laſſen; auch wird es ihnen ſauer genug, ihre Regeln gegen ſein Beiſpiel, und ſein Anſehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Der Dichter, ſagte ich, iſt entweder Natur, oder er wird ſie ſuchen. Jenes macht den naiven, dieſes den ſentimentaliſchen Dichter.

Der dichteriſche Geiſt iſt unſterblich und unverlierbar in der Menſchheit; er kann nicht anders als zugleich mit derſelben und mit der Anlage zu ihr ſich verlieren. Denn entfernt ſich gleich der Menſch durch die Freiheit ſeiner Phantaſie und ſeines Verſtandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, ſo ſteht ihm doch nicht nur der Pfad zu derſelben immer offen, ſondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moraliſche, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit dieſem Triebe ſteht das Dichtungsvermögen in der engſten Verwandtſchaft. Dieſes verliert ſich alſo nicht auch zugleich mit

der natürlichen Einfalt, ſondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

Auch jetzt iſt die Natur noch die einzige Flamme, an der ſich der Dichtergeiſt nährt; aus ihr allein ſchöpft er ſeine ganze Macht, zu ihr allein ſpricht er auch in dem künſtlichen, in der Kultur begriffenen Menſchen. Jede andere Art zu wirken iſt dem poetiſchen Geiſte fremd; daher, beiläufig zu ſagen, alle ſogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetiſch heißen, ob wir ſie gleich lange Zeit, durch das Anſehen der franzöſiſchen Literatur verleitet, damit vermengt haben. Die Natur, ſage ich, iſt es auch noch jetzt, in dem künſtlichen Zuſtande der Kultur, wodurch der Dichtergeiſt mächtig iſt; nur ſteht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derſelben.

So lange der Menſch noch reine, es verſteht ſich, nicht rohe Natur iſt, wirkt er als ungetheilte ſinnliche Einheit und als ein harmonirendes Ganzes. Sinne und Vernunft, empfangendes und ſelbſtthätiges Vermögen, haben ſich in ihrem Geſchäfte noch nicht getrennt, vielweniger ſtehen ſie im Widerſpruch miteinander. Seine Empfindungen ſind nicht das formloſe Spiel des Zufalls, ſeine Gedanken nicht das gehaltloſe Spiel der Vorſtellungskraft; aus dem Geſetz der Nothwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen dieſe hervor. Iſt der Menſch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunſt ihre Hand an ihn gelegt, ſo iſt jene ſinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als mo=

raliſche Einheit, d. h. als nach Einheit ſtrebend, ſich äußern. Die Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinem Empfinden und Denken, die in dem erſten Zuſtande wirklich ſtattfand, exiſtirt jezt blos idealiſch; ſie iſt nicht mehr in ihm, ſondern außer ihm, als ein Gedanke, der erſt realiſirt werden ſoll, nicht mehr als Thatſache ſeines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poeſie, der kein anderer iſt, als der Menſchheit ihren möglichſt vollſtändigen Ausdruck zu geben, auf jene beiden Zuſtände an, ſo ergibt ſich, daß dort in dem Zuſtande natürlicher Einfalt, wo der Menſch noch, mit allen ſeinen Kräften zugleich, als harmoniſche Einheit wirkt, wo mithin das Ganze ſeiner Natur ſich in der Wirklichkeit vollſtändig ausdrückt, die möglichſt vollſtändige Nachahmung des Wirklichen — daß hingegen hier in dem Zuſtand der Kultur, wo jenes harmoniſche Zuſammenwirken ſeiner ganzen Natur blos eine Idee iſt, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal, oder, was auf Eins hinausläuft, die Darſtellung des Ideals den Dichter machen muß. Und dieß ſind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie ſich überhaupt der poetiſche Genius äußern kann. Sie ſind, wie man ſieht, äußerſt von einander verſchieden, aber es gibt einen höhern Begriff, der ſie beide unter ſich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieſer Begriff mit der Idee der Menſchheit in Eins zuſammentrifft.

Es iſt hier der Ort nicht, dieſen Gedanken, den

nur eine eigene Ausführung in ſein volles Licht ſetzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiſte nach, und nicht blos nach zufälligen Formen, eine Vergleichung zwiſchen alten und modernen Dichtern *) anzuſtellen verſteht, wird ſich leicht von der Wahrheit deſſelben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch ſinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; dieſe rühren uns durch Ideen.

Dieſer Weg, den die neuern Dichter gehen, iſt übrigens derſelbe, den der Menſch überhaupt ſowohl im Einzelnen als im Ganzen einſchlagen muß. Die Natur macht ihn mit ſich Eins, die Kunſt trennt und entzweit ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches iſt, das er niemals erreicht, ſo kann der kultivirte Menſch in ſeiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Menſch es in der ſeinigen zu wer-

*) Es iſt vielleicht nicht überflüſſig zu erinnern, daß, wenn hier die neuen Dichter den alten entgegengeſetzt werden, nicht ſowohl der Unterſchied der Zeit als der Unterſchied der Manier zu verſtehen iſt. Wir haben auch in neuern, ja ſogar in den neueſten Zeiten, naive Dichtungen in allen Klaſſen, wenn gleich nicht mehr ganz reiner Art, und unter den alten lateiniſchen, ja ſelbſt griechiſchen Dichtern fehlt es nicht an ſentimentaliſchen. Nicht nur in demſelben Dichter, auch in demſelben Werke trifft man häufig beide Gattungen vereint an, wie zum Beiſpiel in Werthers Leiden, und dergleichen Produkte werden immer den größern Effekt machen.

den vermag. Er müßte alſo dem letztern an Vollkommenheit unendlich nachſtehen, wenn blos auf das Verhältniß, in welchem beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum ſtehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten ſelbſt mit einander, ſo zeigt ſich, daß das Ziel, zu welchem der Menſch durch Kultur ſtrebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen iſt. Der eine erhält alſo ſeinen Werth durch abſolute Erreichung einer endlichen, der andere erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Größe. Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortſchritt hat, ſo iſt der relative Werth des Menſchen, der in der Kultur begriffen iſt, im Ganzen genommen, niemals beſtimmbar, obgleich derſelbe, im Einzelnen betrachtet, ſich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Inſofern aber das letzte Ziel der Menſchheit nicht anders als durch jene Fortſchreitung zu erreichen iſt, und der letztere nicht anders fortſchreiten kann, als indem er ſich kultivirt und folglich in den erſtern übergeht, ſo iſt keine Frage, welchem von beiden in Rückſicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Daſſelbe, was hier von den zwei verſchiedenen Formen der Menſchheit geſagt wird, läßt ſich auch auf jene beiden, ihnen entſprechenden Dichterformen anwenden.

Man hätte deswegen alte und moderne — naive

und ſentimentaliſche — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinſchaftlichen höhern Begriff (einen ſolchen gibt es wirklich) mit einander vergleichen ſollen. Denn freilich, wenn man den Gattungsbegriff der Poeſie zuvor einſeitig aus den alten Poeten abſtrahirt hat, ſo iſt nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen ſie herabzuſetzen. Wenn man nur das Poeſie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß man den neuern Poeten gerade in ihrer eigenſten und erhabenſten Schönheit den Namen der Dichter wird ſtreitig machen müſſen, weil ſie gerade hier nur zu dem Zöglinge der Kunſt ſprechen, und der einfältigen Natur nichts zu ſagen haben *). Weſſen Gemüth nicht ſchon zuberei-

---

*) Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausſpruch ſeiner Magd ankommen laſſen, was in ſeinen Komödien ſtehen bleiben und wegfallen ſollte; auch wäre zu wünſchen geweſen, daß die Meiſter des franzöſiſchen Kothurns mit ihren Trauerſpielen zuweilen dieſe Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopſtock'ſchen Oden, mit den ſchönſten Stellen im Meſſias, im verlornen Paradies, in Nathan dem Weiſen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angeſtellt würde. Doch was ſage ich? Dieſe Probe iſt wirklich angeſtellt, und die Moliere'ſche Magd raiſonnirt ja Langes und Breites in unſern kritiſchen Bibliotheken, philoſophiſchen und literariſchen Annalen und Reiſebeſchreibungen über Poeſie, Kunſt und dergleichen, nur wie billig, auf deutſchem Boden ein wenig abgeſchmackter als auf franzöſiſchem, und wie es ſich für die Geſindeſtube der deutſchen Literatur geziemt.

tet iſt, über die Wirklichkeit hinaus, ins Ideenreich zu gehen, für den wird der reichſte Gehalt leerer Schein und der höchſte Dichterſchwung Ueberſpannung ſeyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worin Homer groß iſt, irgend einen Neuern ihm an die Seite ſtellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopſtock mit dem Namen eines neuern Homer beehrt ſieht. Eben ſo wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigſten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteriſtiſch auszeichnet, die Vergleichung mit demſelben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, iſt mächtig durch die Kunſt der Begrenzung; dieſer iſt es durch die Kunſt des Unendlichen.

Und eben daraus, daß die Stärke des alten Künſtlers (denn was hier von dem Dichter geſagt worden, kann unter den Einſchränkungen, die ſich von ſelbſt ergeben, auch auf den ſchönen Künſtler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung beſteht, erklärt ſich der hohe Vorzug, den die bildende Kunſt des Alterthums über die neuern Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniß des Werths, in welchem moderne Dichtkunſt und moderne bildende Kunſt zu beiden Kunſtgattungen im Alterthume ſtehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung ſeine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann ſie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plaſtiſchen Werken hilft daher dem

Neuern ſeine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier iſt er genöthigt, das Bild der Einbildungskraft auf das Genaueſte im Raum zu beſtimmen, und ſich folglich mit dem alten Künſtler gerade in derjenigen Eigenſchaft zu meſſen, worin dieſer ſeinen unabſtreitbaren Vorzug hat. In poetiſchen Werken iſt es anders; und ſiegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen, und in dem, was ſinnlich darſtellbar und körperlich iſt, ſo kann der neuere ſie wieder in Reichthum des Stoffes, in dem, was undarſtellbar und unausſprechlich iſt, kurz, in dem, was man in Kunſtwerken Geiſt nennt, hinter ſich laſſen.

Da der naive Dichter blos der einfachen Natur und Empfindung folgt, und ſich blos auf Nachahmung der Wirklichkeit beſchränkt, ſo kann er zu ſeinem Gegenſtand auch nur ein einziges Verhältniß haben, und es gibt, in dieſer Rückſicht, für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verſchiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgeſetzt, daß man Alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört, und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetiſchen Behandlung betrachtet) beruht, ſage ich, blos auf dem verſchiedenen Grad einer und derſelben Empfindungsweiſe; ſelbſt die Verſchiedenheit in den äußern Formen kann in der Qualität jenes äſthetiſchen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form ſey lyriſch oder epiſch, dramatiſch oder beſchreibend; wir können wohl ſchwächer und ſtärker, aber (ſobald von

dem Stoff abſtrahirt wird) nie verſchiedenartig gerührt werden. Unſer Gefühl iſt durchgängig daſſelbe, ganz aus Einem Element, ſo daß wir nichts darin zu unterſcheiden vermögen. Selbſt der Unterſchied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben dieſe reine Einheit ihres Urſprungs und ihres Effekts iſt ein Charakter der naiven Dichtung.

Ganz anders verhält es ſich mit dem ſentimentaliſchen Dichter. Dieſer reflektirt über den Eindruck, den die Gegenſtände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion iſt die Rührung gegründet, in die er ſelbſt verſetzt wird und uns verſetzt. Der Gegenſtand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieſer Beziehung beruht ſeine dichteriſche Kraft. Der ſentimentaliſche Dichter hat es daher immer mit zwei ſtreitenden Vorſtellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit ſeiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemiſchte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieſer doppelten Quelle zeugen. *) Da hier alſo eine Mehrheit der

---

*) Wer bei ſich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzuſondern im Stande iſt, der wird dieſen Eindruck, auch ſelbſt bei ſehr pathetiſchen Gegenſtänden, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bei ſentimentaliſchen wird er immer etwas ernſt und anſpannend ſeyn. Das macht, weil wir uns bei naiven Darſtellungen, ſie handeln auch wovon ſie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objekts in unſerer

Principien ſtattfindet, ſo kommt es darauf an, welches von beiden in der Empfindung des Dichters und in ſeiner Darſtellung überwiegen wird, und es iſt folglich eine Verſchiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun entſteht die Frage, ob er mehr bei der Wirklichkeit, ob er mehr bei dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenſtand der Abneigung, ob er dieſes als einen Gegenſtand der Zuneigung ausführen will. Seine Darſtellung wird alſo entweder ſatyriſch, (oder ſie wird in einer weitern Bedeutung dieſes Worts, die ſich nachher erklären wird) elegiſch ſeyn; an eine von dieſen beiden Empfindungsarten wird jener ſentimentaliſche Dichter ſich halten.

Satyriſch iſt der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerſpruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth, kommt Beides auf Eins hinaus) zu ſeinem Gegenſtande macht. Dieß kann er aber ſowohl ernſthaft und mit Affekt als ſcherzhaft und mit Heiterkeit ausführen, je nachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verſtandes verweilt. Jenes geſchieht durch die ſtrafende oder pathetiſche, dieſes durch die ſcherzhafte Satyre.

Einbildungskraft erfreuen, und auch weiter nichts als dieſe ſuchen, bei ſentimentaliſchen hingegen die Vorſtellung der Einbildungskraft mit einer Vernunft-Idee zu vereinigen haben und alſo immer zwiſchen zwei verſchiedenen Zuſtänden in Schwanken gerathen.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Beluſtigung. Jener iſt zu ernſt für das Spiel, was die Poeſie immer ſeyn ſoll; dieſer iſt zu frivol für den Ernſt, der allem poetiſchen Spiele zum Grunde liegen ſoll. Moraliſche Widerſprüche intereſſiren nothwendig unſer Herz und rauben alſo dem Gemüth ſeine Freiheit; und doch ſoll aus poetiſchen Rührungen alles eigentliche Intereſſe, d. h. alle Beziehung auf ein Bedürfniß verbannt ſeyn. Verſtandes-Widerſprüche hingegen laſſen das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchſten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es iſt daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetiſchen Satyre nicht die poetiſche Form zu verletzen, welche in der Freiheit des Spiels beſteht, in der ſcherzhaften Satyre nicht den poetiſchen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche ſeyn muß. Dieſe Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöst werden. Die ſtrafende Satyre erlangt poetiſche Freiheit, indem ſie ins Erhabene übergeht; die lachende Satyre erhält poetiſchen Gehalt, indem ſie ihren Gegenſtand mit Schönheit behandelt.

In der Satyre wird die Wirklichkeit als Mangel, dem Ideal, als der höchſten Realität, gegenüber geſtellt. Es iſt übrigens gar nicht nöthig, daß das letztere ausgeſprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiß; dieß muß er aber ſchlechterdings, oder er wird gar nicht poetiſch wirken. Die

Wirklichkeit iſt alſo hier ein nothwendiges Objekt der Abneigung, aber, worauf hier alles ankommt, dieſe Abneigung ſelbſt muß wieder nothwendig aus dem entgegenſtehenden Ideal entſpringen. Sie könnten nämlich auch eine blos ſinnliche Quelle haben, und lediglich in Bedürfniß gegründet ſeyn, mit welchem die Wirklichkeit ſtreitet; und häufig genug glauben wir einen moraliſchen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns blos der Widerſtreit derſelben mit unſerer Neigung erbittert. Dieſes materielle Intereſſe iſt es, was der gemeine Satyriker ins Spiel bringt, und weil es ihm auf dieſem Wege gar nicht fehl ſchlägt, uns in Affekt zu verſetzen, ſo glaubt er unſer Herz in ſeiner Gewalt zu haben, und im Pathetiſchen Meiſter zu ſeyn. Aber jedes Pathos aus dieſer Quelle iſt der Dichtkunſt unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren, und nur durch die Vernunft zu unſerm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird ſich dieſes unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetiſche Pathos an einem Uebergewicht der Selbſtthätigkeit und an einer auch im Affekte noch beſtehenden, Gemüthsfreiheit zu erkennen iſt. Entſpringt nämlich die Rührung aus dem der Wirklichkeit gegenüberſtehenden Ideale, ſo verliert ſich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl, und die Größe der Idee, von der wir erfüllt ſind, erhebt uns über alle Schranken der Er=

fahrung. Bei der Darſtellung empörender Wirklichkeit kommt daher Alles darauf an, daß das Nothwendige der Grund ſey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, daß er unſer Gemüth für Ideen zu ſtimmen wiſſe. Stehen wir nur hoch in der Beurtheilung, ſo hat es nichts zu ſagen, wenn auch der Gegenſtand tief und niedrig unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geſchichtſchreiber Tacitus den tiefen Verfall der Römer des erſten Jahrhunderts ſchildert, ſo iſt es ein hoher Geiſt, der auf das Niedrige herabblickt, und unſere Stimmung iſt wahrhaft poetiſch, weil nur die Höhe, worauf er ſelbſt ſteht, und zu der er uns zu erheben wußte, ſeinen Gegenſtand niedrig machte.

Die pathetiſche Satyre muß alſo jederzeit aus einem Gemüthe fließen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen iſt. Nur ein herrſchender Trieb nach Uebereinſtimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moraliſcher Widerſprüche und jenen glühenden Unwillen gegen moraliſche Verkehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Swift, Rouſſeau, Haller und Andern zur Begeiſterung wird. Die nämlichen Dichter würden und müßten mit demſelben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Urſachen ihrem Gemüth frühe dieſe beſtimmte Richtung gegeben hätten: auch haben ſie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter, und hatten eine ſchauderhafte Erfahrung

moraliſcher Verderbniß vor Augen, oder eigene Schickſale hatten Bitterkeit in ihre Seele geſtreut. Auch der philoſophiſche Geiſt, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Weſen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringt, neigt das Gemüth zu dieſer Härte und Auſterität, mit welcher Rouſſeau, Haller und Andere die Wirklichkeit mahlen. Aber dieſe äußern und zufälligen Einflüſſe, welche immer einſchränkend wirken, dürfen höchſtens nur die Richtung beſtimmen, niemals den Inhalt der Begeiſterung hergeben. Dieſer muß in allen derſelbe ſeyn, und rein von jedem äußern Bedürfniſſe, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorfließen, welcher durchaus der einzig wahre Beruf zu dem ſatyriſchen wie überhaupt zu dem ſentimentaliſchen Dichter iſt.

Wenn die pathetiſche Satyre nur erhabene Seelen kleidet, ſo kann die ſpottende Satyre nur einem ſchönen Herzen gelingen. Denn jene iſt ſchon durch ihren ernſten Gegenſtand vor der Frivolität geſichert: aber dieſe, die nur einen moraliſchen gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetiſche Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Inhalt veredelte, und das Subjekt des Dichters nicht ſein Objekt verträte. Aber nur dem ſchönen Herzen iſt es verliehen, unabhängig von dem Gegenſtand ſeines Wirkens, in jeder ſeiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von ſich ſelbſt abzuprägen. Der erhabene Charakter kann ſich nur in einzelnen Siegen über den

Widerſtand der Sinne, nur in gewiſſen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anſtrengung kund thun; in der ſchönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, alſo gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zuſtand der Ruhe ſich zeigen. Das tiefe Meer erſcheint am erhabenſten in ſeiner Bewegung, der klare Bach am ſchönſten in ſeinem ruhigen Lauf.

Es iſt mehrmals darüber geſtritten worden, welche von beiden, die Tragödie oder Komödie, vor der andern den Rang verdiene. Wird damit blos gefragt, welche von beiden das wichtigere Objekt behandle, ſo iſt kein Zweifel, daß die erſtere den Vorzug behauptet; will man aber wiſſen, welche von beiden das wichtigere Subjekt erfordere, ſo möchte der Ausſpruch eher für die letztere ausfallen. — In der Tragödie geſchieht ſchon durch den Gegenſtand ſehr viel, in der Komödie geſchieht durch den Gegenſtand nichts, und Alles durch den Dichter. Da nun bei Urtheilen des Geſchmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, ſo muß natürlicherweiſe der äſthetiſche Werth dieſer beiden Kunſtgattungen in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer materiellen Wichtigkeit ſtehen. Den tragiſchen Dichter trägt ſein Objekt, der komiſche hingegen muß durch ſein Subjekt das ſeinige in der äſthetiſchen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu ſo viel eben nicht gehört; der andere muß ſich gleich bleiben, er muß alſo ſchon dort ſeyn und dort zu Hauſe ſeyn, wohin der andere gar nicht ohne ei-

nen Anlauf gelangt. Und gerade das iſt es, worin ſich der ſchöne Charakter von dem erhabenen unterſcheidet. In dem erſten iſt jede Größe ſchon enthalten, ſie fließt ungezwungen und mühelos aus ſeiner Natur; er iſt dem Vermögen nach ein Unendliches in jedem Punkte ſeiner Bahn; der andere kann ſich zu jeder Größe anſpannen und erheben, er kann durch die Kraft ſeines Willens aus jedem Zuſtand der Beſchränkung ſich reißen. Dieſer iſt alſo nur ruckweiſe und nur mit Anſtrengung frei, jener iſt es mit Leichtigkeit und immer.

Dieſe Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren iſt die ſchöne Aufgabe der Komödie, ſo wie die Tragödie beſtimmt iſt, die Gemüthsfreiheit, wenn ſie durch einen Affekt gewaltſam aufgehoben worden, auf äſthetiſchem Wege wieder herſtellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreiheit künſtlicherweiſe und als Experiment aufgehoben werden; weil ſie in Herſtellung derſelben ihre poetiſche Kraft beweiſt; in der Komödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreiheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter ſeinen Gegenſtand immer praktiſch, der Komödiendichter den ſeinigen immer theoretiſch; auch wenn jener (wie Leſſing in ſeinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretiſchen, dieſer einen praktiſchen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenſtand genommen, ſondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt,

macht denſelben tragiſch oder komiſch. Der Tragiker muß ſich vor dem ruhigen Raiſonnement in Acht nehmen, und immer das Herz intereſſiren; der Komiker muß ſich vor dem Pathos hüten, und immer den Verſtand unterhalten. Jener zeigt alſo durch beſtändige Erregung, dieſer durch beſtändige Abwehrung der Leidenſchaft ſeine Kunſt; und dieſe Kunſt iſt natürlich auf beiden Seiten um ſo größer, je mehr der Gegenſtand des Einen abſtrakter Natur iſt, und der des Andern ſich zum Pathetiſchen neigt*). Wenn alſo die Tragödie von einem wichtigern Punkte ausgeht, ſo muß man auf der andern Seite geſtehen, daß die Komödie einem wichtigen Ziel entgegengeht, und ſie würde, wenn ſie es erreichte, alle Tragödie überflüſſig und unmöglich machen. Ihr Ziel iſt einerlei mit dem höch-

*) In Nathan dem Weiſen iſt dieſes nicht geſchehen, hier hat die froſtige Natur des Stoffs das ganze Kunſtwerk erkältet. Aber Leſſing wußte ſelbſt, daß er kein Trauerſpiel ſchrieb, und vergaß nur, menſchlicherweiſe, in ſeiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgeſtellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt ſey, die tragiſche Form zu einem andern als tragiſchen Zweck anzuwenden. Ohne ſehr weſentliche Veränderungen würde es kaum möglich geweſen ſeyn, dieſes dramatiſche Gedicht in eine gute Tragödie umzuſchaffen; aber mit blos zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Komödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nämlich hätte das Pathetiſche, dem erſtern das Raiſonnirende aufgeopfert werden müſſen, und es iſt wohl keine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit dieſes Gedichts am meiſten beruht.

ſten, wornach der Menſch zu ringen hat, frei von Leidenſchaft zu ſeyn, immer klar, immer ruhig, um ſich und in ſich zu ſchauen, überall mehr Zufall als Schickſal zu finden, und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Wie in dem handelnden Leben, ſo begegnet es auch oft bei dichteriſchen Darſtellungen, den blos leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechſeln, und da ſich der gemeine Geſchmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, ſo iſt es ſolchen niedlichen Geiſtern ein leichtes, jenen Ruhm zu uſurpiren, der ſo ſchwer zu verdienen iſt. Aber es gibt eine untrügliche Probe, vermittelſt deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals, ſo wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters, unterſcheiden kann, und dieſe iſt, wenn beide ſich an einem ſchwierigen und großen Objekte verſuchen. In einem ſolchen Fall geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, ſo wie die Temperamentstugend in das Materielle: die wahrhaft ſchöne Seele hingegen geht eben ſo gewiß in die erhabene über.

So lange Lucian blos die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünſchen, in den Lapithen, in dem Jupiter Tragödus u. a., bleibt er Spötter, und ergetzt uns mit ſeinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen ſeines Nigrinus, ſeines Timons, ſeines Alexanders,

wo ſeine Satyre auch die moraliſche Verderbniß trifft. „Unglükſeliger", ſo beginnt er in ſeinem Nigrinus das empörende Gemählde des damaligen Roms, „warum verließeſt du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glückliche Leben der Freiheit, und kamſt hieher in dieſes Getümmel von prachtvoller Dienſtbarkeit, von Aufwartungen und Gaſtmählern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmiſchern, Erbſchleichern und falſchen Freunden? u. ſ. w." Bei ſolchen und ähnlichen Anläſſen muß ſich der hohe Ernſt des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetiſch ſeyn ſoll, zum Grunde liegen muß. Selbſt durch den boshaften Scherz, womit ſowohl Lucian als Ariſtophanes den Sokrates mißhandeln, blickt eine ernſte Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Sophiſten rächt, und für ein Ideal ſtreitet, das ſie nur nicht immer ausſpricht. Auch hat der erſte von beiden in ſeinem Diogenes und Dämonax dieſen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern — welchen großen und ſchönen Charakter drückt nicht Cervantes bei jedem würdigen Anlaß in ſeinem Don Quixote aus! Welch ein herrliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erſchuf! Wie kann der Lacher Yorik, ſobald er will, unſer Gemüth ſo groß und ſo mächtig bewegen! Auch in unſerm Wieland erkenne ich dieſen Ernſt der Empfindung; ſelbſt die muthwilligen Spiele ſeiner Laune beſeelt und adelt die Grazie des Herzens; ſelbſt in den Rhythmus ſei-

nes Geſanges drückt ſie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, ſobald es gilt, zu dem Höchſten empor zu tragen.

Von der Voltaire'ſchen Satyre läßt ſich kein ſolches Urtheil fällen. Zwar iſt es auch bei dieſem Schriftſteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetiſch rührt; es ſey nun, daß er ſie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmals in ſeinem Ingenu, oder daß er ſie, wie in ſeinem Candide u. a., ſuche und räche. Wo keines von beiden der Fall iſt, da kann er uns zwar als witziger Kopf beluſtigen, aber gewiß nicht als Dichter bewegen. Aber ſeinem Spott liegt überall zu wenig Ernſt zum Grunde, und dieſes macht ſeinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir begegnen immer nur ſeinem Verſtande, nicht ſeinem Gefühl. Es zeigt ſich kein Ideal unter jener luftigen Hülle, und kaum etwas abſolut Feſtes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannichfaltigkeit in äußern Formen, weit entfernt, für die innere Fülle ſeines Geiſtes etwas zu beweiſen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugniß dagegen ab, denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht Eine gefunden, worin er ein Herz hätte abdrucken können. Beinahe muß man alſo fürchten, es war in dieſem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die ſeinen Beruf zur Satyre beſtimmte. Wäre es anders, ſo hätte er doch irgend auf ſeinem weiten Weg aus dieſem engen Geleiſe treten müſſen. Aber bei allem noch ſo großen

Wechſel des Stoffes und der äußern Form ſehen wir dieſe innere Form in ewigem, dürftigem Einerlei wiederkehren, und troz ſeiner voluminöſen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menſchheit in ſich ſelbſt nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satyrikern mit Freuden durchlaufen findet.

Sezt der Dichter die Natur der Kunſt und das Ideal der Wirklichkeit ſo entgegen, daß die Darſtellung des erſten überwiegt, und das Wohlgefallen an demſelben herrſchende Empfindung wird, ſo nennt man ihn *elegiſch*. Auch dieſe Gattung hat, wie die Satyre, zwei Klaſſen unter ſich. Entweder iſt die Natur und das Ideal ein Gegenſtand der Trauer, wenn jene als verloren, dieſes als unerreicht dargeſtellt wird; oder beide ſind ein Gegenſtand der Freude, indem ſie als wirklich vorgeſtellt werden. Das erſte gibt die *Elegie* in engerer, das andere die *Idylle* in weiteſter Bedeutung. *)

---

*) Daß ich die Benennungen Satyre, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als gewöhnlich geſchieht, werde ich bei Leſern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Abſicht dabei iſt keineswegs, die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Obſervanz ſowohl der Satyre und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde geſteckt hat; ich ſehe blos auf die in dieſen Dichtungsarten herrſchende *Empfindungsweiſe*, und es iſt ja bekannt genug, daß dieſe ſich keineswegs in jene engen Grenzen einſchließen läßt. Elegiſch rührt uns nicht blos die Elegie, welche ausſchließlich ſo genannt wird; auch

Wie der Unwille bei der pathetiſchen und wie der Spott bei der ſcherzhaften Satyre, ſo darf bei der Elegie die Trauer nur aus einer durch das Ideal erweckten,

---

der dramatiſche und epiſche Dichter können uns auf elegiſche Weiſe bewegen. In der Meſſiade, in Thomſons Jahrszeiten, im verlornen Paradies, im befreiten Jeruſalem finden wir mehrere Gemählde, die ſonſt nur der Idylle, der Elegie, der Satyre eigen ſind. Eben ſo, mehr oder weniger, faſt in jedem pathetiſchen Gedichte. Daß ich aber die Idylle ſelbſt zur elegiſchen Gattung rechne, ſcheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere ſich aber, daß hier nur von derjenigen Idylle die Rede iſt, welche eine Species der ſentimentaliſchen Dichtung iſt, zu deren Weſen es gehört, daß die Natur der Kunſt und das Ideal der Wirklichkeit entgegengeſetzt werde. Geſchieht dieſes auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und ſtellt er das Gemählde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideals rein und ſelbſtſtändig vor unſere Augen, ſo iſt jener Gegenſatz doch in ſeinem Herzen, und wird ſich auch ohne ſeinen Willen in jedem Pinſelſtrich verrathen. Ja, wäre dieſes nicht, ſo würde ſchon die Sprache, deren er ſich bedienen muß, weil ſie den Geiſt der Zeit an ſich trägt, auch den Einfluß der Kunſt erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künſtelei in Erinnerung bringen; ja, unſer eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der Verderbniß gegenüber ſtellen, und ſo die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegiſch machen. Dieß Letztere iſt ſo unvermeidlich, daß ſelbſt der höchſte Genuß, den die ſchönſten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem kultivirten Menſchen gewähren, nicht lange rein bleibt, ſondern früher oder ſpäter von einer elegiſchen Empfindung begleitet ſeyn wird. Schließlich bemerke ich noch, daß die hier

Begeiſterung fließen. Dadurch allein erhält die Elegie poetiſchen Gehalt, und jede andere Quelle derſelben iſt völlig unter der Würde der Dichtkunſt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht blos in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinſtimmung mit Ideen, nicht blos in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniß. Die Trauer über verlorene Freuden, über das aus der Welt entſchwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. ſ. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegiſchen Dichtung werden, wenn jene Zuſtände ſinnlichen Friedens zugleich als Gegenſtände moraliſcher Harmonie ſich vorſtellen laſſen. Ich kann deswegen die Klaggeſänge des Ovid, die er aus ſeinem Verbannungsorte am Euxin anſtimmt, wie rührend ſie auch ſind, und wie viel Dichteriſches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetiſches Werk betrachten. Es iſt viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geiſt und Adel in ſeinem Schmerz. Das Bedürfniß, nicht die Begeiſterung, ſtieß jene Klagen aus; es athmet darin, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines ed-

---

verſuchte Eintheilung, eben deswegen, weil ſie ſich blos auf den Unterſchied der Empfindungsweiſe gründet, in der Eintheilung der Gedichte ſelbſt und der Ableitung der poetiſchen Arten ganz und gar nichts beſtimmen ſoll; denn da der Dichter, auch in demſelben Werke, keineswegs an dieſelbe Empfindungsweiſe gebunden iſt, ſo kann jene Eintheilung nicht davon, ſondern muß von der Form der Darſtellung hergenommen werden.

lern Geiſtes, den ſein Schickſal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, daß es Rom, und das Rom des Auguſtus iſt, um das er trauert, ſo verzeihen wir dem Sohn der Freude ſeinen Schmerz; aber ſelbſt das herrliche Rom mit allen ſeinen Glückſeligkeiten iſt, wenn nicht die Einbildungskraft es erſt veredelt, blos eine endliche Größe, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunſt, die, erhaben über Alles, was die Wirklichkeit aufſtellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichteriſchen Klage kann alſo niemals ein äußerer, jederzeit nur ein innerer idealiſcher Gegenſtand ſeyn; ſelbſt wenn ſie einen Verluſt in der Wirklichkeit betrauert, muß ſie ihn erſt zu einem idealiſchen umſchaffen. In dieſer Reduktion des Beſchränkten auf ein Unendliches beſteht eigentlich die poetiſche Behandlung. Der äußere Stoff iſt daher an ſich ſelbſt immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunſt niemals ſo brauchen kann, wie ſie ihn findet, ſondern nur durch das, was ſie ſelbſt daraus macht, ihm die poetiſche Würde gibt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der ſie nie exiſtirt hat, wenn er ſie gleich als etwas da Geweſenes und nun Verlorenes beweint. Wenn uns Oſſian von den Tagen erzählt, die nicht mehr ſind, ſo hat ſeine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längſt in Ideale, jene Helden in Götter umgeſtaltet. Die Erfahrungen eines beſtimmten Verluſtes haben ſich zur Idee der allgemeinen Ver-

gänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, ſchwingt ſich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden. *)

Ich wende mich ſogleich zu den neuern Poeten in der elegiſchen Gattung. Rouſſeau, als Dichter wie als Philoſoph, hat keine andere Tendenz, als die Natur entweder zu ſuchen, oder an der Kunſt zu rächen. Je nachdem ſich ſein Gefühl entweder bei der einen oder bei der andern verweilt, finden wir ihn bald elegiſch gerührt, bald zu Juvenaliſcher Satyre begeiſtert, bald, wie in ſeiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwiderſprechlich poetiſchen Gehalt, da ſie ein Ideal behandeln: nur weiß er denſelben nicht auf poetiſche Weiſe zu gebrauchen. Sein ernſter Charakter läßt ihn zwar nie zur Frivolität herabſinken, aber erlaubt ihm auch nicht, ſich bis zum poetiſchen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenſchaft, bald durch Abſtraktion angeſpannt, bringt er es ſelten oder nie zu der äſthetiſchen Freiheit, welche der Dichter ſeinem Stoff gegenüber behaupten, ſeinem Leſer mittheilen muß. Entweder es iſt ſeine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrſcht, und ſeine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es iſt ſeine Denkkraft, die ſeiner Imagination Feſſeln anlegt, und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth

*) Man leſe z. B. das treffliche Gedicht Carthon betitelt.

des Gemähldes vernichtet. Beide Eigenſchaften, deren innige Wechſelwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden ſich bei dieſem Schriftſteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als daß ſie ſich auch wirklich mit einander vereinigt äußerten, daß ſeine Selbſtthätigkeit ſich mehr in ſein Empfinden, daß ſeine Empfänglichkeit ſich mehr in ſein Denken miſchte. Daher iſt auch in dem Ideale, das er von der Menſchheit aufſtellt, auf die Schranken derſelben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rückſicht genommen, und überall mehr ein Bedürfniß nach phyſiſcher Ruhe als nach moraliſcher Uebereinſtimmung darin ſichtbar. Seine leidenſchaftliche Empfindlichkeit iſt Schuld, daß er die Menſchheit, um nur des Streits in derſelben recht bald los zu werden, lieber zu der geiſtloſen Einförmigkeit des erſten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geiſtreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt ſehen, daß er die Kunſt lieber gar nicht anfangen laſſen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger ſteckt, und das Ideal lieber herabſetzt, um es nur deſto ſchneller, um es nur deſto ſicherer zu erreichen.

Unter Deutſchlands Dichtern in dieſer Gattung will ich hier nur Hallers, Kleiſts und Klopſtocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung iſt ſentimentaliſch; durch Ideen rühren ſie uns, nicht durch ſinnliche Wahrheit, nicht ſowohl, weil ſie ſelbſt Natur ſind, als weil ſie uns für Natur zu begeiſtern

wiſſen. Was indeſſen von dem Charakter ſowohl dieſer als aller ſentimentaliſchen Dichter im Ganzen wahr iſt, ſchließt natürlicherweiſe darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne das würden ſie überall keine Dichter ſeyn. Nur ihr eigentlicher und herrſchender Charakter iſt es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben ſo wieder darzuſtellen. Unwillkürlich drängt ſich die Phantaſie der Anſchauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verſchließt Auge und Ohr, um betrachtend in ſich ſelbſt zu verſinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne ſogleich ſeinem eigenen Spiel zuzuſehen, und, was es in ſich hat, durch Reflexion ſich gegenüber und aus ſich herauszuſtellen. Wir erhalten auf dieſe Art nie den Gegenſtand, nur was der reflektirende Verſtand des Dichters aus dem Gegenſtand machte, und ſelbſt dann, wenn der Dichter ſelbſt dieſer Gegenſtand iſt, wenn er uns ſeine Empfindungen darſtellen will, erfahren wir nicht ſeinen Zuſtand unmittelbar und aus der erſten Hand, ſondern wie ſich derſelbe in ſeinem Gemüth reflektirt, was er als Zuſchauer ſeiner ſelbſt darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod ſeiner Gattinn betrauert (man kennt das ſchöne Lied), und folgendermaßen anfängt:

Soll ich von deinem Tode ſingen,
O Mariane, welch ein Lied!

Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht u. ſ. f.

ſo finden wir dieſe Beſchreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich ſeine Empfindungen, ſondern ſeine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deswegen auch weit ſchwächer, weil er ſelbſt ſchon ſehr viel erkältet ſeyn mußte, um ein Zuſchauer ſeiner Rührung zu ſeyn.

Schon der größtentheils überſinnliche Stoff der Haller'ſchen und zum Theil auch der Klopſtock'ſchen Dichtungen ſchließt ſie von der naiven Gattung aus; ſobald daher jener Stoff überhaupt nur poetiſch bearbeitet werden ſollte, ſo mußte er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenſtand der ſinnlichen Anſchauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenſtand der geiſtigen Anſchauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt ſich nur in dieſem Sinne eine didaktiſche Poeſie ohne innern Widerſpruch denken; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur dieſe zwei Felder beſitzt die Dichtkunſt; entweder ſie muß ſich in der Sinnenwelt oder ſie muß ſich in der Ideenwelt aufhalten, da ſie im Reich der Begriffe oder in der Verſtandeswelt ſchlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich geſtehe es, kenne ich kein Gedicht in dieſer Gattung, weder aus älterer noch neuerer Literatur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollſtändig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt

hätte. Der gewöhnliche Fall iſt, wenn es noch glücklich geht, daß zwiſchen beiden abgewechſelt wird, während daß der abſtrakte Begriff herrſcht, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetiſchen Felde zu gebieten haben ſoll, blos verſtattet wird, den Verſtand zu bedienen. Dasjenige didaktiſche Gedicht, worin der Gedanke ſelbſt poetiſch wäre und es auch bliebe, iſt noch zu erwarten.

Was hier im Allgemeinen von allen Lehrgedichten geſagt wird, gilt auch von den Haller'ſchen insbeſondere. Der Gedanke ſelbſt iſt kein dichteriſcher Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen, bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufſchwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören ſie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetiſcher Ernſt charakteriſiren dieſen Dichter. Von einem Ideal iſt ſeine Seele entzündet, und ſein glühendes Gefühl für Wahrheit ſucht in den ſtillen Alpenthälern die aus der Welt verſchwundene Unſchuld. Tiefrührend iſt ſeine Klage; mit energiſcher, faſt bitterer Satyre zeichnet er die Verirrungen des Verſtandes und Herzens und mit Liebe die ſchöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu ſehr der Begriff in ſeinen Gemählden, ſo wie in ihm ſelbſt der Verſtand über die Empfindung den Meiſter ſpielt. Daher lehrt er durchgängig mehr, als er darſtellt, und ſtellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er iſt groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er ſich ſelten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geiſtes ſteht Kleiſt dieſem Dichter um Vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geſchieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Kleiſts gefühlvolle Seele ſchweigt am liebſten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gern das leere Geräuſch der Geſellſchaft, und findet im Schoß der lebloſen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moraliſchen Welt vermißt. Wie rührend iſt ſeine Sehnſucht nach Ruhe! *) Wie wahr und gefühlt, wenn er ſingt:

„O Welt, du biſt des wahren Lebens Grab.
Oft reizet mich ein heißer Trieb zur Tugend,
Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beiſpiel ſiegt und du, o Feu'r der Jugend.
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
Ein wahrer Menſch muß fern vom Menſchen ſeyn."

Aber hat ihn ſein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältniſſe heraus in die geiſtreiche Einſamkeit der Natur geführt, ſo verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängſtliche Bild des Zeitalters und leider auch ſeine Feſſeln. Was er fliehet, iſt in ihm; was er ſuchet, iſt ewig außer ihm: nie kann er den üblen Einfluß ſeines Jahrhunderts verwinden.

---

*) Man ſehe das Gedicht dieſes Namens in ſeinen Werken.

Iſt ſein Herz gleich feurig, ſeine Phantaſie gleich energiſch genug, die todten Gebilde des Verſtandes durch die Darſtellung zu beſeelen, ſo entſeelt der kalte Gedanke eben ſo oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion ſtört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er beſang, iſt ſeine Dichtung, ſeine Phantaſie iſt rege und thätig, doch möchte man ſie eher veränderlich als reich, eher ſpielend als ſchaffend, eher unruhig fortſchreitend als ſammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechſeln Züge auf Züge, aber ohne ſich zum Individuum zu koncentriren, ohne ſich zum Leben zu füllen und zur Geſtalt zu runden. So lange er blos lyriſch dichtet und blos bei landſchaftlichen Gemählden verweilt, läßt uns theils die größere Freiheit der lyriſchen Form, theils die willkürlichere Beſchaffenheit ſeines Stoffs dieſen Mangel überſehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenſtand ſelbſt dargeſtellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er ſich, wie in ſeinem Ciſſides und Paches, und in ſeinem Seneca, herausnimmt, Menſchen und menſchliche Handlungen darzuſtellen, weil hier die Einbildungskraft ſich zwiſchen feſten und nothwendigen Grenzen eingeſchloſſen ſieht, und der poetiſche Effekt nur aus dem G e g e n ſt a n d hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen froſtig: ein warnendes Beiſpiel für Alle, die ohne innern Beruf aus

dem Felde muſikaliſcher Poeſie in das Gebiet der bildenden ſich verſteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomſon, iſt die nämliche Menſchlichkeit begegnet.

In der ſentimentaliſchen Gattung und beſonders in dem elegiſchen Theil derſelben möchten wenige aus den neueren und noch wenigere aus ältern Dichtern mit unſerm Klopſtock zu vergleichen ſeyn. Was nur immer, außerhalb der Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiet der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen iſt, iſt von dieſem muſikaliſchen Dichter geleiſtet. *) Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter ſeinen Gegenſtand ſchildert,

---

*) Ich ſage muſikaliſchen, um hier an die doppelte Verwandtſchaft der Poeſie mit der Tonkunſt und mit der bildenden Kunſt zu erinnern. Je nachdem nämlich die Poeſie entweder einen beſtimmten Gegenſtand nachahmt, wie die bildenden Künſte thun, oder je nachdem ſie, wie die Tonkunſt, blos einen beſtimmten Zuſtand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines beſtimmten Gegenſtandes nöthig zu haben, kann ſie bildend (plaſtiſch) oder muſikaliſch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht ſich alſo nicht blos auf dasjenige, was in der Poeſie wirklich und der Materie nach Muſik iſt, ſondern überhaupt auf alle diejenigen Effekte derſelben, die ſie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein beſtimmtes Objekt zu beherrſchen; und in dieſem Sinne nenne ich Klopſtock vorzugsweiſe einen muſikaliſchen Dichter.

überhaupt abſprechen wollte. Viele ſeiner Oden, mehrere einzelne Züge in ſeinen Dramen und in ſeinem Meſſias ſtellen den Gegenſtand mit treffender Wahrheit und in ſchöner Umgrenzung dar; da beſonders, wo der Gegenſtand ſein eigenes Herz iſt, hat er nicht ſelten eine große Natur, eine reizende Naivetät bewieſen. Nur liegt hierin ſeine Stärke nicht, nur möchte ſich dieſe Eigenſchaft nicht durch das Ganze ſeines dichteriſchen Kreiſes durchführen laſſen. So eine herrliche Schöpfung die Meſſiade in muſikaliſch poetiſcher Rückſicht nach der oben gegebenen Beſtimmung iſt, ſo Vieles läßt ſie in plaſtiſch poetiſcher noch zu wünſchen übrig, wo man beſtimmte und für die Anſchauung beſtimmte Formen erwartet. Beſtimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in dieſem Gedichte ſeyn, aber nicht für die Anſchauung; nur die Abſtraktion hat ſie erſchaffen, nur die Abſtraktion kann ſie unterſcheiden. Sie ſind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Geſtalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter ſich wenden, und die er durch die durchgängige Beſtimmtheit ſeiner Formen beherrſchen ſoll, iſt es viel zu ſehr frei geſtellt, auf was Art ſie ſich dieſe Menſchen und Engel, dieſe Götter und Satane, dieſen Himmel und dieſe Hölle verſinnlichen will. Es iſt ein Umriß gegeben, innerhalb deſſen der Verſtand ſie nothwendig denken muß, aber keine feſte Grenze iſt geſetzt, innerhalb deren die Phantaſie ſie nothwendig darſtellen müßte. Was ich hier von den Charak-

teren ſage, gilt von Allem, was in dieſem Gedichte Leben und Handlung iſt oder ſeyn ſoll; und nicht blos in dieſer Epopöe, auch in den dramatiſchen Poeſien unſers Dichters. Für den Verſtand iſt Alles trefflich beſtimmt und begrenzt (ich will hier nur an ſeinen Judas, ſeinen Pilatus, ſeinen Philo, ſeinen Salomo, im Trauerſpiel dieſes Namens, erinnern), aber es iſt viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich geſtehe es frei heraus, finde ich dieſen Dichter ganz und gar nicht in ſeiner Sphäre.

Seine Sphäre iſt immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte ſagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geiſt zu machen, ſo wie andere Dichter alles Geiſtige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den ſeine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar ſo innig und ſo mächtig in uns zu erregen weiß, ſtrömen aus überſinnlichen Quellen hervor. Daher dieſer Ernſt, dieſe Kraft, dieſer Schwung, dieſe Tiefe, die Alles charakteriſiren, was von ihm kommt; daher auch dieſe immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Leſung deſſelben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte ſich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben ſchicken, als

gerade Klopſtock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geiſt unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keuſch, überirdiſch, unkörperlich, heilig, wie ſeine Religion, iſt ſeine dichteriſche Muſe, und man muß mit Bewunderung geſtehen, daß er, wiewohl zuweilen in dieſen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgeſunken iſt. Ich bekenne daher unverholen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bang iſt, der wirklich und ohne Affektation dieſen Dichter zu ſeinem Lieblingsbuche machen kann: zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage ſich ſtimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutſchland Früchte genug von ſeiner gefährlichen Herrſchaft geſehen. Nur in gewiſſen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er geſucht und empfunden werden; deswegen iſt er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichſte Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausſtrebt, die alle Form flieht, und jede Grenze zu enge findet, ergeht ſich mit Liebe und Luſt in den endloſen Räumen, die ihr von dieſem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, ſo verliert ſich Vieles, ſehr Vieles von jener enthuſiaſtiſchen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer ſo einzigen Erſcheinung, einem ſo außerordentlichen Genius, einem ſo ſehr veredel-

ten Gefühl, die der Deutſche beſonders einem ſo hohen Verdienſte ſchuldig iſt.

Ich nannte dieſen Dichter vorzugsweiſe in der elegiſchen Gattung groß, und kaum wird es nöthig ſeyn, dieſes Urtheil noch beſonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meiſter auf dem ganzen Felde ſentimentaliſcher Dichtung kann er uns bald durch das höchſte Pathos erſchüttern, bald in himmliſch ſüße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen geiſtreichen Wehmuth neigt ſich doch überwiegend ſein Herz, und wie erhaben auch ſeine Harfe, ſeine Lyra tönt, ſo werden die ſchmelzenden Töne ſeiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes rein geſtimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fiktionen, alle prachtvollen Beſchreibungen, alle Muſter oratoriſcher Beredſamkeit im Meſſias, alle ſchimmernden Gleichniſſe, worin unſer Dichter ſo vorzüglich glücklich iſt, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Züricher See und mehreren andern aus dieſer Gattung athmen. So iſt mir die Meſſiade als ein Schatz elegiſcher Gefühle und idealiſcher Schilderungen theuer, wie wenig ſie mich auch als Darſtellung einer Handlung und als ein epiſches Werk befriedigt.

Vielleicht ſollte ich, ehe ich dieſes Gedicht verlaſſe, auch noch an die Verdienſte eines Uz, Denis, Geßner (in ſeinem Tod Abels), eines Jacobi, Ger-

ſtenberg, Hölty, Göckingk, und mehrerer Andern in dieſer Gattung erinnern, welche Alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben feſtgeſetzten Bedeutung des Worts, ſentimentaliſch gedichtet haben. Aber mein Zweck iſt nicht, eine Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt zu ſchreiben, ſondern das oben Geſagte durch einige Beiſpiele aus unſerer Literatur klar zu machen. Die Verſchiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und ſentimentaliſche Dichter zu dem nämlichen Ziele gehen — daß, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, dieſe durch Ideen und hohe Geiſtigkeit eine eben ſo große, wenn gleich keine ſo ausgebreitete Macht über unſer Gemüth beweiſen.

An den bisherigen Beiſpielen hat man geſehen, wie der ſentimentaliſche Dichtergeiſt einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch intereſſirt ſeyn zu wiſſen, wie der naive Dichtergeiſt mit einem ſentimentalen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit ſcheint dieſe Aufgabe zu ſeyn, da in der alten und naiven Welt ein ſolcher Stoff ſich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat ſich das Genie auch dieſe Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weiſe aufgelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt und die Wirklichkeit flieht, um nach einem weſenloſen Unendlichen zu ringen, der', was er in ſich

ſelbſt unaufhörlich zerſtört, unaufhörlich außer ſich ſucht, dem nur ſeine Träume das Reelle, ſeine Erfahrungen ewig nur Schranken ſind, der endlich in ſeinem eigenen Daſeyn nur eine Schranke ſieht, und auch dieſe, wie billig iſt, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieſes gefährliche Extrem des ſentimentaliſchen Charakters iſt der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der ſich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigſten von der ſinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es iſt intereſſant zu ſehen, mit welchem glücklichen Inſtinkt Alles, was dem ſentimentaliſchen Charakter Nahrung gibt, im Werther zuſammengedrängt iſt; ſchwärmeriſche unglückliche Liebe, Empfindſamkeit für Natur, Religionsgefühle, philoſophiſcher Kontemplationsgeiſt, endlich, um nichts zu vergeſſen, die düſtere, geſtaltloſe, ſchwermüthige Oſſianiſche Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen geſtellt iſt, und wie von Außen her Alles ſich vereinigt, den Gequälten in ſeine Idealwelt zurückzudrängen, ſo ſieht man keine Möglichkeit, wie ein ſolcher Charakter aus einem ſolchen Kreiſe ſich hätte retten können. In dem Taſſo des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegenſatz, wiewohl in verſchiedenen Charakteren, zurück; ſelbſt in ſeinem neueſten Roman ſtellt ſich, ſo wie in jenem erſten, der poetiſirende Geiſt dem nüchternen Gemein-

ſinn, das Ideale dem Wirklichen, die ſubjektive Vorſtellungsweiſe der objektiven — — aber mit welcher Verſchiedenheit! entgegen: ſogar im Fauſt treffen wir den nämlichen Gegenſatz, freilich, wie auch der Stoff dieß erforderte, auf beiden Seiten ſehr vergröbert und materialiſirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine pſychologiſche Entwickelung dieſes in vier ſo verſchiedene Arten ſpecificirten Charakters zu verſuchen.

Es iſt oben bemerkt worden, daß die blos leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grunde liegt, noch gar keinen Beruf zur ſcherzhaften Satyre abgebe, ſo freigebig ſie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben ſo wenig Beruf gibt die blos zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegiſchen Dichtung. Beiden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energiſche Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft Schöne zu erzeugen. Produkte dieſer zärtlichen Gattung können uns daher blos ſchmelzen, und, ohne das Herz zu erquicken und den Geiſt zu beſchäftigen, blos der Sinnlichkeit ſchmeicheln. Ein fortgeſetzter Hang zu dieſer Empfindungsweiſe muß zuletzt nothwendig den Charakter entnerven, und in einen Zuſtand der Paſſivität verſenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äußere noch innere Leben, hervorgehen kann. Man hat daher ſehr recht gethan, jenes Uebel der Empfin-

delei*) und weinerliche Weſen, welches durch Mißdeutung und Nachäffung einiger vortrefflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutſchland überhand zu nehmen anfing, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel beſſere Gegenſtück jener elegiſchen Karrikatur, gegen das ſpaßhafte Weſen, gegen die herzloſe Satyre und die geſtaltloſe Laune**) zu beweiſen geneigt iſt, deutlich genug an den Tag legt, daß nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden iſt. Auf der Wage des ächten Geſchmacks kann das Eine ſo wenig als das Andere etwas gelten, weil Beiden der äſthetiſche Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geiſtes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Produk-

*) „Der Hang, wie Herr Adelung ſie definirt, zu rührenden ſanften Empfindungen, ohne vernünftige Abſicht und über das gehörige Maß.“ — Herr Adelung iſt ſehr glücklich, daß er nur aus Abſicht und gar nur aus vernünftiger Abſicht empfindet.

**) Man ſoll zwar gewiſſen Leſern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Kritik an, wenn es Leute gibt, die ſich an dem ſchmutzigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und beluſtigen können. Aber die Kunſtrichter wenigſtens ſollten ſich enthalten, mit einer gewiſſen Achtung von Produkten zu ſprechen, deren Exiſtenz dem guten Geſchmack billig ein Geheimniß bleiben ſollte. Zwar iſt weder Talent noch Laune darin zu verkennen, aber deſto mehr iſt zu beklagen, daß Beides nicht mehr gereinigt iſt. Ich ſage nichts von unſern deutſchen Komödien; die Dichter mahlen die Zeit, in der ſie leben.

tes auf das Gefühlsvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten iſt.

Ueber Siegwart und ſeine Kloſtergeſchichte hat man geſpottet, und die Reiſen nach dem mittäglichen Frankreich werden bewundert; dennoch haben beide Produkte gleich großen Anſpruch auf einen gewiſſen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überſpannte, Empfindung macht den erſtern Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Verſtand macht den zweiten ſchätzbar: aber ſo wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verſtandes fehlt, ſo fehlt es dem andern an äſthetiſcher Würde. Der erſte wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich. Da nun das wahrhaft Schöne einerſeits mit der Natur und andererſeits mit dem Ideale übereinſtimmend ſeyn muß, ſo kann der eine ſo wenig als der andere auf den Namen eines ſchönen Werks Anſpruch machen. Indeſſen iſt es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß der Thümmel'ſche Roman mit großem Vergnügen geleſen wird. Da er nur ſolche Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entſpringen, die folglich von dem größten Theil der Leſer gar nicht, und von dem beſſern gerade nicht in ſolchen Momenten, wo man Romane lieſt, aufgeworfen werden, die übrigen Forderungen des Geiſtes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, ſo muß er und

wird mit Recht ein Lieblingsbuch unſerer und aller der Zeiten bleiben, wo man äſthetiſche Werke blos ſchreibt, um zu gefallen, und blos liest, um ſich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetiſche Literatur nicht ſogar klaſſiſche Werke aufzuweiſen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weiſe zu beleidigen, und ſich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geiſtigkeit, die hier von jedem äſthetiſchen Kunſtwerk verlangt wird, ſehr weit zu entfernen ſcheinen? Was ſelbſt der Dichter, der keuſche Jünger der Muſe, ſich erlauben darf, ſollte das dem Romanſchreiber, oer nur ſein Halbbruder iſt, und die Erde noch ſo ſehr berührt, nicht geſtattet ſeyn? Ich darf dieſer Frage hier um ſo weniger ausweichen, da ſowohl im elegiſchen als im ſatyriſchen Fache Meiſterſtücke vorhanden ſind, welche eine ganz andere Natur, als diejenige iſt, von der dieſer Aufſatz ſpricht, zu ſuchen, zu empfehlen, und dieſelbe nicht ſowohl gegen die ſchlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Anſehen haben. Entweder müßten alſo jene Dichterwerke zu verwerfen, oder der hier aufgeſtellte Begriff elegiſcher Dichtung viel zu willkürlich angenommen ſeyn.

Was der Dichter ſich erlauben darf, hieß es, ſollte dem proſaiſchen Erzähler nicht nachgeſehen werden dürfen? Die Antwort iſt in der Frage ſchon enthalten: was dem Dichter verſtattet iſt, kann für den, der es nicht iſt, nichts beweiſen. In dem Begriffe des Dichters ſelbſt und nur in dieſem liegt der Grund jener

Freiheit, die eine blos verächtliche Licenz iſt, ſobald ſie nicht aus dem Höchſten und Edelſten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Geſetze des Anſtandes ſind der unſchuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Urſprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unſchuld verſchwunden iſt, ſo ſind es heilige Geſetze, die ein ſittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künſtlichen Welt mit demſelben Rechte, als die Geſetze der Natur in der Unſchuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in ſich aufhebt, was an eine künſtliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer urſprünglichen Einfalt wieder in ſich herzuſtellen weiß. Hat er aber dieſes gethan, ſo iſt er eben auch dadurch von allen Geſetzen losgeſprochen, durch die ein verführtes Herz ſich gegen ſich ſelbſt ſicher ſtellt. Er iſt rein, er iſt unſchuldig, und was der unſchuldigen Natur erlaubt iſt, iſt es auch ihm; biſt du, der du ihn lieſeſt oder hörſt, nicht mehr ſchuldlos, und kannſt du es nicht einmal momentweiſe durch ſeine reinigende Gegenwart werden, ſo iſt es d e i n Unglück, und nicht das ſeinige; du verläſſeſt ihn, er hat für dich nicht geſungen.

Es läßt ſich alſo, in Abſicht auf Freiheiten dieſer Art, Folgendes feſtſetzen:

Fürs Erſte: nur die Natur kann ſie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer abſichtlichen Nachahmung ſeyn; denn dem Willen,

der immer nach moraliſchen Geſetzen gerichtet wird, können wir eine Begünſtigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müſſen alſo Naivetät ſeyn. Um uns überzeugen zu können, daß ſie dieſes wirklich ſind, müſſen wir ſie von allem Uebrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet iſt, unterſtützt und begleitet ſehen, weil die Natur nur an der ſtrengen Konſequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen iſt. Nur einem Herzen, welches alle Künſtelei überhaupt, und mithin auch da, wo ſie nützt, verabſcheut, erlauben wir, ſich da, wo ſie drückt und einſchränkt, davon loszuſprechen; nur einem Herzen, welches ſich allen Feſſeln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freiheiten derſelben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines ſolchen Menſchen müſſen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an ſich tragen; er muß wahr, einfach, frei, offen, gefühlvoll, gerade ſeyn; alle Verſtellung, alle Liſt, alle Willkür, alle kleinliche Selbſtſucht muß aus ſeinem Charakter, alle Spuren davon aus ſeinem Werke verbannt ſeyn.

Fürs Zweite; nur die ſchöne Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einſeitiger Ausbruch der Begierde ſeyn; denn Alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entſpringt, iſt verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menſchlicher Natur müſſen auch dieſe ſinnlichen Energien hervorgehen. Sie müſſen Humanität ſeyn. Um aber beurtheilen zu können, daß das Ganze menſch-

licher Natur, und nicht blos ein einſeitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit ſie fordert, müſſen wir das Ganze, von dem ſie einen einzelnen Zug ausmachen, dargeſtellt ſehen. An ſich ſelbſt iſt die ſinnliche Empfindungsweiſe etwas Unſchuldiges und Gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur darum an einem Menſchen, weil ſie thieriſch iſt, und von einem Mangel wahrer vollkommener Menſchheit in ihm zeugt: ſie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein ſolches Werk Anſpruch macht, uns zu gefallen, mithin auch uns eines ſolchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menſchen, der ſich dabei überraſchen läßt, die Menſchheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken; finden wir in dem Werke, worin man ſich Freiheiten dieſer Art genommen, alle Realitäten der Menſchheit ausgedrückt, ſo iſt jener Grund unſeres Mißfallens weggeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und ſchöner Natur ergetzen. Derſelbe Dichter alſo, der ſich erlauben darf, uns zu Theilnehmern ſo niedrig menſchlicher Gefühle zu machen, muß uns auf der andern Seite wieder zu Allem, was groß und ſchön und erhaben menſchlich iſt, empor zu tragen wiſſen.

Und ſo hätten wir denn den Maßſtab gefunden, dem wir jeden Dichter, der ſich etwas gegen den Anſtand herausnimmt, und ſeine Freiheit in Darſtellung der Natur bis zu dieſer Grenze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Produkt iſt gemein,

niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, ſobald es kalt und ſobald es leer iſt, weil dieſes einen Urſprung aus Abſicht und aus einem gemeinen Bedürfniß und einen heilloſen Anſchlag auf unſere Begierden beweist. Es iſt hingegen ſchön, edel, und ohne Rückſicht auf alle Einwendungen einer froſtigen Decenz beifallswürdig, ſobald es naiv iſt, und den Geiſt mit Herz verbindet. *)

Wenn man mir ſagt, daß unter dem hier gegebenen Maßſtab die meiſten franzöſiſchen Erzählungen in dieſer Gattung, und die glücklichſten Nachahmungen derſelben in Deutſchland nicht zum Beſten beſtehen möchten — daß dieſes zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unſers anmuthigſten und geiſtreichſten Dichters ſeyn dürfte, ſeine Meiſterſtücke ſogar nicht ausgenommen, ſo habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausſpruch ſelbſt iſt nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Urtheil an, welches längſt ſchon von jedem feinern Gefühle über dieſe Gegenſtände gefällt worden iſt. Eben dieſe Principien aber, welche in Rückſicht auf jene

*) Mit Herz; denn die blos ſinnliche Gluth des Gemähldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Ardinghello bei aller ſinnlichen Energie und allem Feuer des Kolorits immer nur eine ſinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne äſthetiſche Würde. Doch wird dieſe ſeltſame Produktion immer als ein Beiſpiel des beinahe poetiſchen Schwungs, den die bloße Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

Schriften vielleicht allzu rigoriſtiſch ſcheinen, möchten in Rückſicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läugne nicht, daß die nämlichen Gründe, aus welchen ich die verführeriſchen Gemählde des römiſchen und deutſchen Ovids, ſo wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontel (der ſich einen moraliſchen Erzähler nennt), Laclos und vieler Andern, einer Entſchuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römiſchen und deutſchen Properz, ja ſelbſt mit manchem verſchrienen Produkt des Diderot verſöhnen; denn jene ſind nur witzig, nur proſaiſch, nur lüſtern, dieſe ſind poetiſch, menſchlich und naiv. *)

---

*) Wenn ich den unſterblichen Verfaſſer des Agathon, Oberon ꝛc. in dieſer Geſellſchaft nenne, ſo muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derſelben verwechſelt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichſten von dieſer Seite, haben keine materielle Tendenz (wie ſich ein neuerer etwas unbeſonnener Kritiker vor Kurzem zu ſagen erlaubte); der Verfaſſer von Liebe um Liebe und von ſo vielen andern naiven und genialiſchen Werken, in welchen allen ſich eine ſchöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine ſolche Tendenz gar nicht haben. Aber er ſcheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu ſeyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan ſeiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verſtand, der den Plan entwarf, forderte ſie ihm ab, und ſein Gefühl ſcheint mir ſo weit entfernt, ſie mit Vorliebe zu begünſtigen, daß ich — in der Ausführung ſelbſt immer noch den kalten Verſtand zu erkennen glaube. Und gerade dieſe Kälte in der Darſtellung iſt ihnen in der Beur-

Idylle.

Es bleiben mir noch einige Worte über dieſe dritte Species ſentimentaliſcher Dichtung zu ſagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwickelung derſelben, deren ſie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten. *)

---

theilung ſchädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen äſthetiſch ſowohl als moraliſch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt iſt, ſich bei Entwerfung des Plans einer ſolchen Gefahr in der Ausführung auszuſetzen, und ob überhaupt ein Plan poetiſch heißen kann, der, ich will dieſes einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keuſche Empfindung des Dichters ſowohl als ſeines Leſers zu empören, und ohne beide bei Gegenſtänden verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl ſich ſo gern entfernt — dieß iſt es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verſtändiges Urtheil hören möchte.

*) Nochmals muß ich erinnern, daß die Satyre, Elegie und Idylle, ſo wie ſie hier als die drei einzig möglichen Arten ſentimentaliſcher Poeſie aufgeſtellt werden, mit den drei beſondern Gedichtarten, welche man unter dieſem Namen kennt, nichts gemein haben, als die *Empfindungsweiſe*, welche ſowohl jenen als dieſen eigen iſt. Daß es aber, außerhalb der Grenzen naiver Dichtung, nur dieſe dreifache Empfindungsweiſe und Dichtungsweiſe geben könne, folglich das Feld ſentimentaliſcher Poeſie durch dieſe Eintheilung vollſtändig ausgemeſſen ſey, läßt ſich aus dem Begriff der letztern leichtlich deduciren.

Die ſentimentaliſche Dichtung nämlich unterſcheidet ſich dadurch von der naiven, daß ſie den wirklichen Zuſtand, bei dem die letztere ſtehen bleibt, auf Ideen bezieht,

Die poetiſche Darſtellung unſchuldiger und glücklicher Menſchheit iſt der allgemeine Begriff dieſer Dichtungsart. Weil dieſe Unſchuld und dieſes Glück

---

und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch ſchon oben bemerkt worden iſt, mit zwei ſtreitenden Objekten, mit dem Ideale nämlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwiſchen welchen ſich weder mehr noch weniger als gerade die drei folgenden Verhältniſſe denken laſſen. Entweder iſt es der *Widerſpruch* des wirklichen Zuſtandes, oder es iſt die *Uebereinſtimmung* deſſelben mit dem Ideal, welche vorzugsweiſe das Gemüth beſchäftigt; oder dieſes iſt zwiſchen beiden getheilt. In dem erſten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, *durch die energiſche Bewegung*, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, *durch die energiſche Ruhe*, befriedigt; in dem dritten *wechſelt* Streit mit Harmonie, wechſelt Ruhe mit Bewegung. Dieſer dreifache Empfindungszuſtand gibt drei verſchiedenen Dichtungsarten die Entſtehung, denen die gebrauchten Benennungen *Satyre*, *Idylle*, *Elegie* vollkommen entſprechend ſind, ſobald man ſich nur an die Stimmung erinnert, in welche die unter dieſen Namen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth verſetzen, und von den Mitteln abſtrahirt, wodurch ſie dieſelbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drei Gattungen ich die Epopöe, den Roman, das Trauerſpiel u. a. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verſtanden haben. Denn der Begriff dieſer letztern, als *einzelner Gedichtarten*, wird entweder gar nicht, oder doch nicht allein durch die Empfindungsweiſe, beſtimmt; vielmehr weiß man, daß ſolche in mehr als einer Empfindungsweiſe, folglich auch in mehreren der von mir aufgeſtellten Dichtungsarten, können ausgeführt werden.

mit den künſtlichen Verhältniſſen der größern Societät und mit einem gewiſſen Grad von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich ſcheinen, ſo haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenſtand verlegt, und derſelben ihre Stelle *vor dem Anfange der Kultur* in dem kindlichen Alter der Menſchheit angewieſen. Man begreift aber wohl, daß dieſe Beſtimmungen blos zufällig ſind, daß ſie nicht als der Zweck der Idylle, blos als das natürlichſte Mittel zu demſelben, in Betrachtung kommen. Der Zweck ſelbſt iſt überall nur der, den Menſchen

---

Schließlich bemerke ich hier noch, daß, wenn man die ſentimentaliſche Poeſie, wie billig, für eine ächte Art (nicht blos für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunſt zu halten geneigt iſt, in der Beſtimmung der poetiſchen Arten, ſo wie überhaupt in der ganzen poetiſchen Geſetzgebung, welche noch immer einſeitig auf die Obſervanz der alten und naiven Dichter gegründet wird, auch auf ſie einige Rückſicht muß genommen werden. Der ſentimentaliſche Dichter geht in zu weſentlichen Stücken von dem naiven ab, als daß ihm die Formen, welche dieſer eingeführt, überall ungezwungen anpaſſen könnten. Freilich iſt es hier ſchwer, die Ausnahmen, welche die Verſchiedenheit der Art erfordert, von den Ausflüchten, welche das Unvermögen ſich erlaubt, immer richtig zu unterſcheiden; aber ſoviel lehrt doch die Erfahrung, daß unter den Händen ſentimentaliſcher Dichter (auch der vorzüglichſten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben iſt, was ſie bei den Alten geweſen, und daß unter den alten Namen öfters ſehr neue Gattungen ſind ausgeführt worden.

im Stand der Unſchuld, d. h. in einem Zuſtand der Harmonie und des Friedens mit ſich ſelbſt und von Außen darzuſtellen.

Aber ein ſolcher Zuſtand findet nicht blos vor dem Anfange der Kultur ſtatt, ſondern er iſt es auch, den die Kultur, wenn ſie überall nur eine beſtimmte Tendenz haben ſoll, als ihr letztes Ziel beabſichtet. Die Idee dieſes Zuſtandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derſelben kann den Menſchen mit allen den Uebeln verſöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen iſt, und wäre ſie blos Chimäre, ſo würden die Klagen derer, welche die größere Societät und die Anbauung des Verſtandes blos als ein Uebel verſchreien und jenen verlaſſenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menſchen ausgeben, vollkommen gegründet ſeyn. Dem Menſchen, der in der Kultur begriffen iſt, liegt alſo unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zuſtandes, eine ſinnliche Bekräftigung zu erhalten; und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt dieſen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beſtändig widerlegt, ſo kommt auch hier, wie in ſo vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anſchauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar iſt auch jene Unſchuld des Hirtenſtandes eine poetiſche Vorſtellung, und die Einbildungskraft mußte ſich mithin auch dort ſchon ſchöpferiſch beweiſen; aber

außer

außerdem, daß die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu löſen war, ſo fanden ſich in der Erfahrung ſelbſt ſchon die einzelnen Züge vor, die ſie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältniſſen des erſten Standes, bei einem beſchränkten Wiſſen, wird die Natur leicht befriedigt, und der Menſch verwildert nicht eher, als bis das Bedürfniß ihn ängſtiget. Alle Völker, die eine Geſchichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unſchuld, ein goldenes Alter; ja, jeder einzelne Menſch hat ſein Paradies, ſein goldenes Alter, deſſen er ſich, je nachdem er mehr oder weniger Poetiſches in ſeiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeiſterung erinnert. Die Erfahrung ſelbſt bietet alſo Züge genug zu dem Gemählde dar, welches die Hirten-Idylle behandelt. Deswegen bleibt aber dieſe immer eine ſchöne, eine erhebende Fiktion, und die Dichtungskraft hat in Darſtellung derſelben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menſchen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung ſeiner Vernunft überliefert worden iſt, iſt es von unendlicher Wichtigkeit, die Geſetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuſchauen, und ſich von den Verderbniſſen der Kunſt in dieſem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umſtand findet ſich dabei, der den äſthetiſchen Werth ſolcher Dichtungen um ſehr viel vermindert. Vor dem Anfang der Kultur gepflanzt ſchließen ſie mit

den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derſelben aus, und befinden ſich ihrem Weſen nach in einem nothwendigen Streit mit derſelben. Sie führen uns alſo theoretiſch rückwärts, indem ſie uns praktiſch vorwärts führen und veredeln. Sie ſtellen unglücklicherweiſe das Ziel hinter uns, dem ſie uns doch entgegen führen ſollten, und können uns daher blos das traurige Gefühl eines Verluſtes, nicht das fröhliche der Hoffnung, einflößen. Weil ſie nur durch Aufhebung aller Kunſt und nur durch Vereinfachung der menſchlichen Natur ihren Zweck ausführen, ſo haben ſie, bei dem höchſten Gehalt für das Herz, allzuwenig für den Geiſt, und ihr einförmiger Kreis iſt zu ſchnell geendigt. Wir können ſie daher nur lieben und aufſuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig ſind, nicht wenn unſre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit ſtreben. Sie können nur dem kranken Gemüthe Heilung, dem geſunden keine Nahrung geben; ſie können nicht beleben, nur beſänftigen. Dieſen in dem Weſen der Hirten-Idylle gegründeten Mangel hat alle Kunſt der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieſer Dichtart nicht an enthuſiaſtiſchen Liehabern, und es gibt Leſer genug, die einen Amyntas und einen Daphnis den größten Meiſterſtücken der epiſchen und dramatiſchen Muſe vorziehen können; aber bei ſolchen Leſern iſt es nicht ſowohl der Geſchmack, als das individuelle Bedürfniß, was über Kunſtwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leſer von

Geiſt und Empfindung verkennt zwar den Werth ſolcher Dichtungen nicht, aber er fühlt ſich ſeltner zu denſelben gezogen und früher davon geſättigt. In dem rechten Moment des Bedürfniſſes wirken ſie dafür deſto mächtiger; aber auf einen ſolchen Moment ſoll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, ſondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäfer-Idylle tadle, gilt übrigens nur von der ſentimentaliſchen; denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form ſelbſt ſchon enthalten iſt. Jede Poeſie nämlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein iſt ſie Poeſie; aber ſie kann dieſe Forderung auf zwei verſchiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches ſeyn, der Form nach, wenn ſie ihren Gegenſtand mit allen ſeinen Grenzen darſtellt, wenn ſie ihn individualiſirt; ſie kann ein Unendliches ſeyn, der Materie nach, wenn ſie von ihrem Gegenſtand alle Grenzen entfernt, wenn ſie ihn idealiſirt, alſo entweder durch eine abſolute Darſtellung oder durch Darſtellung eines Abſoluten. Den erſten Weg geht der naive, den zweiten der ſentimentaliſche Dichter. Jener kann alſo ſeinen Gehalt nicht verfehlen, ſobald er ſich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich iſt. Dieſem hingegen ſteht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im Wege, da er einen abſoluten Gehalt in den Gegenſtand legen ſoll. Der ſentimentaliſche Dichter verſteht ſich alſo nicht gut auf

ſeinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter ſeine Gegenſtände abborgt, welche an ſich ſelbſt völlig gleichgültig ſind, und nur durch die Behandlung poetiſch werden. Er ſetzt ſich dadurch ganz unmöglicherweiſe einerlei Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der abſoluten Beſtimmtheit der Darſtellung mit demſelben wetteifern zu können; er ſollte ſich alſo vielmehr gerade in dem Gegenſtand von dem naiven Dichter entfernen, weil er dieſem, was derſelbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenſtand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäfer-Idylle der ſentimentaliſchen Dichter zu machen, ſo erklärt es ſich nun, warum dieſe Dichtungen bei allem Aufwand von Genie und Kunſt weder für das Herz noch für den Geiſt völlig befriedigend ſind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beibehalten, da ſie doch ſchlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andere Darſtellung hätten wählen ſollen. Sie ſind gerade ſo weit ideal, daß die Darſtellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und ſind wieder gerade um ſo viel individuell, daß der idealiſche Gehalt darunter leidet. Ein Geßner'ſcher Hirt z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu iſt er ein zu ideales Weſen; eben ſo weni„ kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen,

denn dazu iſt er ein viel zu dürftiges Geſchöpf. Er wird alſo zwar bis auf einen gewiſſen Punkt allen Klaſſen von Leſern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen ſtrebt, und folglich den zwei entgegengeſetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewiſſen Grade Genüge leiſtet; weil aber der Dichter über der Bemühung, Beides zu vereinigen, keinem von Beiden ſein volles Recht erweist, weder ganz Natur noch ganz Ideal iſt, ſo kann er eben deswegen vor einem ſtrengen Geſchmack nicht ganz beſtehen, der in äſthetiſchen Dingen nichts Halbes verzeihen kann. Es iſt ſonderbar, daß dieſe Halbheit ſich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erſtreckt, die zwiſchen Poeſie und Proſa unentſchieden ſchwankt, als fürchtete der Dichter, in gebundener Rede ſich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener Rede den poetiſchen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons herrliche Darſtellung des erſten Menſchenpaares und des Standes der Unſchuld im Paradieſe; die ſchönſte, mir bekannte Idylle in der ſentimentaliſchen Gattung. Hier iſt die Natur edel, geiſtreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe; der höchſte Gehalt der Menſchheit iſt in die anmuthigſte Form eingekleidet.

Alſo auch hier in der Idylle, wie in allen andern poetiſchen Gattungen, muß man einmal für allemal zwiſchen der Individualität und der Idealität eine

Wahl treffen; denn beiden Forderungen zugleich Genüge leiſten wollen, iſt, ſo lange man nicht am Ziele der Vollkommenheit ſteht, der ſicherſte Weg, beide zugleich zu verfehlen. Fühlt ſich der Moderne griechiſchen Geiſtes genug, um bei aller Widerſpenſtigkeit ſeines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nämlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, ſo thue er es ganz, und thue es ausſchließend, und ſetze ſich über jede Forderung des ſentimentaliſchen Zeitgeſchmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er ſeine Muſter ſchwerlich; zwiſchen dem Original und dem glücklichſten Nachahmer wird immer eine merkliche Diſtanz offen bleiben, aber er iſt auf dieſem Wege doch gewiß, ein ächt poetiſches Werk zu erzeugen*). Treibt ihn hingegen der ſentimentaliſche Dichtungstrieb zum Ideal, ſo verfolge er auch dieſes ganz, in völliger Reinheit, und ſtehe nicht eher als bei dem Höchſten ſtille, ohne hinter ſich zu ſchauen, ob auch

---

*) Mit einem ſolchen Werke hat Herr *Voß* noch kürzlich in ſeiner *Luiſe* unſre deutſche Literatur nicht blos bereichert, ſondern auch wahrhaft erweitert. Dieſe Idylle, obgleich nicht durchaus von ſentimentaliſchen Einflüſſen frei, gehört ganz zum naiven Geſchlecht, und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den beſten griechiſchen Muſtern mit ſeltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, ſondern muß mit griechiſchen Muſtern verglichen werden, mit welchen ſie auch den ſo ſeltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, beſtimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.

die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verſchmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verſchlechtern, um es der menſchlichen Bedürftigkeit anzupaſſen, und den Geiſt auszuſchließen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unſere Kindheit, um uns mit den koſtbarſten Erwerbungen des Verſtandes eine Ruhe erkaufen zu laſſen, die nicht länger dauern kann, als der Schlaf unſerer Geiſteskräfte; ſondern führe uns vorwärts zu unſerer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Ueberwinder beglückt. Er mache ſich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunſchuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüſtigſten feurigſten Lebens, des ausgebreitetſten Denkens, der raffinirteſten Kunſt, der höchſten geſellſchaftlichen Verfeinerung ausführt, welche, mit Einem Wort, den Menſchen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurück kann, bis nach Elyſium führt.

Der Begriff dieſer Idylle iſt der Begriff eines völlig aufgelösten Kampfes ſowohl in dem einzelnen Menſchen, als in der Geſellſchaft einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Geſetze, einer zur höchſten ſittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er iſt kein anderer, als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter beſteht alſo darin, daß aller Gegenſatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff

zu der ſatyriſchen und elegiſchen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben ſey und mit demſelben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre alſo der herrſchende Eindruck dieſer Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillſtand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Lehrheit fließt, und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerſtand hinwegfällt, ſo wird es hier ungleich ſchwieriger als in den zwei vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetiſche Wirkung ſich denken läßt. Die höchſte Einheit muß ſeyn, aber ſie darf der Mannigfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflöſung dieſer Frage iſt es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leiſten hat.

Ueber das Verhältniß beider Dichtungsarten zu einander und zu dem poetiſchen Ideale iſt Folgendes feſtgeſetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunſt erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein ſelbſtſtändiges und vollendetes Ganze zu ſeyn und die Menſchheit, ihrem vollen Gehalte nach, in der Wirklichkeit darzuſtellen. Dem ſentimentaliſchen hat ſie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abſtraktion in ihm aufgehoben worden,

aus ſich ſelbſt wieder herzuſtellen, die Menſchheit in ſich vollſtändig zu machen, und aus einem beſchränkten Zuſtand zu einem unendlichen überzugehen. *) Der menſchlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben, iſt aber die gemeinſchaftliche Aufgabe Beider, und ohne das würden ſie gar nicht Dichter heißen können; aber der naive Dichter hat vor dem ſentimentaliſchen immer die ſinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatſache ausführt, was der andere nur zu erreichen ſtrebt. Und das iſt es auch, was Jeder bei ſich erfährt, wenn er ſich beim Genuſſe naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte ſeiner Menſchheit in einem ſolchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er iſt ein Ganzes in ſich

---

*) Für den wiſſenſchaftlich prüfenden Leſer bemerke ich, daß beide Empfindungsweiſen, in ihrem höchſten Begriff gedacht, ſich wie die erſte und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entſteht, daß man die erſtere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfindung iſt nämlich der reflektirende Verſtand, und die ſentimentaliſche Stimmung iſt das Reſultat des Beſtrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, dem Inhalt nach, wieder herzuſtellen. Dieß würde durch das erfüllte Ideal geſchehen, in welchem die Natur der Kunſt wieder begegnet. Geht man jene drei Begriffe nach den Kategorien durch, ſo wird man die Natur und die ihr entſprechende naive Stimmung immer in der erſten, die Kunſt als Aufhebung der Natur durch den frei wirkenden Verſtand immer in der zweiten, endlich das Ideal, in welchem die vollendete Kunſt zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

ſelbſt; ohne etwas in ſeinem Gefühl zu unterſcheiden, freut er ſich zugleich ſeiner geiſtigen Thätigkeit und ſeines ſinnlichen Lebens. Eine ganz andere Stimmung iſt es, in die ihn der ſentimentaliſche Dichter verſetzt. Hier fühlt er blos einen lebendigen Trieb, die Harmonie in ſich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus ſich zu machen, die Menſchheit in ſich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher iſt hier das Gemüth in Bewegung, es iſt angeſpannt, es ſchwankt zwiſchen ſtreitenden Gefühlen; da es dort ruhig, aufgelöst, einig mit ſich ſelbſt und vollkommen befriedigt iſt.

Aber wenn es der naive Dichter dem ſentimentaliſchen auf der einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Exiſtenz bringt, wornach dieſer nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, ſo hat letzterer wieder den großen Vortheil über den erſtern, daß er dem Trieb einen größern Gegenſtand zu geben im Stande iſt, als jener geleiſtet hat und leiſten konnte. Alle Wirklichkeit, wiſſen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles Exiſtirende hat ſeine Schranken, aber der Gedanke iſt grenzenlos. Durch dieſe Einſchränkung, der alles Sinnliche unterworfen iſt, leidet alſo auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freiheit des Ideenvermögens dem ſentimentaliſchen zu Statten kommt. Jener erfüllt alſo ſeine Aufgabe, aber die Aufgabe ſelbſt iſt etwas Begrenztes; dieſer erfüllt zwar die ſeinige nicht ganz, aber die Aufgabe iſt ein Unendliches. Auch hier=

über kann einen Jeden ſeine eigene Erfahrung beleh-ren. Von dem naiven Dichter wendet man ſich mit Leichtigkeit und Luſt zu der lebendigen Gegenwart; der ſentimentaliſche wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verſtimmen. Das macht, unſer Gemüth iſt hier durch das Unendliche der Idee gleichſam über ſeinen natürlichen Durchmeſſer ausgedehnt worden, daß nichts Vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir verſinken lieber betrachtend in uns ſelbſt, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden; anſtatt daß wir dort aus uns heraus nach ſinnlichen Gegenſtänden ſtreben. Die ſentimentaliſche Dichtung iſt die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet ſie auch ein: die naive iſt das Kind des Lebens, und in das Leben führt ſie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine Gunſt der Natur genannt, um zu erinnern, daß die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf iſt ſie; keiner Verbeſſerung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung iſt das ganze Werk des naiven Genie's abſolvirt; hier liegt ſeine Stärke und ſeine Grenze. Hat er alſo nicht gleich dichteriſch, d. h. nicht gleich vollkommen menſchlich empfunden, ſo kann dieſer Mangel durch keine Kunſt mehr nachgeholt werden. Die Kritik kann ihm nur zu einer Einſicht des Fehlers verhelfen, aber ſie kann keine Schönheit an

deſſen Stelle ſetzen. Durch ſeine Natur muß das naive Genie Alles thun, durch ſeine Freiheit vermag es wenig; und es wird ſeinen Begriff erfüllen, ſobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun iſt zwar Alles nothwendig, was durch Natur geſchieht, und das iſt auch jedes noch ſo verunglückte Produkt des naiven Genie's, von welchem nichts mehr entfernt iſt als Willkürlichkeit; aber ein Anderes iſt die Nöthigung des Augenblickes, ein Anderes die innere Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet iſt die Natur ſelbſtſtändig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen iſt ſie bedürftig und beſchränkt. Dieſes gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichſte Moment, in welchem ſich derſelbe befinden mag, iſt von einem vorhergehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte Nothwendigkeit beigelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zuſtand dem menſchlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn abſolut und nothwendig auf ſich ſelbſt zu gründen. Aus dem Moment der Begeiſterung muß alſo jede Spur eines zeitlichen Bedürfniſſes entfernt bleiben, und der Gegenſtand ſelbſt, ſo beſchränkt er auch ſey, darf den Dichter nicht beſchränken. Man begreift wohl, daß dieſes nur inſofern möglich iſt, als der Dichter ſchon eine abſolute Freiheit und Fülle des Vermögens zu dem Gegenſtande mitbringt, und als er geübt iſt, Alles mit ſeiner ganzen Menſchheit zu umfaſſen. Dieſe Ue-

bung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie ſteht alſo in einer Abhängigkeit von der Erfahrung, welche das ſentimentaliſche nicht kennet. Dieſes wiſſen wir, fängt ſeine Operation erſt da an, wo jenes die ſeinige beſchließt; ſeine Stärke beſteht darin, einen mangelhaften Gegenſtand aus ſich ſelbſt heraus zu ergänzen, und ſich durch eigene Macht aus einem begrenzten Zuſtand in einen Zuſtand der Freiheit zu verſetzen. Das naive Dichtergenie bedarf alſo eines Beiſtandes von Außen, da das ſentimentaliſche ſich aus ſich ſelbſt nährt und reinigt; es muß eine formreiche Natur, eine dichteriſche Welt, eine naive Menſchheit um ſich her erblicken, da es ſchon in der Sinnenempfindung ſein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieſer Beiſtand von Außen, ſieht es ſich von einem geiſtloſen Stoff umgeben, ſo kann nur zweierlei geſchehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bei ihm überwiegend iſt, aus ſeiner Art, und wird ſentimentaliſch, um nur dichteriſch zu ſeyn, oder, wenn der Artcharakter die Oberhand behält, es tritt aus ſeiner Gattung, und wird gemeine Natur, um nur zu bleiben. Das erſte dürfte der Fall mit den vornehmſten ſentimentaliſchen Dichtern in der alten römiſchen Welt und in neuern Zeiten ſeyn. In einem andern Weltalter geboren, unter einen andern Himmel verpflanzt, würden ſie, die uns jetzt durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem zwei-

ten möchte ſich ſchwerlich ein Dichter vollkommen ſchützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlaſſen kann.

Die wirkliche Natur nämlich; aber von dieſer kann die wahre Natur, die das Subjekt naiver Dichtungen iſt, nicht ſorgfältig genug unterſchieden werden. Wirkliche Natur exiſtirt überall, aber wahre Natur iſt deſto ſeltener, denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daſeyns. Wirkliche Natur iſt jeder noch ſo gemeine Ausbruch der Leidenſchaft, er mag auch wahre Natur ſeyn, aber eine wahre menſchliche iſt er nicht; denn dieſe erfordert einen Antheil des ſelbſtſtändigen Vermögens an jeder Aeußerung, deſſen Ausdruck jedesmal Würde iſt. Wirkliche menſchliche Natur iſt jede moraliſche Niederträchtigkeit, aber wahre menſchliche Natur iſt ſie hoffentlich nicht; denn dieſe kann nie anders als edel ſeyn. Es iſt nicht zu überſehen, zu welchen Abgeſchmacktheiten dieſe Verwechſelung wirklicher Natur mit wahrer menſchlicher Natur in der Kritik wie in der Ausübung verleitet hat, welche Trivialitäten man in der Poeſie geſtattet, ja lobpreist, weil ſie leider wirkliche Natur ſind: wie man ſich freuet, Karrikaturen, die einen ſchon aus der wirklichen Welt herausängſtigen, in der dichteriſchen ſorgfältig aufbewahrt und nach dem Leben konterfeit zu ſehen. Freilich darf der Dichter auch die ſchlechte Natur nachahmen, und bei dem ſatyriſchen bringt dieſes ja der Begriff ſchon mit ſich: aber in dieſem Fall muß ſeine eigene ſchöne Natur den Ge=

genſtand übertragen, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit ſich zu Boden ziehen. Iſt nur er ſelbſt in dem Moment wenigſtens, wo er ſchildert, wahre menſchliche Natur, ſo hat es nichts zu ſagen, was er uns ſchildert: aber auch ſchlechterdings nur von einem ſolchen können wir ein treues Gemählde der Wirklichkeit vertragen. Wehe uns Leſern, wenn die Fratze ſich in der Fratze ſpiegelt; wenn die Geißel der Satyre in die Hände desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernſtlichere Peitſche zu führen beſtimmte; wenn Menſchen, die, entblößt von Allem, was man poetiſchen Geiſt nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung beſitzen, es auf Koſten unſeres Geſchmacks gräulich und ſchrecklich üben!

Aber ſelbſt dem wahrhaft naiven Dichter, ſagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich iſt jene ſchöne Zuſammenſtimmung zwiſchen Empfinden und Denken, welche den Charakter deſſelben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bei den glücklichſten Genie's aus dieſer Klaſſe wird die Empfänglichkeit die Selbſtthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber iſt immer mehr oder weniger von dem äußern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regſamkeit des produktiven Vermögens, welche von der menſchlichen Natur nicht zu erwarten iſt, würde verhindern können, daß der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit aus-

übte. So oft aber dieß der Fall iſt, wird aus einem dichteriſchen Gefühl ein gemeines.*)

Kein

*) Wie ſehr der naive Dichter von ſeinem Objekt abhänge, und wie viel, ja wie Alles auf ſein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunſt die beſten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und außer ihnen ſchön iſt, ſind es auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, ſo iſt auch der Geiſt aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leſer von feinem Gefühl muß z. B. bei ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältniſſes zwiſchen beiden Geſchlechtern und der Liebe insbeſondere, eine gewiſſe Leerheit und einen Ueberdruß empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darſtellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerei das Wort zu reden, welche freilich die Natur nicht veredelt, ſondern verläßt, wird man hoffentlich annehmen dürfen, daß die Natur in Rückſicht auf jenes Verhältniß der Geſchlechter und den Affekt der Liebe eines edlern Charakters fäh'g iſt, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die *zufälligen* Umſtände, welche der Veredlung jener Empfindungen bei ihnen im Wege ſtanden. Daß es Beſchränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierin auf einer niedrigen Stufe feſt hielt, lehrt das Beiſpiel neuerer Poeten, welche ſo viel weiter gegangen ſind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede iſt hier nicht von dem, was ſentimentaliſche Dichter aus dieſem Gegenſtande zu machen gewußt haben, denn dieſe gehen über die Natur hinaus in das Idealiſche, und ihr Beiſpiel kann alſo gegen die Alten nichts beweiſen; blos davon iſt die Rede, wie der nämliche Gegenſtand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der *Sakontala*, in den *Minneſängern*, in manchen *Ritterromanen* und *Ritterepopöen*, wie er von *Shakeſpeare*, von *Fielding* und mehrern andern, ſelbſt deutſchen Poeten, behandelt iſt. Hier wäre nun für

Kein Genie aus der naiven Klaſſe, von Homer bis auf Bodmer herab, hat dieſe Klippe ganz vermieden; aber freilich iſt ſie denen am gefährlichſten, die ſich einer gemeinen Natur von Außen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Diſciplin von Innen verwildert ſind. Jenes iſt Schuld, daß ſelbſt gebildete Schriftſteller nicht immer von Plattheiten frei bleiben, und dieſes verhinderte ſchon manches herrliche Talent, ſich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, deſſen Genie ſich am meiſten von dem wirklichen Leben nährt, iſt eben daher auch am meiſten der Plattheit ausgeſetzt, wie auch das Beiſpiel des Ariſtophanes und Plautus, und faſt aller der ſpätern Dichter lehrt, die in die Fußſtapfen derſelben getreten ſind. Wie tief läßt uns nicht der erhabene Shakeſpeare zuweilen ſinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht Lope de Vega, Moliere, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab? Schlegel, einer der geiſtreichſten

---

die Alten der Fall geweſen, einen von Außen zu rohen Stoff von Innen heraus durch das Subjekt zu vergeiſtigen, den poetiſchen Gehalt, der der äußern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuholen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit Einem Wort, durch eine ſentimentaliſche Operation aus einem beſchränkten Objekt ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht ſentimentaliſche Dichtergenies; ihr Werk war alſo mit der äußern Empfindung geendigt.

Dichter unſers Vaterlands, an deſſen Genie es nicht lag, daß er nicht unter den erſten in dieſer Gattung glänzt, Gellert, ein wahrhaft naiver Dichter, ſo wie auch Rabener, Leſſing ſelbſt, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Leſſing, der gebildete Zögling der Kritik, und ein ſo wachſamer Richter ſeiner ſelbſt — wie büßen ſie nicht Alle, mehr oder weniger, den geiſtloſen Charakter der Natur, die ſie zum Stoff ihrer Satyre erwählten. Von den neueſten Schriftſtellern in dieſer Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daß der naive Dichtergeiſt in Gefahr iſt, ſich einer gemeinen Wirklichkeit allzuſehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er ſich äußert, und durch eben dieſe größere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, ſich im poetiſchen Felde zu verſuchen. Die ſentimentaliſche Poeſie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigſtens dieſes Volk in Entfernung, weil es nicht Jedermanns Sache iſt, ſich zu Ideen zu erheben, die naive Poeſie aber bringt es auf den Glauben, als wenn ſchon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber iſt widerwärtiger, als wenn der platte Charakter ſich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv ſeyn zu wollen; er, der ſich in alle Hüllen der Kunſt ſtecken ſollte, um ſeine eckelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unſägli-

chen Platituden, welche ſich die Deutſchen unter dem Titel von naiven und ſcherzhaften Liedern vorſingen laſſen, und an denen ſie ſich bei einer wohlbeſetzten Tafel ganz unendlich zu beluſtigen pflegen. Unter dem Freibrief der Laune, der Empfindung, duldet man dieſe Armſeligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht ſorgfältig genug verbannen kann. Die Muſen an der *Pleiße* bilden hier beſonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird von den Kamönen an der *Leine* und *Elbe* in nicht beſſern Akkorden geantwortet. *) So inſipid dieſe Scherze ſind, ſo kläglich läßt ſich der Affekt auf unſern tragiſchen Bühnen hören, welcher, anſtatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geiſtloſen und unedeln Aus-

---

*) Die guten Freunde haben es ſehr übel genommen, was ein Recenſent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den *Bürger'ſchen* Gedichten getadelt hat; und der Ingrimm, womit ſie wider dieſen Stachel lecken, ſcheint zu erkennen zu geben, daß ſie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darin irren ſie ſich ſehr. Jene Rüge konnte blos einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgeſtattet war, aber verſäumt hatte, durch eigene Kultur jenes ſeltene Geſchenk auszubilden. Ein ſolches Individuum durfte und mußte man unter den höchſten Maßſtab der Kunſt ſtellen, weil es Kraft in ſich hatte, demſelben, ſobald es ernſtlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grauſam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das ſie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweiſen.

druck der wirklichen erreicht; ſo daß es uns nach einem ſolchen Thränenmahle gerade zu Muth iſt, als wenn wir einen Beſuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menſchliches Elend geleſen hätten. Noch viel ſchlimmer ſteht es um die ſatyriſche Dichtkunſt, und um den komiſchen Roman insbeſondere, die ſchon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben ſo nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzpoſten, gerade in den beſten Händen ſeyn ſollten. Derjenige hat wahrlich den wenigſten Beruf, der Mahler ſeiner Zeit zu werden, der das Geſchöpf und die Karrikatur derſelben iſt; aber da es etwas ſo Leichtes iſt, irgend einen luſtigen Charakter, wär' es auch nur einen dicken Mann, unter ſeiner Bekanntſchaft aufzujagen, und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureißen, ſo fühlen zuweilen auch die geſchwornen Feinde alles poetiſchen Geiſtes den Kitzel, in dieſem Fache zu ſtümpern, und einen Cirkel von würdigen Freunden mit der ſchönen Geburt zu ergetzen. Ein rein geſtimmtes Gefühl freilich wird nie in Gefahr ſeyn, dieſe Erzeugniſſe einer gemeinen Natur mit den geiſtreichen Früchten des naiven Genie's zu verwechſeln; aber an dieſer reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, und in den meiſten Fällen will man blos ein Bedürfniß befriedigt haben, ohne daß der Geiſt eine Forderung machte. Der ſo falſch verſtandene, wiewohl an ſich wahre Begriff, daß man ſich bei Werken des ſchönen Geiſtes erhole, trägt das Seinige redlich zu dieſer Nachſicht bei; wenn man

es anders Nachſicht nennen kann, wo nichts Höheres geahnt wird, und der Leſer wie der Schriftſteller auf gleiche Art ihre Rechnung finden. Die gemeine Natur nämlich, wenn ſie angeſpannt worden, kann ſich nur in der *Leerheit* erholen, und ſelbſt ein hoher Grad von Verſtand, wenn er nicht von einer gleichmäßigen Kultur der Empfindungen unterſtützt iſt, ruht von ſeinem Geſchäfte nur in einem geiſtloſen Sinnengenuß aus. Wenn ſich das dichtende Genie über alle *zufälligen* Schranken, welche von jedem *beſtimmten* Zuſtande unzertrennlich ſind, mit freier Selbſtthätigkeit muß erheben können, um die menſchliche Natur in ihrem abſoluten Vermögen zu erreichen, ſo darf es ſich doch auf der andern Seite nicht über die *nothwendigen* Schranken hinwegſetzen, welche der Begriff einer menſchlichen Natur mit ſich bringt; denn das Abſolute, aber nur innerhalb der Menſchheit, iſt ſeine Aufgabe und ſeine Sphäre. Wir haben geſehen, daß das naive Genie zwar nicht in Gefahr iſt, dieſe Sphäre zu überſchreiten, wohl aber, *ſie nicht ganz zu erfüllen*, wenn es einer äußern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniß des Augenblicks zu ſehr auf Unkoſten der innern Nothwendigkeit Raum gibt. Das ſentimentaliſche Genie hingegen iſt der Gefahr ausgeſetzt, über dem Beſtreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menſchliche Natur ganz und gar aufzuheben, und ſich nicht blos, was es darf und ſoll, über jede beſtimmte und begrenzte Wirklichkeit hinweg zu der abſoluten Möglich-

keit zu erheben — oder zu idealiſiren — ſondern über die Möglichkeit ſelbſt noch hinauszugehen — oder zu ſchwärmen. Dieſer Fehler der Ueberſpannung iſt eben ſo in der ſpecifiſchen Eigenthümlichkeit ſeines Verfahrens, wie der entgegengeſetzte der Schlaffheit in der eigenthümlichen Handlungsweiſe des Naiven gegründet. Das naive Genie nämlich läßt die Natur in ſich unumſchränkt walten, und da die Natur in ihren einzelnen zeitlichen Aeußerungen immer abhängig und bedürftig iſt, ſo wird das naive Gefühl nicht immer exaltirt genug bleiben, um den zufälligen Beſtimmungen des Augenblicks widerſtehen zu können. Das ſentimentaliſche Genie hingegen verläßt die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzuſteigen und mit freier Selbſtthätigkeit ſeinen Stoff zu beherrſchen; da aber die Vernunft ihrem Geſetze nach immer zum Unbedingten ſtrebt, ſo wird das ſentimentaliſche Genie nicht immer nüchtern genug bleiben, um ſich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menſchlichen Natur mit ſich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freieſten Wirken hier immer gebunden bleiben muß. Dieſes könnte nur durch einen verhältnißmäßigen Grad von Empfänglichkeit geſchehen, welche aber in dem ſentimentaliſchen Dichtergeiſte von der Selbſtthätigkeit eben ſo ſehr überwogen wird, als ſie in dem naiven die Selbſtthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genie's zuweilen den Geiſt ver-

mißt, ſo wird man bei den Geburten des ſentimentaliſchen oft vergebens nach dem Gegenſtande fragen. Beide werden alſo, wiewohl auf ganz entgegengeſetzte Weiſe, in den Fehler der Leerheit verfallen; denn ein Gegenſtand ohne Geiſt und ein Geiſtesſpiel ohne Gegenſtand ſind beide ein Nichts in dem äſthetiſchen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einſeitig aus der Gedankenwelt ſchöpfen, und mehr durch eine innere Ideenfülle, als durch den Drang der Empfindung, zum poetiſchen Bilden getrieben werden, ſind mehr oder weniger in Gefahr, auf dieſen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bei ihren Schöpfungen die Grenzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath, und der Gedanke wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber ſo weit getrieben, daß ihm nicht nur keine beſtimmte Erfahrung mehr entſprechen kann (denn bis dahin darf und muß das Idealſchöne gehen), ſondern daß er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerſtreitet, und daß folglich, um ihn wirklich zu machen, die menſchliche Natur ganz und gar verlaſſen werden müßte, dann iſt es nicht mehr ein poetiſcher, ſondern ein überſpannter Gedanke: vorausgeſetzt nämlich, daß er ſich als darſtellbar und dichteriſch angekündigt habe; denn hat er dieſes nicht, ſo iſt es ſchon genug, wenn er ſich nur nicht ſelbſt widerſpricht. Widerſpricht er ſich ſelbſt, ſo iſt es nicht mehr Ueberſpannung, ſondern Unſinn; denn was überhaupt nicht

iſt, das kann auch ſein Maß nicht überſchreiten. Kündigt er ſich aber gar nicht als ein Objekt für die Einbildungskraft an, ſo iſt er eben ſo wenig Ueberſpannung; denn das bloße Denken iſt grenzenlos, und was keine Grenze hat, kann auch keine überſchreiten. Ueberſpannt kann alſo nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logiſche, aber die ſinnliche Wahrheit verletzt, und auf dieſe doch Anſpruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die ſchlechthin übermenſchlich ſind, auch nicht anders vorgeſtellt werden dürfen, zum Stoff ſeiner Schilderung zu erwählen, ſo kann er ſich vor dem Ueberſpannten nur dadurch ſicher ſtellen, daß er das Poetiſche aufgibt, und es gar nicht einmal unternimmt, ſeinen Gegenſtand durch die Einbildungskraft ausführen zu laſſen. Denn thäte er dieſes, ſo würde entweder dieſe ihre Grenzen auf den Gegenſtand übertragen, und aus einem abſoluten Objekt ein beſchränktes menſchliches machen (was z. B. alle griechiſchen Gottheiten ſind und auch ſeyn ſollen); oder der Gegenſtand würde der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde ſie aufheben, worin eben das Ueberſpannte beſteht.

Man muß die überſpannte Empfindung von dem Ueberſpannten in der Darſtellung unterſcheiden; nur von der erſten iſt hier die Rede. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich ſeyn, aber ſie ſelbſt iſt Natur, und muß daher auch die Sprache derſelben führen. Wenn alſo das Ueberſpannte in der Empfin-

dung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichteriſchen Anlage fließen kann, ſo zeugt das Ueberſpannte in der Darſtellung jederzeit von einem kalten Herzen und ſehr oft von einem poetiſchen Vermögen. Es iſt alſo kein Fehler, vor welchem das ſentimentaliſche Dichtergenie gewarnt werden müßte, ſondern der blos dem unberufenen Nachahmer deſſelben droht; daher er auch die Begleitung des Platten, Geiſtloſen, ja des Niedrigen keineswegs verſchmäht. Die überſpannte Empfindung iſt gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muß ſie auch nothwendig einen realen Gegenſtand haben. Sie läßt daher auch, weil ſie Natur iſt, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenſtand nicht aus der Natur geſchöpft, ſondern durch den Verſtand einſeitig und künſtlich hervorgebracht iſt, ſo hat er auch blos logiſche Realität, und die Empfindung iſt alſo nicht rein menſchlich. Es iſt keine Täuſchung, was Heloiſe für Abelard, was Petrarch für ſeine Laura, was St. Preux für ſeine Julie, was Werther für ſeine Lotte fühlt, und was Agathon, Phanias, Peregrinus Proteus (den Wielandiſchen meine ich) für ihre Ideale empfinden; die Empfindung iſt wahr, nur der Gegenſtand iſt ein gemachter und liegt außerhalb der menſchlichen Natur. Hätte ſich ihr Gefühl blos an die ſinnliche Wahrheit der Gegenſtände gehalten, ſo würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein blos willkürliches Spiel der

Phantaſie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande geweſen ſeyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Dieſe Ueberſpannung verdient alſo Zurechtweiſung, nicht Verachtung, und wer darüber ſpottet, mag ſich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzloſigkeit ſo klug, aus Vernunftmangel ſo verſtändig iſt. So iſt auch die überſpannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, beſonders die ſpaniſchen, charakteriſirt; ſo iſt die ſkrupuloſe, bis zur Koſtbarkeit getriebene Delikateſſe in den franzöſiſchen und engliſchen ſentimentaliſchen Romanen (von der beſten Gattung) nicht nur ſubjektiv wahr, ſondern auch in objektiver Rückſicht nicht gehaltlos; es ſind ächte Empfindungen, die wirklich eine moraliſche Quelle haben, und die nur darum verwerflich ſind, weil ſie die Grenzen menſchlicher Wahrheit überſchreiten. Ohne jene moraliſche Realität — wie wäre es möglich, daß ſie mit ſolcher Stärke und Innigkeit könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Daſſelbe gilt auch von der moraliſchen und religiöſen Schwärmerey, und von der exaltirten Freiheit- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenſtände dieſer Empfindungen immer Ideen ſind, und in der äußern Erfahrung nicht erſcheinen (denn was z. B. den politiſchen Enthuſiaſten bewegt, iſt nicht, was er ſieht, ſondern was er denkt), ſo hat die ſelbſtthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freiheit, und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die ſinnliche Gegenwart ihres Objekts

in ihre Grenzen zurückgewieſen werden. Aber weder der Menſch überhaupt noch der Dichter insbeſondere darf ſich der Geſetzgebung der Natur anders entziehen, als um ſich unter die entgegengeſetzte der Vernunft zu begeben: nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlaſſen, denn an einem von dieſen beiden Ankern muß die Freiheit befeſtigt ſeyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale iſt ſo weit, und dazwiſchen liegt die Phantaſie mit ihrer zügelloſen Willkür. Es iſt daher unvermeidlich, daß der Menſch überhaupt, wie der Dichter insbeſondere, wenn er ſich durch die Freiheit ſeines Verſtandes aus der Herrſchaft der Gefühle begibt, ohne durch Geſetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus bloßer Freiheit verläßt, ſo lang ohne Geſetz iſt, mithin der Phantaſterei zum Raube dahingegeben wird.

Daß ſowohl ganze Völker als einzelne Menſchen, welche der ſichern Führung der Natur ſich entzogen haben, ſich wirklich in dieſem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben dieſe ſtellt auch Beiſpiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunſt auf. Weil der ächte ſentimentaliſche Dichtungstrieb, um ſich zum Idealen zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinausgehen muß, ſo geht der unächte über jede Grenze überhaupt hinaus, und überredet ſich, als wenn ſchon das wilde Spiel der Imagination die poetiſche Begeiſterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur

um der Idee willen verläßt, kann dieſes nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es ſich ſelbſt verloren hat; da es hingegen durch ſeine Natur ſelbſt zu einer überſpannten Empfindungsweiſe verführt werden kann. Es kann aber durch ſein Beiſpiel Andere zur Phantaſterei verführen, weil Leſer von reger Phantaſie und ſchwachem Verſtand ihm nur die Freiheiten abſehen, die es ſich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu ſeiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können Es geht dem ſentimentaliſchen Genie hier, wie wir bei dem naiven geſehen haben. Weil dieſes durch ſeine Natur Alles ausführte, was es thut, ſo will der gemeine Nachahmer an ſeiner eigenen Natur keine ſchlechtere Führerinn haben. Meiſterſtücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die platteſten und ſchmutzigſten Abdrücke gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der ſentimentaliſchen ein zahlreiches Heer phantaſtiſcher Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieſes in der Literatur eines jeden Volks leichtlich nachzuweiſen iſt.

Es ſind in Rückſicht auf Poeſie zwei Grundſätze im Gebrauch, die an ſich völlig richtig ſind, aber in der Bedeutung, worin man ſie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem erſten, daß die „Dichtkunſt zum Vergnügen und zur Erholung diene,“ iſt ſchon oben geſagt worden, daß er der Leerheit und Platitude in poetiſchen Darſtellungen nicht wenig günſtig ſey; durch den andern Grundſatz, „daß ſie zur moraliſchen Veredlung des Menſchen diene,“ wird

das Ueberſpannte in Schutz genommen. Es iſt nicht überflüſſig beide Principien, welche man ſo häufig im Munde führt, oft ſo ganz unrichtig auslegt und ſo ungeſchickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erholung den Uebergang von einem gewaltſamen Zuſtand zu demjenigen, der uns natürlich iſt. Es kommt mithin hier Alles darauf an, worein wir unſern natürlichen Zuſtand ſetzen, und was wir unter einem gewaltſamen verſtehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unſrer phyſiſchen Kräfte und in eine Befreiung von jedem Zwang, ſo iſt jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerſtand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geſchieht, und Geiſtesruhe, mit ſinnlicher Bewegung verbunden, iſt das eigentliche Ideal der Erholung. Setzen wir hingegen unſern natürlichen Zuſtand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder menſchlichen Aeußerung und in die Fähigkeit, über alle unſere Kräfte mit gleicher Freiheit disponiren zu können, ſo iſt jede Trennung und Vereinzelung dieſer Kräfte ein gewaltſamer Zuſtand, und das Ideal der Erholung iſt die Wiederherſtellung unſers Naturganzen nach einſeitigen Spannungen. Das erſte Ideal wird alſo lediglich durch das Bedürfniß der ſinnlichen Natur, das zweite wird durch die Selbſtthätigkeit der menſchlichen aufgegeben. Welche von dieſen beiden Arten der Erholung die Dichtkunſt gewähren dürfe und müſſe, möchte in der Theorie wohl keine Frage ſeyn; denn Niemand wird gern das Anſehen

haben wollen, als ob er das Ideal der Menſchheit dem Ideale der Thierheit nachzuſetzen verſucht ſeyn könne. Nichts deſto weniger ſind die Forderungen, welche man im wirklichen Leben an poetiſche Werke zu machen pflegt, vorzugsweiſe von dem ſinnlichen Ideal hergenommen, und in den meiſten Fällen wird nach dieſem — zwar nicht die Achtung beſtimmt, die man dieſen Werken erweist, aber doch die Neigung entſchieden, und der Liebling gewählt. Der Geiſteszuſtand der mehrſten Menſchen iſt auf einer Seite anſpannende und erſchöpfende Arbeit, auf der andern erſchlaffender Genuß. Jene aber, wiſſen wir, macht das ſinnliche Bedürfniß nach Geiſtesruhe und nach einem Stillſtand des Wirkens ungleich dringender als das moraliſche Bedürfniß nach Harmonie und nach einer abſoluten Freiheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erſt die Natur befriedigt ſeyn muß, ehe der Geiſt eine Forderung machen kann; dieſer bindet und lähmt die moraliſchen Triebe ſelbſt, welche jene Forderung aufwerfen mußten. Nichts iſt daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger, als dieſe beiden nur allzugewöhnlichen Gemüthsſtimmungen unter den Menſchen, und es erklärt ſich daraus, warum ſo gar Wenige, ſelbſt von den Beſſern, in äſthetiſchen Dingen ein richtiges Urtheil haben. Die Schönheit iſt das Produkt der Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Geiſt und den Sinnen; es ſpricht zu allen Vermögen des Menſchen zugleich, und kann daher nur unter der Vorausſetzung eines voll-

ſtändigen und freien Gebrauchs aller ſeiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen friſchen und ungeſchwächten Geiſt muß man dazu mitbringen, ſeine ganze Natur muß man beiſammen haben; welches keineswegs der Fall derjenigen iſt, die durch abſtraktes Denken in ſich ſelbſt getheilt, durch kleinliche Geſchäftsformeln eingeengt, durch anſtrengendes Aufmerken ermattet ſind. Dieſe verlangen zwar nach einem ſinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzuſetzen, ſondern um es einzuſtellen. Sie wollen frei ſeyn, aber nur von einer Laſt, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man ſich alſo noch über das Glück der Mittelmäßigkeit und Leerheit in äſthetiſchen Dingen, und über die Rache der ſchwachen Geiſter an dem wahren und energiſchen Schönen verwundern? Auf Erholung rechneten ſie bei dieſem, aber auf eine Erholung nach ihrem Bedürfniß und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruß entdecken ſie, daß ihnen jetzt erſt eine Kraftäußerung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem beſten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen ſind ſie willkommen, wie ſie ſind, denn ſo wenig Kraft ſie auch mitbringen, ſo brauchen ſie doch noch viel weniger, um den Geiſt ihres Schriftſtellers auszuſchöpfen. Der Laſt des Denkens ſind ſie hier auf Einmal entledigt, und die losgeſpannte Natur darf ſich im ſeligen Genuß des Nichts auf dem

weichen Polſter der Platitude pflegen. In dem Tempel Thaliens und Melpomenes, ſo wie er bei uns beſtellt iſt, thront die geliebte Göttinn, empfängt in ihrem weiten Schoß den ſtumpfſinnigen Gelehrten und den erſchöpften Geſchäftsmann, und wiegt den Geiſt in einen magnetiſchen Schlaf, indem ſie die erſtarrten Sinne erwärmt, und die Einbildungskraft in einer ſüßen Bewegung ſchaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachſehen, was ſelbſt den beſten oft genug zu begegnen pflegt. Der Nachlaß, welchen die Natur nach jeder anhaltenden Spannung fordert und ſich auch ungefordert nimmt, (und nur für ſolche Momente pflegt man den Genuß ſchöner Werke aufzuſparen) iſt der äſthetiſchen Urtheilskraft ſo wenig günſtig, daß unter den eigentlich beſchäftigten Klaſſen nur äußerſt wenige ſeyn werden, die in Sachen des Geſchmacks mit Sicherheit und, worauf hier ſo viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen können. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß ſich die Gelehrten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die lächerlichſten Blößen geben, und daß beſonders die Kunſtrichter von Handwerk der Spott aller Kenner ſind. Ihr verwahrlostes, bald überſpanntes, bald rohes Gefühl leitet ſie in den mehrſten Fällen falſch, und wenn ſie auch zu Vertheidigung deſſelben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, ſo können wir daraus nur techniſche (die Zweckmäßigkeit eines Werks betreffende), nicht aber äſthetiſche Urtheile bilden,

welche

welche immer das Ganze umfaſſen müſſen, und bei denen alſo die Empfindung entſcheiden muß. Wenn ſie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leiſten und es bei dem erſtern bewenden laſſen wollten, ſo möchten ſie immer noch Nutzen genug ſtiften, da der Dichter in ſeiner Begeiſterung und der empfindende Leſer im Moment des Genuſſes das Einzelne gar leicht vernachläſſigen. Ein deſto lächerlicheres Schauſpiel iſt es aber, wenn dieſe rohen Naturen, die es mit aller peinlichen Arbeit an ſich ſelbſt höchſtens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräſentanten des allgemeinen Gefühls aufſtellen, und im Schweiß ihres Angeſichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erholung, welche die Poeſie zu gewähren habe, werden, wie wir geſehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen geſetzt, weil man ihn zu einſeitig auf das bloße Bedürfniß der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der Veredlung, welche der Dichter beabſichtigen ſoll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einſeitig nach der bloßen Idee beſtimmt.

Der Idee nach geht nämlich die Veredlung immer ins Unendliche, weil die Vernunft in ihren Forderungen ſich an die nothwendigen Schranken der Sinnenwelt nicht bindet, und nicht eher als bei dem abſolut Vollkommenen ſtille ſteht. Nichts, worüber ſich noch etwas Höheres denken läßt, kann ihr Genüge leiſten; vor ihrem ſtrengen Gerichte entſchuldigt

kein Bedürfniß der endlichen Natur: ſie erkennt keine anderen Grenzen an, als des Gedankens, und von dieſem wiſſen wir, daß er ſich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes ſchwingt. Ein ſolches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer reinen Geſetzgebung vorzeichnet, darf ſich alſo der Dichter eben ſo wenig als jenes niedrige Ideal der Erholung, welches die Sinnlichkeit aufſtellt, zum Zwecke ſetzen, da er die Menſchheit zwar von allen zufälligen Schranken befreien ſoll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über dieſe Linien hinaus ſich erlaubt, iſt Ueberſpannung, und zu dieſer eben wird er nur allzuleicht durch einen falſch verſtandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das Schlimme iſt, daß er ſich ſelbſt zu dem wahren Ideal menſchlicher Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über daſſelbe hinaus zu gerathen. Um nämlich dahin zu gelangen, muß er die Wirklichkeit verlaſſen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moraliſchen Quellen ſchöpfen. Nicht in der Welt, die ihn umgibt, und im Geräuſch des handelnden Lebens, in ſeinem Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einſamer Betrachtung findet er ſein Herz. Aber dieſe Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer blos die zufälligen — ſie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menſchheit aus ſeinen Augen rücken, und indem er die reine Form ſucht, wird er in Gefahr ſeyn, allen Gehalt zu ver-

lieren. Die Vernunft wird ihr Geſchäft viel zu abgeſondert von der Erfahrung treiben, und was der kontemplative Geiſt auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Menſch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weiſen zu bilden, und der Vorzug des leztern möchte wohl weniger darin beſtehen, daß er das erſte nicht geworden, als darin, daß er es nicht geblieben iſt.

Da es alſo weder dem arbeitenden Theile der Menſchen überlaſſen werden darf, den Begriff der Erholung nach ſeinem Bedürfniß, noch dem kontemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach ſeinen Spekulationen zu beſtimmen, wenn jener Begriff nicht zu phyſiſch und der Poeſie zu unwürdig, dieſer nicht zu hyperphyſiſch und der Poeſie überſchwänglich ausfallen ſoll — dieſe beiden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poeſie und poetiſche Werke regieren, ſo müſſen wir uns, um ſie auslegen zu laſſen, nach einer Klaſſe von Menſchen umſehen, welche ohne zu arbeiten thätig iſt, und idealiſiren kann, ohne zu ſchwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigſtmöglichen Schranken deſſelben in ſich vereinigt, und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub deſſelben zu werden. Nur eine ſolche Klaſſe kann das ſchöne Ganze menſchlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerſtört wird,

aufbewahren, und in Allem, was rein menſchlich iſt, durch ihre Gefühle dem allgemeinen Urtheil Geſetze geben. Ob eine ſolche Klaſſe wirklich exiſtire, oder vielmehr ob diejenige, welche unter ähnlichen äußern Verhältniſſen wirklich exiſtirt, dieſem Begriffe auch im Innern entſpreche, iſt eine andere Frage, mit der ich hier nichts zu ſchaffen habe. Entſpricht ſie demſelben nicht, ſo hat ſie blos ſich ſelbſt anzuklagen, da die entgegengeſetzte arbeitende Klaſſe wenigſtens die Genugthuung hat, ſich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer ſolchen Volksklaſſe (die ich aber hier blos als Idee aufſtelle, und keineswegs als ein Factum bezeichnet haben will) würde ſich der naive Charakter mit dem ſentimentaliſchen alſo vereinigen, daß jeder den andern vor ſeinem Extreme bewahrte, und indem der erſte das Gemüth vor Ueberſpannung ſchützte, der andere es vor Erſchlaffung ſicher ſtellte. Denn endlich müſſen wir es doch geſtehen, daß weder der naive noch der ſentimentaliſche Charakter, für ſich allein betrachtet, das Ideal ſchöner Menſchheit ganz erſchöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beider hervorgehen kann.

Zwar ſo lange man beide Charaktere bis zum dichteriſchen exaltirt, wie wir ſie auch bisher betrachtet haben, verliert ſich Vieles von den ihnen adhärirenden Schranken, und auch ihr Gegenſatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grade ſie poetiſch werden; denn die poetiſche Stimmung iſt ein ſelbſtſtändiges Ganzes, in welchem alle Unterſchiede

und alle Mängel verſchwinden. Aber eben darum, weil es nur der Begriff des Poetiſchen iſt, in welchem beide Empfindungsarten zuſammentreffen können, ſo wird ihre gegenſeitige Verſchiedenheit und Bedürftigkeit in demſelben Grade merklicher, als ſie den poetiſchen Charakter ablegen; und dieß iſt der Fall im gemeinen Leben. Je tiefer ſie zu dieſem herabſteigen, deſto mehr verlieren ſie von ihrem generiſchen Charakter, der ſie einander näher bringt, bis zuletzt in ihren Karrikaturen nur der Artcharakter übrig bleibt, der ſie einander entgegenſetzt.

Dieſes führt mich auf einen ſehr merkwürdigen pſychologiſchen Antagonism unter den Menſchen in einem ſich kultivirenden Jahrhundert: einen Antagonism, der, weil er radikal und in der innern Gemüthsform gegründet iſt, eine ſchlimmere Trennung unter den Menſchen anrichtet, als der zufällige Streit der Intereſſen je hervorbringen könnte, der dem Künſtler und Dichter alle Hoffnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch ſeine Aufgabe iſt; der es dem Philoſophen, auch wenn er Alles gethan hat, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philoſophie mit ſich bringt; der es endlich dem Menſchen im praktiſchen Leben niemals vergönnen wird, ſeine Handlungsweiſe allgemein gebilligt zu ſehen: kurz einen Gegenſatz, welcher Schuld iſt, daß kein Werk des Geiſtes und keine Handlung des Herzens bei Einer Klaſſe ein entſcheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bei der andern ſich

einen Verdammungsſpruch zuzuziehen. Dieſer Gegenſatz iſt ohne Zweifel ſo alt, als der Anfang der Kultur, und dürfte vor dem Ende derſelben ſchwerlich anders, als in einzelnen ſeltenen Subjekten, deren es hoffentlich immer gab und immer geben wird, beigelegt werden; aber obgleich zu ſeinen Wirkungen auch dieſe gehört, daß er jeden Verſuch zu ſeiner Beilegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen iſt, einen Mangel auf ſeiner Seite und eine Realität auf der andern einzugeſtehen, ſo iſt es doch immer Gewinn genug, eine ſo wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigſtens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am beſten zu dem wahren Begriff dieſes Gegenſatzes, wenn man, wie ich eben bemerkte, ſowohl von dem naiven als von dem ſentimentaliſchen Charakter abſondert, was beide Poetiſches haben. Es bleibt alsdann von dem erſtern nichts übrig, als, in Rückſicht auf das Theoretiſche, ein nüchterner Beobachtungsgeiſt und eine feſte Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne; in Rückſicht auf das Praktiſche eine reſignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung alſo in das, was iſt und was ſeyn muß. Es bleibt von dem ſentimentaliſchen Charakter nichts übrig, als (im Theoretiſchen) ein unruhiger Spekulationsgeiſt, der auf das Unbedingte in allen Erkenntniſſen dringt, im Prakti=

ſchen ein moraliſcher Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen beſtehet. Wer ſich zu der erſten Klaſſe zählt, kann ein Realiſt, und wer zur andern, ein Idealiſt genannt werden; bei welchen Namen man ſich aber weder an den guten noch ſchlimmen Sinn, den man in der Metaphyſik damit verbindet, erinnern darf.*)

Da der Realiſt durch die Nothwendigkeit der Natur ſich beſtimmen läßt, der Idealiſt durch die Nothwendigkeit der Vernunft ſich beſtimmt, ſo muß zwiſchen beiden daſſelbe Verhältniß ſtattfinden, welches zwiſchen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. Die Natur,

---

*) Ich bemerke, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß es bei dieſer Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgeſehen iſt, eine Wahl zwiſchen beiden, folglich eine Begünſtigung des Einen mit Ausſchließung des Andern zu veranlaſſen. Gerade dieſe Ausſchließung, welche ſich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Reſultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweis ſeyn, daß nur durch die vollkommen gleiche Einſchließung Beider dem Vernunftbegriffe der Menſchheit kann Genüge geleiſtet werden. Uebrigens nehme ich Beide in ihrem würdigſten Sinn und in der ganzen Fülle ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit deſſelben, und mit Beibehaltung ihrer ſpecifiſchen Unterſchiede beſtehen kann. Auch wird es ſich zeigen, daß ein hoher Grad menſchlicher Wahrheit ſich mit Beiden verträgt, und daß ihre Abweichungen von einander zwar im Einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form, aber nicht dem Gehalt nach, eine Veränderung machen.

wiſſen wir, obgleich eine unendliche Größe im Ganzen, zeigt ſich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und bedürftig: nur in dem All ihrer Erſcheinungen drückt ſie einen ſelbſtſtändigen, großen Charakter aus. Alles Individuelle in ihr iſt nur deswegen, weil etwas Anderes iſt; nichts ſpringt aus ſich ſelbſt, Alles nur aus dem vorhergehenden Moment hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben dieſe gegenſeitige Beziehung der Erſcheinungen auf einander ſichert einer jeden das Daſeyn durch das Daſeyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen iſt die Stätigkeit und Nothwendigkeit derſelben unzertrennlich. Nichts iſt frei in der Natur, aber auch nichts iſt willkürlich in derſelben.

Und gerade ſo zeigt ſich der Realiſt, ſowohl in ſeinem Wiſſen als in ſeinem Thun. Auf Alles, was bedingungsweiſe exiſtirt, erſtreckt ſich der Kreis ſeines Wiſſens und Wirkens; aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntniſſen, und die Regeln, die er ſich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur Einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Geſetz, ſo wird er ſich unausbleiblich in Irrthum ſtürzen. Will daher der Realiſt in ſeinem Wiſſen zu etwas Unbedingtem gelangen, ſo muß er es auf dem nämlichen Wege verſuchen, auf dem die Natur ein Unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig

abgeſchloſſen wird, ſo iſt eine komparative Allgemeinheit das Höchſte, was der Realiſt in ſeinem Wiſſen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er ſeine Einſicht, und wird daher richtig urtheilen in Allem, was in der Ordnung iſt; in Allem hingegen, was zum Erſtenmal ſich darſtellt, kehrt ſeine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

Was von dem Wiſſen des Realiſten gilt, das gilt auch von ſeinem (moraliſchen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber dieſe liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe ſeines Lebens. In jedem beſondern Fall wird er durch äußere Urſachen und durch äußere Zwecke beſtimmt werden; nur daß jene Urſachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augenblicklich ſind, ſondern aus dem Naturganzen ſubjektiv fließen, und auf daſſelbe ſich objektiv beziehen. Die Antriebe ſeines Willens ſind alſo zwar in rigoriſtiſchem Sinne weder frei genug, noch moraliſch lauter genug, weil ſie etwas Anderes als den bloßen Willen zu ihrer Urſache und etwas Anderes als das bloße Geſetz zu ihrem Gegenſtand haben; aber es ſind eben ſo wenig blinde und materialiſtiſche Antriebe, weil dieſes Andere das abſolute Ganze der Natur, folglich etwas Selbſtſtändiges und Nothwendiges iſt. So zeigt ſich der gemeine Menſchenverſtand, der vorzügliche Antheil des Realiſten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle ſchöpft er die Regel ſeines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel ſeines Thuns;

aber mit glücklichem Inſtinkt weiß er von Beiden alles Momentane und Zufällige zu ſcheiden. Bei dieſer Methode fährt er im Ganzen vortrefflich, und wird ſchwerlich einen bedeutenden Fehler ſich vorzuwerfen haben; nur auf Größe und Würde möchte er in keinem beſondern Falle Anſpruch machen können. Dieſe iſt nur der Preis der Selbſtſtändigkeit und Freiheit, und davon ſeheu wir in ſeinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Idealiſten, der aus ſich ſelbſt und aus der bloßen Vernunft ſeine Erkenntniſſe und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer abhängig und beſchränkt erſcheint, ſo legt die Vernunft den Charakter der Selbſtſtändigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus ſich ſelbſt ſchöpft ſie Alles, und auf ſich ſelbſt bezieht ſie Alles. Was durch ſie geſchieht, geſchieht nur um ihretwillen; eine abſolute Größe iſt jeder Begriff, den ſie aufſtellt, und jeder Entſchluß, den ſie beſtimmt. Und eben ſo zeigt ſich auch der Idealiſt, ſo weit er dieſen Namen mit Recht führt, in ſeinem Wiſſen, wie in ſeinem Thun. Nicht mit Erkenntniſſen zufrieden, die blos unter beſtimmten Vorausſetzungen gültig ſind, ſucht er bis zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr vorausſetzen und die Vorausſetzung von allem Andern ſind. Ihn befriedigt nur die philoſophiſche Einſicht, welche alles bedingte Wiſſen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menſchlichen Geiſt

alle Erfahrung befeſtiget; die Dinge, denen der Realiſt ſein Denken unterwirft, muß er ſich, ſeinem Denkvermögen, unterwerfen. Und er verfährt hierin mit völliger Befugniß, denn wenn die Geſetze des menſchlichen Geiſtes nicht auch zugleich die Weltgeſetze wären, wenn die Vernunft endlich ſelbſt unter der Erfahrung ſtände, ſo würde auch keine Erfahrung möglich ſeyn.

Aber er kann es bis zu abſoluten Wahrheiten gebracht haben, und dennoch in ſeinen Kenntniſſen dadurch nicht viel gefördert ſeyn. Denn Alles freilich ſteht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Geſetzen, aber nach zufälligen und beſondern Regeln wird jedes Einzelne regiert; und in der Natur iſt Alles einzeln. Er kann alſo mit ſeinem philoſophiſchen Wiſſen das Ganze beherrſchen, und für das Beſondere, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben; ja, indem er überall auf die oberſten Gründe dringt, durch die Alles möglich wird, kann er die nächſten Gründe, durch die Alles wirklich wird, leicht verſäumen; indem er überall auf das Allgemeine ſein Augenmerk richtet, welches die verſchiedenſten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das Beſondere vernachläſſigen, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden. Er wird alſo ſehr viel mit ſeinem Wiſſen umfaſſen können, und vielleicht eben deswegen wenig faſſen, und oft an Einſicht verlieren, was er an Ueberſicht gewinnt. Daher kommt es, daß, wenn der ſpekulative Verſtand den gemeinen um ſeiner Be-

ſchränktheit willen verachtet, der gemeine Verſtand den ſpekulativen ſeiner Leerheit wegen verlacht; denn die Erkenntniſſe verlieren immer an beſtimmtem Gehalt, was ſie an Umfang gewinnen.

In der moraliſchen Beurtheilung wird man bei dem Idealiſten eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moraliſche Gleichförmigkeit im Ganzen finden. Da er nur inſofern Idealiſt heißt, als er aus reiner Vernunft ſeine Beſtimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Aeußerungen ſich abſolut beweist, ſo tragen ſchon ſeine einzelnen Handlungen, ſobald ſie überhaupt nur moraliſch ſind, den ganzen Charakter moraliſcher Selbſtſtändigkeit und Freiheit; und gibt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft ſittliche That, die es auch vor einem rigoriſtiſchen Urtheil bliebe, ſo kann ſie nur von dem Idealiſten ausgeübt werden. Aber je reiner die Sittlichkeit ſeiner einzelnen Handlungen iſt, deſto zufälliger iſt ſie auch; denn Stätigkeit und Nothwendigkeit iſt zwar der Charakter der Natur, aber nicht der Freiheit. Nicht zwar, als ob der Idealism mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches ſich widerſpricht; ſondern weil die menſchliche Natur eines konſequenten Idealism gar nicht fähig iſt. Wenn ſich der Realiſt, auch in ſeinem moraliſchen Handeln, einer phyſiſchen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, ſo muß der Idealiſt einen Schwung nehmen, er muß augenblicklich ſeine Natur exaltiren, und er vermag nichts, als in-

ſofern er begeiſtert iſt. Alsdann freilich vermag er auch deſto mehr, und ſein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des Realiſten vergeblich ſucht. Aber das wirkliche Leben iſt keineswegs geſchickt, jene Begeiſterung in ihm zu wecken, und noch viel weniger, ſie gleichförmig zu nähren. Gegen das Abſolutgroße, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Abſolutkleine des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu ſtarken Abſatz. Weil ſein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet iſt, ſo will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchſtücke richten, und doch ſind es mehrentheils nur geringfügige Leiſtungen, wodurch er ſeine moraliſche Geſinnung beweiſen kann. So geſchieht es denn nicht ſelten, daß er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung überſiehet, und, von einem Maximum erfüllt, das Minimum verabſäumt, aus dem allein doch alles Große in der Wirklichkeit erwächst.

Will man alſo dem Realiſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo muß man ihn nach dem ganzen Zuſammenhang ſeines Lebens richten; will man ſie dem Idealiſten erweiſen, ſo muß man ſich an einzelne Aeußerungen deſſelben halten, aber man muß dieſe erſt herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches ſo gern nach dem Einzelnen entſcheidet, wird daher über den Realiſten gleichgültig ſchweigen, weil ſeine einzelnen Lebensakte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealiſten hingegen wird es im=

mer Partei ergreifen, und zwiſchen Verwerfung und Bewunderung ſich theilen, weil in dem Einzelnen ſein Mangel und ſeine Stärke liegt.

Es iſt nicht zu vermeiden, daß bei einer ſo großen Abweichung in den Principien beide Parteien in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengeſetzt ſeyn, und, wenn ſie ſelbſt in den Objekten und Reſultaten übereinträfen, nicht in den Gründen auseinander ſeyn ſollten. Der Realiſt wird fragen, wozu eine Sache gut ſey? und die Dinge nach dem, was ſie werth ſind, zu taxiren wiſſen: der Idealiſt wird fragen, ob ſie gut ſey? und die Dinge nach dem taxiren, was ſie würdig ſind. Von dem, was ſeinen Werth und Zweck in ſich ſelbſt hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen), weiß und hält der Realiſt nicht viel; in Sachen des Geſchmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückſeligkeit das Wort reden, wenn er dieſe gleich nicht zur Bedingung des ſittlichen Handelns macht; auch in ſeiner Religion vergißt er ſeinen Vortheil nicht gern, nur daß er denſelben in dem Ideale des höchſten Guts veredelt und heiligt. Was er liebt, wird er zu beglücken, der Idealiſt wird es zu veredeln ſuchen. Wenn daher der Realiſt in ſeinen politiſchen Tendenzen den Wohlſtand bezweckt, geſetzt, daß es auch von der moraliſchen Selbſtſtändigkeit des Volks etwas koſten ſollte, ſo wird der Idealiſt, ſelbſt auf Gefahr des Wohlſtandes, die Freiheit zu ſeinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit des Zuſtan-

des iſt jenem, Unabhängigkeit von dem Zuſtande iſt dieſem das höchſte Ziel, und dieſer charakteriſtiſche Unterſchied läßt ſich durch ihr beiderſeitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realiſt ſeine Zuneigung immer dadurch beweiſen, daß er gibt, der Idealiſt dadurch, daß er empfängt; durch das, was er in ſeiner Großmuth aufopfert, verräth Jeder, was er am höchſten ſchätzt. Der Idealiſt wird die Mängel ſeines Syſtems mit ſeinem Individuum und ſeinem zeitlichen Zuſtand bezahlen, aber er achtet dieſes Opfer nicht; der Realiſt büßt die Mängel des ſeinigen mit ſeiner perſönlichen Würde, aber er erfährt nichts von dieſem Opfer. Sein Syſtem bewährt ſich an Allem, wovon er Kundſchaft hat, und wornach er ein Bedürfniß empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er iſt im Beſitze, die Erde iſt ſein, und es iſt Licht in ſeinem Verſtande, und Zufriedenheit wohnt in ſeiner Bruſt. Der Idealiſt hat lange kein ſo gutes Schickſal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er verſäumte, den Moment zu ſeinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit ſich ſelbſt; weder ſein Wiſſen, noch ſein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von ſich fordert, iſt ein Unendliches, aber beſchränkt iſt Alles, was er leiſtet. Dieſe Strenge, die er gegen ſich ſelbſt beweist, verläugnet er auch nicht in ſeinem Betragen gegen Andere. Er iſt zwar großmüthig, weil er ſich, Andern gegenüber, ſeines In=

dividuums weniger erinnert, aber er iſt öfters unbillig, weil er das Individuum eben ſo leicht in Andern überſieht. Der Realiſt hingegen iſt weniger großmüthig, aber er iſt billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begrenzung beurtheilt. Das Gemeine, ja ſelbſt das Niedrige im Denken und Handeln, kann er verzeihen, nur das Willkürliche, das Excentriſche nicht; der Idealiſt hingegen iſt ein geſchworner Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird ſich ſelbſt mit dem Extravaganten und Ungeheuren verſöhnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt. Jener beweist ſich als Menſchenfreund, ohne eben einen ſehr hohen Begriff von den Menſchen und der Menſchheit zu haben; dieſer denkt von der Menſchheit ſo groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menſchen zu verachten.

Der Realiſt für ſich allein würde den Kreis der Menſchheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menſchlichen Geiſt mit ſeiner ſelbſtſtändigen Größe und Freiheit bekannt gemacht haben; alles Abſolute in der Menſchheit iſt ihm nur eine ſchöne Chimäre und der Glaube daran nicht viel beſſer als Schwärmerei, weil er den Menſchen niemals in ſeinem reinen Vermögen, immer nur in einem beſtimmten und eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealiſt für ſich allein würde eben ſo wenig die ſinnlichen Kräfte kultivirt und den Menſchen als Naturweſen ausgebildet haben, welches doch ein gleich weſentlicher Theil ſeiner Beſtimmung, und

die

die Bedingung aller moraliſchen Veredlung iſt. Das Streben des Idealiſten geht viel zu ſehr über das ſinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er ſäen und pflanzen; und vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken iſt. Die Welt, wie der Realiſt ſie um ſich herum bilden möchte und wirklich bildet, iſt ein wohlangelegter Garten, worin Alles nützt, Alles ſeine Stelle verdient, und, was nicht Früchte trägt, verbannt iſt; die Welt unter den Händen des Idealiſten iſt eine weniger benutzte, aber in einem größern Charakter ausgeführte, Natur. Jenem fällt es nicht ein, daß der Menſch noch zu etwas Anderm da ſeyn könne, als wohl und zufrieden zu leben; und daß er nur deswegen Wurzeln ſchlagen ſoll, um ſeinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieſer denkt nicht daran, daß er vor allen Dingen wohl leben muß, um gleichförmig gut und edel zu denken, und daß es auch um den Stamm gethan iſt, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem Syſtem etwas ausgelaſſen iſt, wornach doch ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniß in der Natur ſich vorfindet, ſo iſt die Natur nur durch eine Inkonſequenz gegen das Syſtem zu befriedigen. Einer ſolchen Inkonſequenz machen auch hier beide Theile ſich ſchuldig, und ſie beweiſen, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben ſeyn könnte, zugleich die Einſeitigkeit beider Syſteme und

den reichen Gehalt der menſchlichen Natur. Von dem Idealiſten brauch' ich es nicht erſt insbeſondere darzuthun, daß er nothwendig aus ſeinem Syſtem treten muß, ſobald er eine beſtimmte Wirkung bezweckt; denn alles beſtimmte Daſeyn ſteht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empiriſchen Geſetzen. In Rückſicht auf den Realiſten hingegen könnte es zweifelhafter ſcheinen, ob er nicht auch ſchon innerhalb ſeines Syſtems allen nothwendigen Forderungen der Menſchheit Genüge leiſten kann. Wenn man den Realiſten fragt: warum thuſt du, was recht iſt, und leideſt, was nothwendig iſt? ſo wird er im Geiſt ſeines Syſtems darauf antworten: weil es die Natur ſo mit ſich bringt, weil es ſo ſeyn muß. Aber damit iſt die Frage noch keineswegs beantwortet, denn es iſt nicht davon die Rede, was die Natur mit ſich bringt, ſondern was der Menſch will; denn er kann ja auch nicht wollen, was ſeyn muß. Man kann ihn alſo wieder fragen: Warum willſt du denn, was ſeyn muß? Warum unterwirſt ſich dein freier Wille dieſer Naturnothwendigkeit, da er ſich ihr eben ſo gut (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede iſt) entgegenſetzen könnte, und ſich in Millionen deiner Brüder derſelben wirklich entgegenſetzt? Du kannſt nicht ſagen, weil alle anderen Naturweſen ſich derſelben unterwerfen, denn du allein haſt einen Willen, ja du fühlſt, daß deine Unterwerfung eine freiwillige ſeyn ſoll. Du unterwirſſt dich alſo, wenn es freiwillig geſchieht, nicht der Naturnoth-

wendigkeit ſelbſt, ſondern der Idee derſelben; denn jene zwingt dich blos blind, wie ſie den Wurm zwingt; deinem Willen aber kann ſie nichts anhaben, da du, ſelbſt von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannſt. Woher bringſt du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? Aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als Ganzes) und nur einzelne Wirklichkeiten, aber keine Nothwendigkeit liefert. Du gehſt alſo über die Natur hinaus, und beſtimmſt dich idealiſtiſch, ſo oft du entweder moraliſch handeln oder nur nicht blind leiden willſt. Es iſt alſo offenbar, daß der Realiſt würdiger handelt, als er ſeiner Theorie nach zugibt, ſo wie der Idealiſt erhabener denkt, als er handelt. Ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen, beweist jener durch die ganze Haltung ſeines Lebens die Selbſtſtändigkeit, dieſer durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menſchlichen Natur.

Einem aufmerkſamen und parteiloſen Leſer werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige eingeſtehen kann, der das Reſultat nicht annimmt) nicht erſt zu beweiſen brauchen, daß das Ideal menſchlicher Natur unter Beide vertheilt, von Keinem aber völlig erreicht iſt. Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigenen Gerechtſame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äußern Zuſtand des Menſchen

ſchlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewiſſen Bedingungen iſt, was unter beſtimmten Vorausſetzungen erfolgt, was zu beſtimmten Zwecken geſchehen muß. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig ſeyn muß. Maßen wir uns nun an, mit unſrer bloßen Vernunft über das äußere Daſeyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, ſo treiben wir blos ein leeres Spiel, und das Reſultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daſeyn ſteht unter Bedingungen, und die Vernunft beſtimmt unbedingt. Laſſen wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entſcheiden, was ſchon der bloße Begriff unſers eignen Seyns mit ſich bringt, ſo machen wir uns ſelber zu einem leeren Spiele des Zufalls, und unſre Perſönlichkeit wird auf Nichts hinauslaufen. In dem erſten Fall iſt es alſo um den Werth (den zeitlichen Gehalt) unſers Lebens, in dem zweiten um die Würde (den moraliſchen Gehalt) unſers Lebens gethan.

Zwar haben wir in der bisherigen Schilderung dem Realiſten einen moraliſchen Werth und dem Idealiſten einen Erfahrungsgehalt zugeſtanden, aber blos inſofern Beide nicht ganz konſequent verfahren, und die Natur in ihnen mächtiger wirkt, als das Syſtem. Obgleich aber Beide dem Ideal vollkommener Menſchheit nicht ganz entſprechen, ſo iſt zwiſchen Beiden doch der wichtige Unter-

ſchied, daß der Realiſt zwar dem Vernunftbegriff der Menſchheit in keinem einzelnen Falle Genüge leiſtet, dafür aber dem Verſtandesbegriff derſelben auch niemals widerſpricht, der Idealiſt hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchſten Begriff der Menſchheit näher kommt, dagegen aber nicht ſelten ſogar unter dem niedrigſten Begriffe derſelben bleibt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menſchlich gut, als daß das Einzelne zufällig göttlich ſey — und wenn alſo der Idealiſt ein geſchickteres Subjekt iſt, uns von dem, was der Menſchheit möglich iſt, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Beſtimmung einzuflößen, ſo kann nur der Realiſt ſie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener iſt zwar ein edleres, aber ein ungleich weniger vollkommenes Weſen; dieſer erſcheint zwar durchgängig weniger edel, aber er iſt dagegen deſto vollkommener; denn das Edle liegt ſchon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Was von beiden Charakteren in ihrer beſten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren beiderſeitigen Karrikaturen. Der wahre Realism iſt wohlthätig in ſeinen Wirkungen und nur weniger edel in ſeiner Quelle; der falſche iſt in

ſeiner Quelle verächtlich und in ſeinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der wahre Realiſt nämlich unterwirft ſich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und abſoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freiheit umfaßt und befolgt er ihr Geſetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen; daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealiſten in dem endlichen Reſultat übereinkommen wird, wie verſchieden auch der Weg iſt, welchen Beide dazu einſchlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft ſich der Natur als einer Macht, und mit wahlloſer blinder Ergebung. Auf das Einzelne ſind ſeine Urtheile, ſeine Beſtrebungen beſchränkt; er glaubt und begreift nur, was er betaſtet; er ſchätzt nur, was ihn ſinnlich verbeſſert. Er iſt daher auch weiter nichts, als was die äußern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen; ſeine Selbſtheit iſt unterdrückt, und als Menſch hat er abſolut keinen Werth und keine Würde, aber als Sache iſt er noch immer Etwas, er kann noch immer zu Etwas gut ſeyn. Eben die Natur, der er ſich blindlings überliefert, läßt ihn nicht ganz ſinken; ihre ewigen Grenzen ſchützen ihn, ihre unerſchöpflichen Hülfsmittel retten ihn, ſobald er ſeine Freiheit nur ohne allen Vorbehalt aufgibt. Obgleich er in dieſem Zuſtand von keinen Geſetzen

weiß, ſo walten dieſe doch unerkannt über ihm, und wie ſehr auch ſeine einzelnen Beſtrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, ſo wird ſich dieſes doch unfehlbar dagegen zu behaupten wiſſen. Es gibt Menſchen genug, ja wohl ganze Völker, die in dieſem verächtlichen Zuſtande leben, die blos durch die Gnade des Naturgeſetzes, ohne alle Selbſtheit, beſtehen, und daher auch nur zu Etwas gut ſind; aber daß ſie auch nur leben und beſtehen, beweist, daß dieſer Zuſtand nicht ganz gehaltlos iſt.

Wenn dagegen ſchon der wahre Idealism in ſeinen Wirkungen unſicher und öfters gefährlich iſt, ſo iſt der falſche in den ſeinigen ſchrecklich. Der wahre Idealiſt verläßt nur deswegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das Unwandelbare und unbedingt Nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch ſtreben heißt; der Phantaſt verläßt die Natur aus bloßer Willkür, um dem Eigenſinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft deſto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von phyſiſchen Nöthigungen, in die Losſprechung von moraliſchen ſetzt er ſeine Freiheit. Der Phantaſt verläugnet alſo nicht blos den menſchlichen — er verläugnet allen Charakter, er iſt völlig ohne Geſetz, er iſt alſo gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantaſterei keine Ausſchweifung der Natur, ſondern der Freiheit iſt, alſo

aus einer an ſich achtungswürdigen Anlage entſpringt, die ins Unendliche perfektibel iſt, ſo führt ſie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenloſe Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerſtörung ſich endigen.

Ueber den
moraliſchen Nutzen
äſthetiſcher Sitten.

Der Verfaſſer des Aufſatzes über die Gefahr äſthetiſcher Sitten, im eilften Stücke der Horen des Jahrs 1795, *) hat eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen, welche blos allein auf Schönheitgefühle gegründet wird, und den Geſchmack allein zu ihrem Gewährsmanne hat. Aber auf das moraliſche Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichſten Einfluß, und von dieſem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geſchmacke das Verdienſt zuſchreibe, zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, ſo kann meine Meinung gar nicht ſeyn, daß der An-

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Der hier erwähnte Aufſatz iſt ein Theil der 2ten Abhandlung dieſes Bandes, welche der Verfaſſer unter dem Titel: Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen, der Sammlung ſeiner kleinen proſaiſchen Schriften einrückte.

theil, den der gute Geſchmack an einer Handlung nimmt, dieſe Handlung zu einer ſittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als ſich ſelbſt. Der Geſchmack kann die Moralität des Betragens begünſtigen, wie ich in dem gegenwärtigen Verſuche zu erweiſen hoffe, aber er ſelbſt kann durch ſeinen Einfluß nie etwas Moraliſches erzeugen.

Es iſt hier mit der innern und moraliſchen Freiheit ganz derſelbe Fall, wie mit der äußern phyſiſchen; frei in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluſſe, blos meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeſchränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verſchiednen Grunde zu danken haben, ſobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hätte einſchränken können. Eben ſo kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verſchiednen Grunde zu danken haben, ſobald dieſer letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einſchränken können. Wie man alſo gar wohl ſagen kann, daß ein Menſch von einem andern Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit ſelbſt darin beſteht, daß man überhoben iſt, ſich nach Andern zu richten: eben ſo gut kann man ſagen, daß der Geſchmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend ſelbſt es ausdrücklich mit ſich bringt, daß man ſich dabei keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deswegen gar nicht auf, frei zu heißen, weil glücklicherweiſe derjenige ſich ruhig verhält, der ſie hätte einſchränken können; ſobald wir nur wiſſen, daß der Handelnde dabei blos ſeinem eigenen Willen folgte, ohne Rückſicht auf einen fremden. Eben ſo verliert eine innere Handlung deswegen das Prädikat einer ſittlichen noch nicht, weil glücklicherweiſe die Verſuchungen fehlen, die ſie hätten rückgängig machen können; ſobald wir nur annehmen, daß der Handelnde dabei blos dem Ausſpruche ſeiner Vernunft, mit Ausſchließung fremder Triebfedern, folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht blos auf ihrem unmittelbaren Urſprunge aus dem Willen der Perſon; die Sittlichkeit einer innern Handlung blos auf der unmittelbaren Beſtimmung des Willens durch das Geſetz der Vernunft.

Es kann uns ſchwerer oder leichter werden, als freie Menſchen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte ſtoßen, die unſrer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müſſen. Inſofern gibt es Grade der Freiheit. Unſre Freiheit iſt größer, ſichtbarer wenigſtens, wenn wir ſie bei noch ſo heftigem Widerſtande feindſeliger Kräfte behaupten; aber ſie hört darum nicht auf, wenn unſer Wille keinen Widerſtand findet, oder wenn eine fremde Gewalt ſich ins Mittel ſchlägt, und dieſen Widerſtand ohne unſer Zuthun vernichtet.

Eben ſo mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf koſten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem ſich Antriebe in uns regen, die ihren Vorſchriften widerſtreiten, und die wir abweiſen müſſen. Inſofern gibt es Grade der Moralität. Unſre Moralität iſt größer, hervorſtechender wenigſtens, wenn wir, bei noch ſo großen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber ſie hört deswegen nicht auf, wenn ſie keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas Anderes, als unſre Willenskraft, dieſe Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln ſittlich-gut, ſobald wir nur darum ſo handeln, weil es ſittlich iſt, und ohne uns erſt zu fragen, ob es auch angenehm iſt; geſetzt auch, es wäre eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menſchlichen Natur läßt ſich annehmen, daß kein Menſch ſo tief ſinken kann, um das Böſe blos deswegen, weil es böſe iſt, vorzuziehen; ſondern daß Jeder ohne Unterſchied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute iſt, wenn es nicht zufälligerweiſe das Angenehme ausſchlöße, oder das Unangenehme nach ſich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit ſcheint alſo aus der Kolliſion des Guten mit dem Angenehmen, oder, was auf Eins hinaus läuft, der Begierde mit der Vernunft zu entſpringen, und einerſeits die Stärke

der ſinnlichen Antriebe, andrerſeits die Schwäche der moraliſchen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann alſo auf zweierlei Weiſe befördert werden, wie ſie auf zweierlei Weiſe gehindert wird. Entweder man muß die Partei der Vernunft und die Kraft des guten Willens verſtärken, daß keine Verſuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Verſuchung brechen, damit auch die ſchwächere Vernunft und der ſchwächere gute Wille ihnen noch überlegen ſeyen.

Zwar könnte es ſcheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität ſelbſt nichts gewänne, weil mit dem Willen, deſſen Beſchaffenheit doch allein eine Handlung moraliſch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das iſt aber auch in dem angenommenen Falle gar nicht nöthig, wo man keinen ſchlimmen Willen, der verändert werden mußte, nur einen guten, der ſchwach iſt, vorausſetzt. Und dieſer ſchwache gute Wille kommt auf dieſem Wege doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geſchehen wäre, wenn ſtärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da iſt wirklich Moralität vorhanden. Ich trage alſo kein Bedenken, den Satz aufzuſtellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerſtand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität iſt der ſinnliche Trieb, der, ſobald ihm ein Gegenſtand

vorgehalten wird, nach Befriedigung ſtrebt, und ſobald die Vernunft etwas ihm Anſtößiges gebietet, ihren Vorſchriften ſich entgegenſetzt. Dieſer ſinnliche Trieb iſt ohne Aufhören geſchäftig, den Willen in ſein Intereſſe zu ziehen, der doch unter ſittlichen Geſetzen ſteht und die Verbindlichkeit auf ſich hat, ſich mit den Anſprüchen der Vernunft nie im Widerſpruche zu befinden.

Der ſinnliche Trieb aber erkennt kein ſittliches Geſetz, und will ſein Objekt durch den Willen realiſirt haben, was auch die Vernunft dazu ſprechen mag. Dieſe Tendenz unſrer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rückſicht auf höhere Geſetze zu gebieten, ſteht mit unſrer ſittlichen Beſtimmung im Streite, und iſt der ſtärkſte Gegner, den der Menſch in ſeinem moraliſchen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen es zuzugleich an moraliſcher und äſthetiſcher Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Geſetz, und ſie handeln blos, wie ihren Sinnen gelüſtet. Moraliſchen Gemüthern, denen aber die äſthetiſche Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Geſetz, und es iſt blos der Hinblick auf die Pflicht, wodurch ſie über Verſuchung ſiegen. In äſthetiſch verfeinerten Seelen iſt noch eine Inſtanz mehr, welche nicht ſelten die Tugend erſetzt, wo ſie mangelt, und da erleichtert, wo ſie iſt. Dieſe Inſtanz iſt der Geſchmack.

Der Geſchmack fordert Mäßigung und Anſtand,

er verabſcheut Alles, was eckig, was hart, was gewaltſam iſt, und neigt ſich zu Allem, was ſich leicht und harmoniſch zuſammenfügt. Daß wir auch im Sturme der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und den rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze ſetzen, dieß fordert ſchon bekanntlich der gute Ton, der nichts Anderes iſt als ein äſthetiſches Geſetz von jedem civiliſirten Menſchen. Dieſer Zwang, den ſich der civiliſirte Menſch bei Aeußerung ſeiner Gefühle auflegt, verſchafft ihm über dieſe Gefühle ſelbſt einen Grad von Herrſchaft, erwirbt ihm wenigſtens eine Fertigkeit, den blos leidenden Zuſtand ſeiner Seele durch einen Akt von Selbſtthätigkeit zu unterbrechen, und den raſchen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn dieſe muß immer ihr eignes Werk ſeyn), aber es macht dem Willen Raum, ſich zur Tugend zu wenden. Dieſer Sieg des Geſchmacks über den rohen Affekt iſt aber ganz und gar keine ſittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geſchmack gewinnt, noch ganz und gar keine moraliſche Freiheit. Der Geſchmack befreit das Gemüth blos inſofern von dem Joche des Inſtinkts, als er es in ſeinen Feſſeln führt; und indem er den erſten und offenbaren Feind der ſittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er ſelbſt nicht ſelten als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur deſto gefähr-

licher ſeyn kann. Der Geſchmack nämlich regiert das Gemüth auch blos durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft ſeine Quelle iſt — aber wo das Vergnügen den Willen beſtimmt, da iſt noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes iſt aber doch bei dieſer Einmiſchung des Geſchmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materiellen Neigungen und rohen Begierden, die ſich der Ausübung des Guten oft ſo hartnäckig und ſtürmiſch entgegenſetzen, ſind durch den Geſchmack aus dem Gemüthe verwieſen, und an ihrer Statt edlere und ſanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die ſich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn ſie gleich ſelbſt keine Tugenden ſind, doch ein Objekt mit der Tugend theilen. Wenn alſo jetzt die Begierde ſpricht, ſo muß ſie eine ſtrenge Muſterung vor dem Schönheitſinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft ſpricht, und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, ſo findet ſie nicht nur keinen Widerſtand, ſondern vielmehr die lebhafteſte Beiſtimmung von Seite der Neigung. Wenn wir nämlich die verſchiednen Formen durchlaufen, unter welchen ſich die Sittlichkeit äußern kann, ſo werden wir ſie alle auf dieſe zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüthe, daß etwas geſchehe oder nicht geſchehe, und der Wille verfügt

dar=

darüber nach dem Vernunftgeſetze; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechiſche Prinzeſſinn Anna Komnena erzählt uns von einem gefangnen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General ſeines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konſtantinopel zu eskortiren. Unterwegs, als Beide allein zuſammen ritten, bekommt Alexius Luſt, unter dem Schatten eines Baums Halt zu machen, und ſich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andre, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun im tiefen Schlafe liegt, erblickt der Letztere des Alexius Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen iſt, und geräth in Verſuchung, ſich durch Ermordung ſeines Hüters in Freiheit zu ſetzen. Anna Komnena gibt zu verſtehen, daß ſie nicht wiſſe, was geſchehen ſeyn würde, wenn Alexius nicht glücklicherweiſe ſich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moraliſcher Rechtshandel der erſten Gattung, wo der ſinnliche Trieb die erſte Stimme führte, und die Vernunft erſt darüber als Richterinn erkannte. Hätte jener nun die Verſuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit beſiegt, ſo wäre kein Zweifel, daß er moraliſch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunſchweig an den Ufern der reißenden Oder

mit ſich zu Rathe ging, ob er ſich mit Gefahr ſeines Lebens dem ſtürmiſchen Strome überlaſſen ſollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren — und als er, ich ſetze dieſen Fall, einzig aus Bewußtſeyn dieſer Pflicht, in den Nachen ſprang, den kein Anderer beſteigen wollte, ſo iſt wohl Niemand, der ihm abſprechen wird, moraliſch gehandelt zu haben. Der Herzog befand ſich hier in dem entgegengeſetzten Falle von dem vorigen. Die Vorſtellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erſt regte ſich der Erhaltungstrieb, die Vorſchrift der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt ſich der Wille auf dieſelbe Art; er folgte unmittelbar der Vernunft, daher ſind beide moraliſch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geſchmacke darauf Einfluß geben?

Geſetzt alſo, der Erſte, welcher verſucht wurde, eine ſchlimme Handlung zu begehen, und ſie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen ſo gebildeten Geſchmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abſcheu erweckt, den nichts überwinden kann, ſo wird in dem Augenblicke, als der Erhaltungstrieb auf etwas Schändliches dringt, ſchon der bloße äſthetiſche Sinn es verwerfen — es wird alſo gar nicht einmal vor das moraliſche Forum, vor das Gewiſſen, kommen, ſondern ſchon in einer frühern Inſtanz fallen. Nun regiert aber der äſthetiſche Sinn den Willen blos durch Gefühle, nicht

durch Geſetze. Jener Menſch verſagt ſich alſo das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geſchäft wird alſo ſchon im Forum der Empfindung verhandelt, und das Betragen dieſes Menſchen, ſo legal es iſt, iſt moraliſch indifferent; eine bloße ſchöne Wirkung der Natur.

Geſetzt nun, der Andre, dem ſeine Vernunft vorſchrieb, etwas zu thun, wogegen ſich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen ſo reizbaren Schönheitsſinn, den Alles, was groß und vollkommen iſt, entzückt, ſo wird in demſelben Augenblicke, als die Vernunft ihren Ausſpruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das mit Neigung thun, was er ohne dieſe zarte Empfindlichkeit für das Schöne gegen die Neigung hätte thun müſſen. Werden wir ihn aber deswegen für minder vollkommen halten? Gewiß nicht, denn er handelt urſprünglich aus reiner Achtung für die Vorſchrift der Vernunft; und daß er dieſe Vorſchrift mit Freuden befolgt, das kann der ſittlichen Reinheit ſeiner That keinen Abbruch thun. Er iſt alſo moraliſch eben ſo vollkommen, phyſiſch hingegen iſt er bei Weitem vollkommner; denn er iſt ein weit zweckmäßigeres Subjekt für die Tugend.

Der Geſchmack gibt alſo dem Gemüthe eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die ſie hindern, und diejenigen

erweckt, die ihr günſtig ſind. Der Geſchmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erſte Anregung macht, dasjenige ſchon vor ſeinem Richterſtuhle abthut, worüber ſonſt das Gewiſſen hätte erkennen müſſen, und alſo Urſache iſt, daß ſich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente, als wahrhaft moraliſche befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menſchen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe einzelner rigoriſtiſch-moraliſcher Handlungen, ſondern auf der größern Kongruenz der ganzen Natur-Anlage mit dem moraliſchen Geſetze, und es gereicht ſeinem Volke oder Zeitalter eben nicht ſo ſehr zur Empfehlung, wenn man in demſelben ſo oft von Moralität und einzelnen moraliſchen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein ſolches ſich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede ſeyn werde. Der Geſchmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen poſitiv nutzen, wo die Vernunft die erſte Anregung macht, und in Gefahr iſt, von der ſtärkern Gewalt der Naturtriebe überſtimmt zu werden. In dieſen Fällen nämlich ſtimmt er unſre Sinnlichkeit zum Vortheile der Pflicht, und macht alſo auch ein geringes Maß moraliſcher Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachſen.

Wenn nun der Geſchmack, als ſolcher, der wahren

Moralität in keinem Falle ſchadet, in mehrern aber offenbar nutzt, ſo muß der Umſtand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unſers Betragens im höchſten Grade befördерlich iſt. Geſetzt nun, daß die ſchöne Kultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns beſſer geſinnt zu machen, ſo macht ſie uns wenigſtens geſchickt, auch ohne eine wahrhaft ſittliche Geſinnung alſo zu handeln, wie eine ſittliche Geſinnung es würde mit ſich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moraliſchen Forum ganz und gar nicht auf unſre Handlungen an, als inſofern ſie ein Ausdruck unſrer Geſinnungen ſind; aber vor dem phyſiſchen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unſre Geſinnungen an, als inſofern ſie Handlungen veranlaſſen, durch die der Naturzweck befördert wird. Nun ſind aber beide Weltordnungen, die phyſiſche, worin Kräfte, und die moraliſche, worin Geſetze regieren, ſo genau auf einander berechnet und ſo innig mit einander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moraliſch zweckmäßig ſind, durch ihren Inhalt zugleich eine phyſiſche Zweckmäßigkeit in ſich ſchließen; und ſo wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu ſeyn ſcheint, um den höchſten aller Zwecke, der das Gute iſt, möglich zu machen, ſo läßt ſich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur iſt alſo von der Sittlichkeit unſrer Geſinnungen

abhängig gemacht, und wir können gegen die moraliſche Welt nicht verſtoßen, ohne zugleich in der phyſiſchen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menſchlichen Natur, ſo lange ſie menſchliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten iſt, daß ſie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle, und nie gegen die ſittliche Ordnung anſtoße; wenn wir bei aller Ueberzeugung ſowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns geſtehen müſſen, wie ſehr zufällig ihre wirkliche Ausübung iſt, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unſrer beſſern Grundſätze bauen dürfen; wenn wir uns bei dieſem Bewußtſeyn unſrer Unzuverläſſigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unſrer moraliſchen Fehltritte leidet; wenn wir uns Alles dieſes ins Gedächtniß rufen, ſo würde es die frevelhafteſte Verwegenheit ſeyn, das Beſte der Welt auf dieſes Ungefähr unſrer Tugend ankommen zu laſſen. Vielmehr erwächſt hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigſtens der phyſiſchen Weltordnung durch den Inhalt unſrer Handlungen Genüge zu leiſten, wenn wir es auch der moraliſchen durch die Form derſelben nicht recht machen ſollten, wenigſtens als vollkommene Inſtrumente dem Naturzwecke zu entrichten, was wir, als vollkommene Perſonen, der Vernunft ſchuldig bleiben, um nicht vor beiden Tribunalen zugleich mit Schande zu beſtehen. Wenn wir deswegen, weil

ſie ohne moraliſchen Werth iſt, für die Legalität unſers Betragens keine Anſtalten treffen wollten, ſo könnte ſich die Weltordnung darüber auflöſen, und, ehe wir mit unſern Grundſätzen fertig würden, alle Bande der Geſellſchaft zerriſſen ſeyn. Je zufälliger aber unſre Moralität iſt, deſto nothwendiger iſt es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtſinnige oder ſtolze Verſäumniß dieſer letztern kann uns moraliſch zugerechnet werden. Eben ſo, wie der Wahnſinnige, der ſeinen nahenden Paroxismus ahnt, alle Meſſer entfernt, und ſich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen ſeines zerſtörten Gehirns nicht im geſunden Zuſtande verantwortlich zu ſeyn; eben ſo ſind auch wir verpflichtet, uns durch Religion und durch äſthetiſche Geſetze zu binden, damit unſre Leidenſchaft in den Perioden ihrer Herrſchaft nicht die phyſiſche Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Abſicht Religion und Geſchmack in Eine Klaſſe geſetzt, weil beide das Verdienſt gemein haben, dem Effekt, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, zu einem Surrogate der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu ſichern, wo die Moralität nicht zu hoffen iſt. Obgleich derjenige im Range der Geiſter unſtreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Ausſichten auf eine Unſterblichkeit nöthig hätte, um ſich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen, ſo nöthigen doch die

bekannten Schranken der Menſchheit ſelbſt den rigideſten Ethiker, von der Strenge ſeines Syſtems in der Anwendung etwas nachzulaſſen, ob er demſelben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menſchengeſchlechts, das durch unſre zufällige Tugend gar übel beſorgt ſeyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden ſtarken Ankern, der Religion und des Geſchmacks, zu befeſtigen.

Ueber das Erhabene. *)

„Kein Menſch muß müſſen," ſagte der Jude Nathan zum Derwiſch, und dieſes Wort iſt in einem weitern Umfange wahr, als man demſelben vielleicht einräumen möchte. Der Wille iſt der Geſchlechtscharakter der Menſchen, und die Vernunft ſelbſt iſt nur die ewige Regel deſſelben. Vernünftig handelt die ganze Natur; ſein Prärogativ iſt blos, daß er mit Bewußtſeyn und Willen vernünftig handelt. Alle anderen Dinge müſſen; der Menſch iſt das Weſen, welches will.

Eben deswegen iſt des Menſchen nichts ſo unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer ſie uns anthut, macht uns nichts Geringeres als die Menſchheit ſtreitig; wer ſie feigerweiſe erleidet, wirft ſeine Menſchheit hinweg. Aber dieſer Anſpruch auf abſolute Befreiung von Allem,

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſe Abhandlung erſchien zuerſt im III. Theile der Sammlung kleiner proſaiſcher Schriften (Leipzig bei Cruſius 1801), ſ. die Anmerkung zur 6ten Abhandlung im 17ten Bändchen; Ueber das Pathetiſche.

was Gewalt iſt, ſcheint ein Weſen vorauszuſetzen, welches Macht genug beſitzt, jede andere Macht von ſich abzutreiben. Findet er ſich in einem Weſen, welches im Reich der Kräfte nicht den oberſten Rang behauptet, ſo entſteht daraus ein unglücklicher Widerſpruch zwiſchen dem Trieb und dem Vermögen.

In dieſem Falle befindet ſich der Menſch. Umgeben von zahlloſen Kräften, die alle ihm überlegen ſind, und den Meiſter über ihn ſpielen, macht er durch ſeine Natur Anſpruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch ſeinen Verſtand zwar ſteigert er künſtlicherweiſe ſeine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewiſſen Punkt gelingt es ihm wirklich, phyſiſch über alles Phyſiſche Herr zu werden. Gegen Alles, ſagt das Sprüchwort, gibt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber dieſe einzige Ausnahme, wenn ſie das wirklich im ſtrengſten Sinne iſt, würde den ganzen Begriff des Menſchen aufheben. Nimmermehr kann er das Weſen ſeyn, welches will, wenn es auch nur Einen Fall gibt, wo er ſchlechterdings muß, was er nicht will. Dieſes einzige Schreckliche, w a s e r n u r m u ß u n d n i c h t w i l l, wird wie ein Geſpenſt ihn begleiten, und ihn, wie auch wirklich bei den mehrſten Menſchen der Fall iſt, den blinden Schreckniſſen der Phantaſie zur Beute überliefern; ſeine gerühmte Freiheit iſt abſolut Nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden iſt. Die Kultur ſoll den Menſchen in Freiheit ſetzen und ihm dazu behülflich ſeyn, ſeinen ganzen Begriff zu

erfüllen. Sie ſoll ihn alſo fähig machen, ſeinen Willen zu behaupten, denn der Menſch iſt das Weſen, welches will.

Dieß iſt auf zweierlei Weiſe möglich. Entweder *realiſtiſch*, wenn der Menſch der Gewalt Gewalt entgegenſetzt, wenn er als Natur die Natur beherrſcht; oder *idealiſtiſch*, wenn er aus der Natur heraustritt und ſo, in Rückſicht auf ſich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem Erſten verhilft, heißt phyſiſche Kultur. Der Menſch bildet ſeinen Verſtand und ſeine ſinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte, nach ihren eigenen Geſetzen, entweder zu Werkzeugen ſeines Willens zu machen, oder ſich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu ſetzen. Aber die Kräfte der Natur laſſen ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt beherrſchen oder abwehren; über dieſen Punkt hinaus entziehen ſie ſich der Macht des Menſchen, und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt alſo wäre es um ſeine Freiheit gethan, wenn er keiner andern als phyſiſchen Kultur fähig wäre. Er ſoll aber ohne Ausnahme Menſch ſeyn, alſo in keinem Fall etwas *gegen* ſeinen Willen erleiden. Kann er alſo den phyſiſchen Kräften keine verhältnißmäßige phyſiſche Kraft mehr entgegenſetzen, ſo bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts Anderes übrig, als: *ein Verhältniß*, welches ihm ſo nachtheilig iſt, *ganz und gar aufzuheben*, und eine Gewalt, die er der That nach er-

leiden muß, dem Begriffe nach zu vernichten. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heißt aber nichts Anderes, als ſich derſelben freiwillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geſchickt macht, heißt die moraliſche.

Der moraliſch gebildete Menſch, und nur dieſer, iſt ganz frei. Entweder er iſt der Natur als Macht überlegen, oder er iſt einſtimmig mit derſelben. Nichts, was ſie an ihm ausübt, iſt Gewalt, denn eh' es bis zu ihm kommt, iſt es ſchon ſeine eigene Handlung geworden, und die dynamiſche Natur erreicht ihn ſelbſt nie, weil er ſich von Allem, was ſie erreichen kann, freithätig ſcheidet. Dieſe Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Reſignation in die Nothwendigkeit und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathſchluß lehrt, erfordert, wenn ſie ein Werk der freien Wahl und Ueberlegung ſeyn ſoll, ſchon eine größere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menſchen im handelnden Leben eigen zu ſeyn pflegt. Glücklicherweiſe aber iſt nicht blos in ſeiner rationalen Natur eine moraliſche Anlage, welche durch den Verſtand entwickelt werden kann, ſondern ſelbſt in ſeiner ſinnlich vernünftigen, d. h. menſchlichen Natur eine äſthetiſche Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewiſſe ſinnliche Gegenſtände geweckt, und durch Läuterung ſeiner Gefühle zu dieſem idealiſtiſchen Schwung des Gemüths kultivirt werden kann. Von

dieſer, ihrem Begriff und Weſen nach, zwar idealiſtiſchen Anlage, die aber auch ſelbſt der Realiſt in ſeinem Leben deutlich genug an den Tag legt, obgleich er ſie in ſeinem Syſtem nicht zugibt, *) werde ich gegenwärtig handeln.

Zwar reichen ſchon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, uns bis auf einen gewiſſen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüth, welches ſich ſoweit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden, und, ohne alle Rückſicht auf Beſitz, aus der bloßen Reflexion über die Erſcheinungsweiſe ein freies Wohlgefallen zu ſchöpfen, ein ſolches Gemüth trägt in ſich ſelbſt eine innere unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nöthig hat, ſich die Gegenſtände zuzueignen, in denen es lebt, ſo iſt es auch nicht in Gefahr, derſelben beraubt zu werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper haben, an welchem er ſich zeigt, und ſo lange alſo ein Bedürfniß auch nur nach ſchönem Schein vorhanden iſt, bleibt ein Bedürfniß nach dem Daſeyn von Gegenſtänden übrig, und unſre Zufriedenheit iſt folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Daſeyn gebietet. Es iſt nämlich etwas ganz

*) Wie überhaupt nichts wahrhaft idealiſtiſch heißen kann, als was der vollkommene Realiſt wirklich unbewußt ausübt, und nur durch eine Inkonſequenz läugnet.

Anderes, ob wir ein Verlangen nach ſchönen und guten Gegenſtänden fühlen, oder ob wir blos verlangen, daß die vorhandenen Gegenſtände ſchön und gut ſeyen. Das Letzte kann mit der höchſten Freiheit des Gemüths beſtehen, aber das Erſte nicht; daß das Vorhandene ſchön und gut ſey, können wir fordern; daß das Schöne und Gute vorhanden ſey, blos wünſchen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig iſt, ob das Schöne und Gute und Vollkommene exiſtire, aber mit rigoriſtiſcher Strenge verlangt, daß das Exiſtirende gut und ſchön und vollkommen ſey, heißt vorzugsweiſe groß und erhaben, weil ſie alle Realitäten des ſchönen Charakters enthält, ohne ſeine Schranken zu theilen.

Es iſt ein Kennzeichen guter und ſchöner, aber jederzeit ſchwacher Seelen, immer ungeduldig auf Exiſtenz ihrer moraliſchen Ideale zu dringen, und von den Hinderniſſen derſelben ſchmerzlich gerührt zu werden. Solche Menſchen ſetzen ſich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es iſt immer mit Sicherheit vorher zu ſagen, daß ſie der Materie in moraliſchen und äſthetiſchen Dingen zuviel einräumen, und die höchſte Charakter- und Geſchmacksprobe nicht beſtehen werden. Das moraliſch Fehlerhafte ſoll uns nicht *Leiden* und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfniß als von einer unerfüllten Forderung zeugt. Dieſe muß einen rüſtigern Affekt zum Begleiter haben, und das Gemüth eher ſtär-

ken und in ſeiner Kraft befeſtigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

Zwei Genien ſind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, geſellig und hold, verkürzt uns durch ſein munteres Spiel die mühevolle Reiſe, macht uns die Feſſeln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geiſter handeln und alles Körperliche ablegen müſſen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt iſt ſein Gebiet; über dieſe hinaus kann ihn ſein irdiſcher Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernſt und ſchweigend, und mit ſtarkem Arm trägt er uns über die ſchwindliche Tiefe.

In dem erſten dieſer Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar iſt ſchon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, ſondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menſchen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die ſinnlichen Triebe mit dem Geſetz der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die ſinnlichen Triebe auf die Geſetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der

Geiſt hier handelt, als ob er unter keinen andern als ſeinen eigenen Geſetzen ſtånde.

Das Gefühl des Erhabenen iſt ein gemiſchtes Gefühl. Es iſt eine Zuſammenſetzung von Wehſeyn, das ſich in ſeinem höchſten Grad als ein Schauer åußert, und von Frohſeyn, das bis zum Entzücken ſteigen kann, und, ob es gleich nicht eigentlich Luſt iſt, von feinen Seelen aller Luſt doch weit vorgezogen wird. Dieſe Verbindung zweier widerſprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unſre moraliſche Selbſtſtåndigkeit auf eine unwiderlegliche Weiſe. Denn da es abſolut unmöglich iſt, daß der nåmliche Gegenſtand in zwei entgegengeſetzten Verhåltniſſen zu uns ſtehe, ſo folgt daraus, daß wir ſelbſt in zwei verſchiedenen Verhåltniſſen zu dem Gegenſtand ſtehen, daß folglich zwei entgegengeſetzte Naturen in uns vereinigt ſeyn müſſen, welche bei Vorſtellung deſſelben auf ganz entgegengeſetzte Art intereſſirt ſind. Wir erfahren alſo durch das Gefühl des Erhabenen, daß ſich der Zuſtand unſers Geiſtes nicht nothwendig nach dem Zuſtand des Sinnes richtet, daß die Geſetze der Natur nicht nothwendig auch die unſrigen ſind, und daß wir ein ſelbſtſtåndiges Principium in uns haben, welches von allen ſinnlichen Rührungen unabhångig iſt.

Der erhabene Gegenſtand iſt von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unſre Faſſungskraft, und erliegen bei dem Verſuch, uns ein Bild

oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder wir beziehen ihn auf unſre Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unſrige in Nichts verſchwindet. Aber ob wir gleich in dem einen, wie in dem andern Fall, durch ſeine Veranlaſſung das peinliche Gefühl unſerer Grenzen erhalten, ſo fliehen wir ihn doch nicht, ſondern werden vielmehr mit unwiderſtehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieſes wohl möglich ſeyn, wenn die Grenzen unſrer Phantaſie zugleich die Grenzen unſrer Faſſungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert ſeyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergetzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr faſſen, und der Verſtand nicht mehr begreift. Wir werden begeiſtert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabſcheuen, und verwerfen, was ſie begehren. Gern laſſen wir die Imagination im Reich der Erſcheinungen ihren Meiſter finden, denn endlich iſt es doch nur eine ſinnliche Kraft, die über eine andere ſinnliche triumphirt, aber an das abſolut Große in uns ſelbſt kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenloſigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der phyſiſchen Nothwendigkeit unſer Wohlſeyn und unſer Daſeyn, denn das erinnert uns eben, daß ſie über unſre Grundſätze nicht zu gebieten hat. Der Menſch iſt in ihrer

Hand, aber des Menſchen Willen iſt in der ſeinigen.

Und ſo hat die Natur ſogar ein ſinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als blos ſinnlich ſind; ſo wußte ſie ſelbſt Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als ſklaviſch unterworfen ſind. Und dieß iſt eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleiſtet werden kann; durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealſchönen muß ſich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen ſtimmen Vernunft und Sinnlichkeit zuſammen, und nur um dieſer Zuſammenſtimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir alſo ewig nie erfahren, daß wir beſtimmt und fähig ſind, uns als reine Intelligenzen zu beweiſen. Beim Erhabenen hingegen ſtimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zuſammen, und eben in dieſem Widerſpruch zwiſchen Beiden liegt der Zauber, womit es unſer Gemüth ergreift. Der phyſiſche und der moraliſche Menſch werden hier aufs Schärfſte von einander geſchieden, denn gerade bei ſolchen Gegenſtänden, wo der Erſte nur ſeine Schranken empfindet, macht der Andere die Erfahrung ſeiner Kraft, und wird durch eben das unendlich erhoben, was den Andern zu Boden drückt.

Ein Menſch, will ich annehmen, ſoll alle die Tugenden beſitzen, deren Vereinigung den ſchönen

Charakter ausmacht. Er ſoll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue ſeine Wolluſt finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umſtände nahe legen, ſollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück ſoll ihm keine Handlung ſchwer machen, wozu nur immer ſein menſchenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieſer ſchöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorſchriften der Vernunft nicht entzückend ſeyn, und wer ſich enthalten können, einen ſolchen Menſchen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demſelben, verſichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter iſt, und daß es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieſer Menſch auch blos auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, ſo könnte er, ohne ein Thor zu ſeyn, ſchlechterdings nicht anders handeln, und er müßte ſeinen eigenen Vortheil haſſen, wenn er laſterhaft ſeyn wollte. Es kann ſeyn, daß die Quelle ſeiner Handlungen rein iſt, aber das muß er mit ſeinem eignen Herzen ausmachen; wir ſehen nichts davon. Wir ſehen ihn nicht mehr thun, als auch der blos kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu ſeinem Gott macht. Die Sinnenwelt alſo erklärt das ganze Phänomen ſeiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenſeits derſelben nach einem Grund davon umzuſehen.

Dieſer nämliche Menſch ſoll aber plötzlich in eine

großes Unglück gerathen. Man ſoll ihn ſeiner Güter berauben, man ſoll ſeinen guten Namen zu Grund richten; Krankheiten ſollen ihn auf ein ſchmerzhaftes Lager werfen; Alle, die er liebt, ſoll der Tod ihm entreißen, Alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlaſſen. In dieſem Zuſtande ſuche man ihn wieder auf, und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einſt ſo bereit geweſen war. Findet man ihn in dieſem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armuth ſeine Wohlthätigkeit, der Undank ſeine Dienſtfertigkeit, der Schmerz ſeine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück ſeine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung ſeiner Umſtände in ſeiner Geſtalt, aber nicht in ſeinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form ſeines Handelns — dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus, (nach welchem es ſchlechterdings nothwendig iſt, daß das Gegenwärtige als Wirkung ſich auf etwas Vergangenes als ſeine Urſache gründet) weil nichts widerſprechender ſeyn kann, als daß die Wirkung dieſelbe bleibe, wenn die Urſache ſich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß alſo jeder natürlichen Erklärung entſagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zuſtande abzuleiten, und den Grund des erſtern aus der phyſiſchen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft

zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verſtand aber mit ſeinen Begriffen nicht erfaſſen kann. Dieſe Entdeckung des abſoluten moraliſchen Vermögens, welches an keine Natur-Bedingung gebunden iſt, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines ſolchen Menſchen ergriffen werden, den ganz eignen unausſprechlichen Reiz, den keine Luſt der Sinne, ſo veredelt ſie auch ſeyen, dem Erhabenen ſtreitig machen kann.

Das Erhabene verſchafft uns alſo einen Ausgang aus der ſinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmälig (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), ſondern plötzlich und durch eine Erſchütterung reißt es den ſelbſtſtändigen Geiſt aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umſtrickte, und das um ſo feſter bindet, je durchſichtiger es geſponnen iſt. Wenn ſie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geſchmacks auch noch ſo viel über die Menſchen gewonnen hat; wenn es ihr gelungen iſt, ſich in der verführeriſchen Hülle des geiſtigen Schönen in den innerſten Sitz der moraliſchen Geſetzgebung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, ſo iſt oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieſes Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefeſſelten Geiſt ſeine ganze Schnellkraft auf Einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über ſeine wahre Beſtimmung zu ertheilen, und ein Gefühl ſeiner

Würde, wenigſtens für den Moment, aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Geſtalt der Göttinn Kalypſo hat den tapfern Sohn des Ulyſſes bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält ſie ihn lange Zeit auf ihrer Inſel gefangen. Lange glaubt er einer unſterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wolluſt liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Geſtalt; er erinnert ſich ſeiner beſſern Beſtimmung, wirft ſich in die Wellen, und iſt frei.

Das Erhabene, wie das Schöne, iſt durch die ganze Natur verſchwenderiſch ausgegoſſen, und die Empfindungsfähigkeit für Beides in alle Menſchen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt ſich ungleich, und durch die Kunſt muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit ſich, daß wir der Schönheit zuerſt entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehen; denn die Schönheit iſt unſre Wärterinn im kindiſchen Alter, und ſoll uns ja aus dem rohen Naturſtand zur Verfeinerung führen. Aber obgleich ſie unſre erſte Liebe iſt, und unſre Empfindungsfähigkeit für dieſelbe zuerſt ſich entfaltet, ſo hat die Natur doch dafür geſorgt, daß ſie langſamer reif wird und zu ihrer völligen Entwickelung erſt die Ausbildung des Verſtandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geſchmack ſeine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einen beſſern Weg, als durch ihn geſchehen kann, in

unſer Herz gepflanzt wären, ſo würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unſrer Beſtrebungen bleiben. Wir würden weder in unſern Begriffen, noch in unſern Geſinnungen über ſie hinaus gehen, und was die Einbildungskraft nicht darſtellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweiſe liegt es ſchon in der Einrichtung der Natur, daß der Geſchmack, obgleich er zuerſt blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths ſeine Zeitigung erhält. In dieſer Zwiſchenzeit wird Friſt genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundſätzen in der Bruſt anzupflanzen, und dann beſonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

So lange der Menſch blos Sklave der phyſiſchen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfniſſe noch keinen Ausgang gefunden hatte, und die hohe dämoniſche Freiheit in ſeiner Bruſt noch nicht ahnte, ſo konnte ihn die unfaßbare Natur nur an die Schranken ſeiner Vorſtellungskraft und die verderbende Natur nur an ſeine phyſiſche Ohnmacht erinnern. Er mußte alſo die erſte mit Kleinmuth vorübergehen, und ſich von der andern mit Entſetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieſer Fluth von Erſcheinungen etwas Bleibendes in ſeinem eignen Weſen, ſo fangen die wil=

den Naturmaſſen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu ſeinem Herzen zu reden; und das relativ Große außer ihm iſt der Spiegel, worin er das abſolut Große in ihm ſelbſt erblickt. Furchtlos und mit ſchauerlicher Luſt nähert er ſich jetzt dieſen Schreckbildern ſeiner Einbildungskraft, und bietet abſichtlich die ganze Kraft dieſes Vermögens auf, das Sinnlich-Unendliche darzuſtellen, um, wenn es bei dieſem Verſuche dennoch erliegt, die Ueberlegenheit ſeiner Ideen über das Höchſte, was die Sinnlichkeit leiſten kann, deſto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabſehbarer Höhen, der weite Ocean zu ſeinen Füßen, und der größere Ocean über ihm entreißen ſeinen Geiſt der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenſchaft des phyſiſchen Lebens. Ein größerer Maßſtab der Schätzung wird ihm von der ſimpeln Majeſtät der Natur vorgehalten, und, von ihren großen Geſtalten umgeben, erträgt er das Kleine in ſeiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentſchluß, den kein Studirkerker und kein Geſellſchaftsſaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht ſchon dieſer muthige Streit des Gemüths mit dem großen Naturgeiſt auf einem Spaziergang gebar; wer weiß, ob es nicht dem ſeltnern Verkehr mit dieſem großen Genius zum Theil zuzuſchreiben iſt, daß der Charakter der Städter ſich ſo gern zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Noma-

den offen und frei bleibt, wie das Firmament, unter dem er ſich lagert.

Aber nicht blos das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfaßbare für den Verſtand, die Verwirrung, kann, ſobald ſie ins Große geht, und ſich als Werk der Natur ankündigt (denn ſonſt iſt ſie verächtlich), zu einer Darſtellung des Ueberſinnlichen dienen, und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilt nicht lieber bei der geiſtreichen Unordnung einer natürlichen Landſchaft, als bei der geiſtloſen Regelmäßigkeit eines franzöſiſchen Gartens? Wer beſtaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwiſchen Fruchtbarkeit und Zerſtörung in Siciliens Fluren, weidet ſein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Oſſians großer Natur, als daß er in dem ſchnurgerechten Holland den ſauren Sieg der Geduld über das trotzigſte der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, daß in Bataviens Triften für den phyſiſchen Menſchen beſſer geſorgt iſt, als unter dem tückiſchen Krater des Veſuv, und daß der Verſtand, der begreifen und ordnen will, bei einem regulären Wirthſchaftsgarten weit mehr als bei einer wilden Naturlandſchaft ſeine Rechnung findet. Aber der Menſch hat noch ein Bedürfniß mehr, als zu leben und ſich wohl ſeyn zu laſſen, und auch noch eine andere Beſtimmung, als die Erſcheinungen um ihn herum zu begreifen.

Was dem Reiſenden von Empfindung die wilde Bizarrerie in der phyſiſchen Schöpfung ſo anziehend macht, eben das eröffnet einem begeiſterungsfähigen Gemüth, ſelbſt in der bedenklichen Anarchie der moraliſchen Welt, die Quelle eines ganz eignen Vergnügens. Wer freilich die große Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fackel des Verſtandes beleuchtet, und immer nur darauf ausgeht, ihre kühne Unordnung in Harmonie aufzulöſen, der kann ſich in einer Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiſer Plan zu regieren ſcheint, und bei Weitem in den mehrſten Fällen Verdienſt und Glück mit einander im Widerſpruche ſtehn. Er will haben, daß in dem großen Weltlaufe Alles wie in einer guten Wirthſchaft geordnet ſey, und vermißt er, wie es nicht wohl anders ſeyn kann, dieſe Geſetzmäßigkeit, ſo bleibt ihm nichts Anderes übrig, als von einer künftigen Exiſtenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene ſchuldig bleibt. Wenn er es hingegen gutwillig aufgibt, dieſes geſetzloſe Chaos von Erſcheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen, ſo gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieſer verloren gibt. Gerade dieſer gänzliche Mangel einer Zweckverbindung unter dieſem Gedränge von Erſcheinungen, wodurch ſie für den Verſtand, der ſich an dieſe Verbindungsform halten muß, überſteigend und unbrauchbar werden, macht ſie zu einem deſto

treffendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieſer wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigne Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargeſtellt findet. Denn wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter ſich nimmt, ſo hat man den Begriff der Independenz, der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freiheit überraſchend zuſammenſtimmt. Unter dieſer Idee der Freiheit, welche ſie aus ihrem eigenen Mittel nimmt, faßt alſo die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zuſammen, was der Verſtand in keine Einheit der Erkenntniß verbinden kann, unterwirft ſich durch dieſe Idee das unendliche Spiel der Erſcheinungen, und behauptet alſo ihre Macht zugleich über den Verſtand als ſinnlich bedingtes Vermögen. Erinnert man ſich nun, welchen Werth es für ein Vernunftweſen haben muß, ſich ſeiner Independenz von Naturgeſetzen bewußt zu werden, ſo begreift man, wie es zugeht, daß Menſchen von erhabner Gemüthsſtimmung durch dieſe ihnen dargebotene Idee der Freiheit ſich für allen Fehlſchlag der Erkenntniß für entſchädigt halten können. Die Freiheit in allen ihren moraliſchen Widerſprüchen und phyſiſchen Uebeln iſt für edle Gemüther ein unendlich intereſſanteres Schauſpiel, als Wohlſtand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen, und der ſelbſtherrſchende Wille ſich zum dienſtbaren Glied eines Uhrwerks herabſetzt. Das letzte macht den Menſchen blos zu einem geiſtreichen Produkt und

glücklichen Bürger der Natur; die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitherrſcher eines höhern Syſtems, wo es unendlich ehrenvoller iſt, den unterſten Platz einzunehmen, als in der phyſiſchen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, und nur aus dieſem, iſt mir die Weltgeſchichte ein erhabenes Objekt. Die Welt, als hiſtoriſcher Gegenſtand, iſt im Grunde nichts Anderes als der Konflikt der Naturkräfte unter einander ſelbſt und mit der Freiheit des Menſchen, und den Erfolg dieſes Kampfs berichtet uns die Geſchichte. So weit die Geſchichte bis jetzt gekommen iſt, hat ſie von der Natur (zu der alle Affekte im Menſchen gezählt werden müſſen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der ſelbſtſtändigen Vernunft, und dieſe hat blos durch einzelne Ausnahmen vom Naturgeſetz in einem Kato, Ariſtides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man ſich nur der Geſchichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß, wie ſehr findet man ſich da getäuſcht! Alle wohlgemeinten Verſuche der Philoſophie, das, was die moraliſche Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leiſtet, in Uebereinſtimmung zu bringen, werden durch die Ausſagen der Erfahrungen widerlegt, und ſo gefällig die Natur in ihrem organiſchen Reich ſich nach den regulativen Grundſätzen der Beurtheilung richtet oder zu richten ſcheint, ſo unbändig reißt ſie im Reich der Freiheit

den Zügel ab, woran der Spekulationsgeiſt ſie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf reſignirt, ſie zu erklären, und dieſe ihre Unbegreiflichkeit ſelbſt zum Standpunkt der Beurtheilung macht. Eben der Umſtand, daß die Natur, im Großen angeſehen, aller Regeln, die wir durch unſern Verſtand ihr vorſchreiben, ſpottet; daß ſie auf ihrem eigenwilligen freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtloſigkeit in den Staub tritt, daß ſie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in Einem Untergang mit ſich fortreißt, daß ſie hier eine Ameiſenwelt erhält, dort ihr herrlichſtes Geſchöpf, den Menſchen, in ihre Rieſenarme faßt und zerſchmettert, daß ſie ihre mühſamſten Erwerbungen oft in einer leichtſinnigen Stunde verſchwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut — mit einem Wort — dieſer Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen ſich unterwirft, macht die abſolute Unmöglichkeit ſichtbar, durch Naturgeſetze die Natur ſelbſt zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu laſſen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird alſo unwiderſtehlich aus der Welt der Erſcheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die ſinnlich unendliche führ

uns die furchtbare und zerſtörende Natur, ſo lange wir nämlich blos freie Betrachter derſelben bleiben. Der ſinnliche Menſch freilich, und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen, fürchten nichts ſo ſehr, als mit dieſer Macht zu zerfallen, die über Wohlſeyn und Exiſtenz zu gebieten hat.

Das höchſte Ideal, wornach wir ringen, iſt, mit der phyſiſchen Welt, als der Bewahrerinn unſerer Glückſeligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genöthigt zu ſeyn, mit der moraliſchen zu brechen, die unſre Würde beſtimmt. Nun geht es aber bekanntermaßen nicht immer an, beiden Herren zu dienen, und wenn auch (ein faſt unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfniſſe nie in Streit gerathen ſollte, ſo geht doch die Naturnothwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menſchen ein, und weder ſeine Kraft, noch ſeine Geſchicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängniſſe ſicher ſtellen. Wohl ihm alſo, wenn er gelernt hat zu ertragen, was er nicht ändern kann, und preiszugeben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schickſal alle Außenwerke erſteigt, auf die er ſeine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als ſich in die heilige Freiheit der Geiſter zu flüchten; wo es kein andres Mittel gibt, den Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu wollen, und kein andres Mittel, der Macht der Natur zu widerſtehen, als ihr zuvorzukommen und durch eine freie Aufhebung alles ſinnlichen Intereſſes, ehe

noch eine phyſiſche Macht es thut, ſich moraliſch zu entleiben.

Dazu nun ſtärken ihn erhabene Rührungen und ein öfterer Umgang mit der zerſtörenden Natur, ſowohl da, wo ſie ihm ihre verderbliche Macht blos von Ferne zeigt, als wo ſie ſie wirklich gegen ſeine Mitmenſchen äußert. Das Pathetiſche iſt ein künſtliches Unglück, und, wie das wahre Unglück, ſetzt es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Geiſtergeſetz, das in unſerm Buſen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt ſeinen Mann und ſeine Zeit nicht immer gut; es überraſcht uns oft wehrlos, und, was noch ſchlimmer iſt, es macht uns oft wehrlos. Das künſtliche Unglück des Pathetiſchen hingegen findet uns in voller Rüſtung, und weil es blos eingebildet iſt, ſo gewinnt das ſelbſtſtändige Principium in unſerm Gemüthe Raum, ſeine abſolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geiſt dieſen Akt von Selbſtthätigkeit erneuert, deſto mehr wird ihm derſelbe zur Fertigkeit, einen deſto größern Vorſprung gewinnt er vor dem ſinnlichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn aus dem eingebildeten und künſtlichen Unglück ein ernſthaftes wird, im Stande iſt, es als ein künſtliches zu behandeln, und, der höchſte Schwung der Menſchennatur, das wirkliche Leiden in eine erhabene Rührung aufzulöſen. Das Pathetiſche, kann man daher ſagen, iſt eine Inokulation des unvermeidlichen Schickſals, wodurch es ſeiner Bösartigkeit be-

raubt, und der Angriff deſſelben auf die ſtarke Seite des Menſchen hingeleitet wird.

Alſo hinweg mit der falſch verſtandenen Schonung und dem ſchlaffen verzärtelten Geſchmack, der über das ernſte Angeſicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, und, um ſich bei den Sinnen in Gunſt zu ſetzen, eine Harmonie zwiſchen dem Wohlſeyn und Wohlverhalten lügt, wovon ſich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen. Stirn gegen Stirn zeige ſich uns das böſe Verhängniß. Nicht in der Unwiſſenheit der uns umlagernden Gefahren — denn dieſe muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntſchaft mit denſelben iſt Heil für uns. Zu dieſer Bekanntſchaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauſpiel der Alles zerſtörenden und wieder erſchaffenden und wieder zerſtörenden Veränderung, des bald langſam untergrabenden, bald ſchnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetiſchen Gemählde der in den Kampf mit dem Schickſal eingehenden Menſchheit, der unaufhaltſamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unſchuld, welche die Geſchichte in reichem Maß aufſtellt, und die tragiſche Kunſt nachahmend vor unſre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrlosten moraliſchen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bei ſolchen Scenen

ver-

verweilen kann, ohne dem ernſten Geſetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, ſeinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten und, ergriffen von dieſer ewigen Untreue alles Sinnlichen, nach dem Beharrlichen in ſeinem Buſen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, iſt alſo eine der herrlichſten Anlagen in der Menſchennatur, die ſowohl wegen ihres Urſprungs aus dem ſelbſtſtändigen Denk- und Willensvermögen unſre Achtung, als wegen ihres Einfluſſes auf den moraliſchen Menſchen, die vollkommenſte Entwickelung verdient. Das Schöne macht ſich blos verdient um den Menſchen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und weil es einmal unſre Beſtimmung iſt, auch bei allen ſinnlichen Schranken uns nach dem Geſetzbuch reiner Geiſter zu richten, ſo muß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die äſthetiſche Erziehung zu einem vollſtändigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menſchlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unſrer Beſtimmung, und alſo auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Ohne das Schöne würde zwiſchen unſrer Naturbeſtimmung und unſrer Vernunftbeſtimmung ein immerwährender Streit ſeyn. Ueber dem Beſtreben, unſerm Geiſterberuf Genüge zu leiſten, würden wir unſre Menſchheit verſäumen, und alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieſer uns einmal angewieſenen Sphäre

des Handelns beſtändig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unſrer Würde vergeſſen machen. In der Erſchlaffung eines ununterbrochenen Genuſſes würden wir die Rüſtigkeit des Charakters einbüßen und, an dieſe zufällige Form des Daſeyns unauflösbar gefeſſelt, unſre unveränderliche Beſtimmung und unſer wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen ſich gattet, und unſre Empfänglichkeit für Beides in gleichem Maß ausgebildet worden iſt, ſind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu ſeyn, und ohne unſer Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verſcherzen.

Nun ſtellt zwar ſchon die Natur für ſich allein Objekte in Menge auf, an denen ſich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Menſch iſt, wie in andern Fällen, ſo auch hier, von der zweiten Hand beſſer bedient, als von der erſten, und will lieber einen zubereiteten und auserleſenen Stoff von der Kunſt empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühſam und dürftig ſchöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der keinen Eindruck erleiden kann, ohne ſogleich nach einem lebendigen Ausdruck zu ſtreben, und in jeder ſchönen oder großen Form der Natur eine Ausforderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derſelben den großen Vortheil voraus, dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln

zu dürfen, was die Natur — wenn ſie es nicht gar abſichtlos hinwirft — bei Verfolgung eines ihr nä- her liegenden Zwecks blos im Vorbeigehen mit- nimmt. Wenn die Natur in ihren ſchönen organi- ſchen Bildungen entweder durch die mangelhafte Individualität des Stoffes oder durch Einwirkung heterogener Kräfte Gewalt erleidet, oder wenn ſie, in ihren großen und pathetiſchen Scenen, Ge- walt ausübt, und als eine Macht auf den Men- ſchen wirkt, da ſie doch blos als Objekt der freien Betrachtung äſthetiſch werden kann, ſo iſt ihre Nach- ahmerinn, die bildende Kunſt, völlig frei, weil ſie von ihrem Gegenſtand alle zufälligen Schranken ab- ſondert, und läßt auch das Gemüth des Betrach- ters frei, weil ſie nur den Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Zau- ber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, ſo hat die Kunſt alle Vortheile der Natur, ohne ihre Feſſeln mit ihr zu theilen.

Gedanken
über den
Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt.*)

Gemein iſt Alles, was nicht zu dem Geiſte ſpricht, und kein anderes als ein ſinnliches Intereſſe erregt. Es gibt zwar tauſend Dinge, die ſchon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein ſind; aber weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden kann, ſo iſt in der Kunſt nur vom Gemeinen in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelſten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; ein großer Kopf und ein edler Geiſt hingegen wird ſelbſt das Gemeine zu adeln wiſſen, und zwar dadurch, daß er es an etwas Geiſtiges anknüpft und eine groſſe Seite daran entdeckt. So wird uns ein Geſchicht-

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Aufſatz erſchien zuerſt im IV. Theile der Sammlung kleiner proſaiſcher Schriften des Verf. (Leipzig bei Cruſius 1802.)

ſchreiber von gemeinem Schlage die unbedeutendſten Verrichtungen eines Helden eben ſo ſorgfältig als ſeine erhabenſten Thaten berichten, und ſich eben ſo lang bei ſeinem Stammbaum, ſeiner Kleidertracht, ſeinem Hausweſen, als bei ſeinen Entwürfen und Unternehmungen verweilen. Seine größten Thaten wird er ſo erzählen, daß kein Menſch es ihnen anſieht, was ſie ſind. Umgekehrt wird ein Geſchichtſchreiber von Geiſt und eignem Seelenadel auch in das Privatleben und in die unwichtigſten Handlungen ſeines Helden ein Intereſſe und einen Gehalt legen, der ſie wichtig macht. Einen gemeinen Geſchmack haben in der bildenden Kunſt die niederländiſchen Mahler, einen edlen und großen Geſchmack die Italiener, noch mehr aber die Griechen bewieſen. Dieſe gingen immer auf das Ideal, verwarfen jeden gemeinen Zug, und wählten auch keinen gemeinen Stoff.

Ein Portraitmahler kann ſeinen Gegenſtand gemein und kann ihn groß behandeln. Gemein, wenn er das Zufällige eben ſo ſorgfältig darſtellt als das Nothwendige, wenn er das Große vernachläſſigt, und das Kleine ſorgfältig ausführt: Groß, wenn er das Intereſſanteſte heraus zu finden weiß, das Zufällige von dem Nothwendigen ſcheidet, das Kleine nur andeutet und das Große ausführt. Groß aber iſt nichts, als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Gebärden und Stellungen.

Ein Dichter behandelt ſeinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt, und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet. Homer wußte den Schild des Achilles ſehr geiſtreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas ſehr Gemeines iſt.

Noch eine Stufe unter dem Gemeinen ſteht das Niedrige, welches von jenem darin unterſchieden iſt, daß es nicht blos etwas Negatives, nicht blos Mangel des Geiſtreichen und Edeln, ſondern etwas Poſitives, nämlich Rohheit des Gefühls, ſchlechte Sitten und verächtliche Geſinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt blos von einem fehlenden Vorzug, der ſich wünſchen läßt, das Niedrige von dem Mangel einer Eigenſchaft, die von Jedem gefordert werden kann. So iſt z. B. die Rache an ſich, wo ſie ſich auch finden und wie ſie ſich auch äußern mag, etwas Gemeines, weil ſie einen Mangel von Edelmuth beweiſet. Aber man unterſcheidet noch beſonders eine niedrige Rache, wenn der Menſch, der ſie ausübt, ſich verächtlicher Mittel bedient, ſie zu befriedigen. Das Niedrige bezeichnet immer etwas Grobes und Pöbelhaftes; gemein aber kann auch ein Menſch von Geburt und beſſern Sitten denken und handeln, wenn er mittelmäßige Gaben beſitzt. Ein Menſch handelt gemein, der nur auf ſeinen Nutzen bedacht iſt, und inſofern ſteht er dem edeln Menſchen entgegen, der ſich ſelbſt

vergeſſen kann, um einem andern einen Genuß zu verſchaffen. Derſelbe Menſch aber würde niedrig handeln, wenn er ſeinem Nutzen auf Koſten ſeiner Ehre nachginge, und auch nicht einmal die Geſetze des Anſtandes dabei reſpektiren wollte. Das Gemeine iſt alſo dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anſtändigen zugleich entgegengeſetzt. Jeder Leidenſchaft ohne allen Widerſtand nachgeben, jeden Trieb befriedigen, ohne ſich auch nur von den Regeln des Wohlſtandes, viel weniger von denen der Sittlichkeit zügeln zu laſſen, iſt niedrig, und verräth eine niedrige Seele.

Auch in Kunſtwerken kann man in das Niedrige verfallen, nicht blos indem man niedrige Gegenſtände wählt, die der Sinn für Anſtand und Schicklichkeit ausſchließt, ſondern auch indem man ſie niedrig behandelt. Niedrig behandelt man einen Gegenſtand, wenn man entweder diejenige Seite an ihm, welche der gute Anſtand verbergen heißt, bemerklich macht, oder wenn man ihm einen Ausdruck gibt, der auf niedrige Nebenvorſtellungen leitet. In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geſchmack wird ſie herausheben und ausmahlen.

Man findet Gemählde aus der heiligen Geſchichte, wo die Apoſtel, die Jungfrau und Chriſtus ſelbſt einen Ausdruck haben, als wenn ſie aus dem gemeinſten Pöbel wären aufgegriffen worden. Alle

ſolche Ausführungen beweiſen einen niedrigen Geſchmack, der uns ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künſtlers ſelbſt zu ſchließen.

Es gibt zwar Fälle, wo das Niedrige auch in der Kunſt geſtattet werden kann; da nämlich, wo es Lachen erregen ſoll. Auch ein Menſch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verderbten Geſchmack zu verrathen, an dem rohen, aber wahren Ausdruck der Natur und an dem Kontraſt zwiſchen den Sitten der feinen Welt und des Pöbels ſich beluſtigen. Die Betrunkenheit eines Menſchen von Stande würde, wo ſie auch vorkäme, Mißfallen erregen; aber ein betrunkener Poſtillon, Matroſe und Karrenſchieber macht uns lachen. Scherze, die uns an einem Menſchen von Erziehung unerträglich ſeyn würden, beluſtigen uns im Munde des Pöbels. Von dieſer Art ſind viele Scenen des Ariſtophanes, die aber zuweilen auch dieſe Grenze überſchreiten und ſchlechterdings verwerflich ſind. Deswegen ergetzen wir uns an Parodien, wo Geſinnungen, Redensarten und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denſelben vornehmen Perſonen untergeſchoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anſtand behandelt hat. So bald es der Dichter blos auf ein Lachſtück anlegt, und weiter nichts will, als uns beluſtigen, ſo können wir ihm auch das Niedrige hingehen laſſen, nur muß er nie Unwillen oder Eckel erregen.

Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da anbringt, wo wir es ſchlechterdings nicht verzeihen können, bei Menſchen nämlich, von denen wir berechtigt ſind, feinere Sitten zu fordern. Handelt er dagegen, ſo beleidigt er entweder die Wahrheit, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, daß Menſchen von Erziehung wirklich ſo niedrig handeln können; oder ſeine Menſchen beleidigen unſer Sittengefühl, und erregen, welches noch ſchlimmer iſt, unſre Indignation. Ganz anders iſt es in der Farce, wo zwiſchen dem Dichter und dem Zuſchauer ein ſtillſchweigender Kontrakt iſt, daß man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farce dispenſiren wir den Dichter von aller Treue der Schilderung, und er erhält gleichſam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet ſich das Komiſche gerade auf ſeinen Kontraſt mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr ſeyn und mit der Wahrheit kontraſtiren.

Es gibt aber auch im Ernſthaften und Tragiſchen einige ſeltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muß es aber ins Furchtbare übergehen, und die augenblickliche Beleidigung des Geſchmacks muß durch eine ſtarke Beſchäftigung des Affekts ausgelöſcht und alſo von einer höhern tragiſchen Wirkung gleichſam verſchlungen werden. Stehlen z. B. iſt etwas abſolut Niedriges, und was auch unſer Herz zur Ent-

ſchuldigung eines Diebs vorbringen kann, wie ſehr er auch durch den Drang der Umſtände mag verleitet worden ſeyn, ſo iſt ihm ein unauslöſchliches Brandmal aufgedrückt, und äſthetiſch bleibt er immer ein niedriger Gegenſtand. Der Geſchmack verzeiht hier noch weniger als die Moral, und ſein Richterſtuhl iſt ſtrenger, weil ein äſthetiſcher Gegenſtand auch für alle Nebenideen verantwortlich iſt, die auf ſeine Veranlaſſung in uns rege gemacht werden, da hingegen die moraliſche Beurtheilung von allem Zufälligen abſtrahirt. Ein Menſch, der ſtiehlt, würde demnach für jede poetiſche Darſtellung von ernſthaftem Inhalt ein höchſt verwerfliches Objekt ſeyn. Wird aber dieſer Menſch zugleich Mörder, ſo iſt er zwar moraliſch noch viel verwerflicher; aber äſthetiſch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige, der ſich (ich rede hier immer nur von der äſthetiſchen Beurtheilungsweiſe) durch eine Infamie erniedrigt, kann durch ein Verbrechen wieder in etwas erhöht und in unſre äſthetiſche Achtung reſtituirt werden. Dieſe Abweichung des moraliſchen Urtheils von dem äſthetiſchen iſt merkwürdig und verdient Aufmerkſamkeit. Man kann mehrere Urſachen davon anführen. Erſtlich habe ich ſchon geſagt, daß, weil das äſthetiſche Urtheil von der Phantaſie abhängt, auch alle Nebenvorſtellungen, welche durch einen Gegenſtand in uns erregt werden, und mit demſelben in einer natürlichen Verbindung ſtehen, auf dieſes Urtheil ein-

fließen. Sind nun dieſe Nebenvorſtellungen von einer niedrigen Art, ſo erniedrigen ſie den Hauptgegenſtand unvermeidlich.

Zweitens ſehen wir in der äſthetiſchen Beurtheilung auf die Kraft, bei einem moraliſchen auf die Geſetzmäßigkeit. Kraftmangel iſt etwas Verächtliches, und jede Handlung, die uns darauf ſchließen läßt, iſt es gleichfalls. Jede feige und kriechende That iſt uns widrig durch den Kraftmangel, den ſie verräth; umgekehrt kann uns eine teufliſche That, ſobald ſie nur Kraft verräth, äſthetiſch gefallen. Ein Diebſtahl aber zeigt eine kriechende feige Geſinnung an; eine Mordthat hat wenigſtens den Schein von Kraft, wenigſtens richtet ſich der Grad unſers Intereſſes, das wir äſthetiſch daran nehmen, nach dem Grad der Kraft, der dabei geäußert worden iſt.

Drittens werden wir bei einem ſchweren und ſchrecklichen Verbrechen von der Qualität deſſelben abgezogen, und auf ſeine furchtbaren Folgen aufmerkſam gemacht. Die ſtärkere Gemüthsbewegung unterdrückt alsdann die ſchwächere. Wir ſehen nicht rückwärts in die Seele des Thäters, ſondern vorwärts in ſein Schickſal, auf die Wirkungen ſeiner That. So bald wir aber anfangen zu zittern, ſo ſchweigt jede Zärtlichkeit des Geſchmacks. Der Haupteindruck erfüllt unſre Seele ganz, und die zufälligen Nebenideen, an denen eigentlich das Niedrige hängt, erlöſchen. Daher iſt der Diebſtahl des

jungen Ruhberg, in Verbrechen aus Ehrſucht, auf der Schaubühne nicht widrig, ſondern wahrhaft tragiſch. — Der Dichter hat mit vieler Geſchicklichkeit die Umſtände ſo geleitet, daß wir fortgeriſſen werden und nicht zu Athem kommen. Das ſchreckliche Elend ſeiner Familie, und beſonders der Jammer ſeines Vaters ſind Gegenſtände, die unſre ganze Aufmerkſamkeit von dem Thäter hinweg und auf die Folgen ſeiner That leiten. Wir ſind viel zu ſehr im Affekt, um uns auf die Vorſtellungen der Schande einzulaſſen, womit der Diebſtahl gebrandmarkt wird. Kurz das Niedrige wird durch das Schreckliche verſteckt. Es iſt ſonderbar, daß dieſer wirklich begangene Diebſtahl des jungen Ruhberg nicht ſo viel Widriges hat, als der bloße ungegründete Verdacht eines Diebſtahls in einem andern Schauſpiel. Hier wird ein junger Officier unverdienterweiſe beſchuldigt, einen ſilbernen Löffel eingeſteckt zu haben, der ſich nachher findet. Das Niedrige iſt alſo hier blos eingebildet, bloßer Verdacht, und doch thut es dem unſchuldigen Helden des Stücks, in unſrer äſthetiſchen Vorſtellung, unwiederbringlichen Schaden. Die Urſache iſt, weil die Vorausſetzung, daß ein Menſch niedrig handeln könne, keine feſte Meinung von ſeinen Sitten beweist, da die Geſetze der Konvenienz es mit ſich bringen, daß man einen ſo lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil zeigt. Traut man ihm alſo etwas Verächtliches zu, ſo ſieht

es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines ſolchen Argwohns Anlaß gegeben hätte; obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seite des Beſchuldigers iſt. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daß er Officier und Liebhaber einer Dame von Erziehung und Stande iſt. Mit dieſen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erſchrecklichen Kontraſt, und es iſt uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinnern, wenn er bei ſeiner Dame iſt, daß er den ſilbernen Löffel in der Taſche haben könnte. Das größte Unglück dabei iſt, daß derſelbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahnt; denn wäre dieſes, ſo würde er als Officier eine blutige Genugthuung fordern; die Folgen würden dann ins Fürchterliche gehen, und das Niedrige verſchwinden.

Noch muß man das Niedrige der Geſinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zuſtandes wohl unterſcheiden. Das erſte iſt unter aller äſthetiſchen Würde, das letzte kann öfters ſehr gut damit beſtehen. Sklaverei iſt niedrig, aber eine ſklaviſche Geſinnung in der Freiheit iſt verächtlich; eine ſklaviſche Beſchäftigung hingegen ohne eine ſolche Geſinnung iſt es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zuſtandes, mit Hoheit der Geſinnung verbunden, ins Erhabene übergehen. Der Herr des Epiktet, der ihn ſchlug, handelte niedrig, und der geſchlagene Sklave zeigte eine erhabene Seele. Wahre Größe

ſchimmert aus einem niedrigen Schickſal nur deſto herrlicher hervor, und der Künſtler darf ſich nicht fürchten, ſeinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, ſobald er nur verſichert iſt, daß ihm der Ausdruck des innern Werths zu Gebote ſteht.

Aber was dem Dichter erlaubt ſeyn kann, iſt dem Mahler nicht immer geſtattet. Jener bringt ſeine Objekte blos vor die Phantaſie, dieſer hingegen unmittelbar vor die Sinne. Alſo iſt nicht nur der Eindruck des Gemähldes lebhafter als der des Gedichts, ſondern der Mahler kann auch durch ſeine natürlichen Zeichen das Innere nicht ſo ſichtbar machen, als der Dichter durch ſeine willkürlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Aeußern verſöhnen. Wenn uns Homer ſeinen Ulyß in Bettlerlumpen aufführt, ſo kommt es auf uns an, wie weit wir uns dieſes Bild ausmahlen, und wie lange wir dabei verweilen wollen. In keinem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, daß es uns unangenehm oder eckelhaft ſeyn könnte. Wenn aber der Mahler oder gar noch der Schauſpieler den Ulyß dem Homer getreu nachbilden wollte, ſo würden wir uns mit Widerwillen davon hinwegwenden. Hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unſerer Gewalt; wir müſſen ſehen, was uns der Mahler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabei in Erinnerung gebracht werden, nicht ſo leicht abweiſen.

An den
Herausgeber der Propyläen.

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwei letzten Preisaufgaben veranlaßt wurden, und noch lebhaft mit dieſen Eindrücken beſchäftigt, verſuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszuſprechen, welche dieſe intereſſanten Kunſterſcheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliche, daß ſie keinen müßigen Genuß zulaſſen, ſondern den Geiſt des Beſchauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunſtwerk führt auf die Kunſt zurück, ja es bringt erſt die Kunſt in uns hervor.

Sie hatten es zwar bei dieſen Preisaufgaben nur auf den Künſtler abgeſehen; aber auch dem bloßen Beſchauer haben Sie durch dieſes Inſtitut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröffnet. Dieſe neunzehn und wieder dieſe neun Ausführungen des nämlichen Gegenſtandes gewähren ein ganz eignes Intereſſe des Verſtandes, wovon freilich derjenige keinen Begriff hat, der ſich den

Eindrücken künſtleriſcher Werke nur gedankenlos hingibt. Eine gleich große Anzahl wirklicher Meiſterſtücke, aber von verſchiedenem Inhalt, würde uns unſtreitig einen höhern Kunſtgenuß, aber vielleicht keinen ſo reichen Begriff von der Kunſt verſchafft haben, als dieſe vielſeitige Behandlung deſſelben Thema mir wenigſtens gegeben hat.

Zuerſt ein Wort von den Preisaufgaben ſelbſt. In Sachen der ſchönen Kunſt wird die Möglichkeit nur durch die That bewieſen: aus Begriffen kann man höchſtens voraus wiſſen, daß ein gegebenes Thema der künſtleriſchen Darſtellung nicht widerſtreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Süjets gerechtfertigt, denn aus beiden ſind wirklich, unter geſchickten Händen, ſprechende, ſelbſtſtändige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunſt unzertrennlich und eins iſt, und beide, Phantaſie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig ſeyn müſſen, ſo gibt es doch Kunſtwerke der Phantaſie und Kunſtwerke der Empfindung, ie nachdem ſie ſich einem dieſer beiden äſthetiſchen Pole vorzugsweiſe nähern; zu einer von beiden Klaſſen aber muß jedes künſtliche und poetiſche Werk ſich bekennen, oder es hat gar keinen Kunſtgehalt. Sie haben bei dieſen zwei Preisaufgaben dafür geſorgt, daß jeder Künſtler in ſeiner Sphäre beſchäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug ausſtattete, auf beiden Feldern der Kunſt glänzen konnte.

Hektors Abſchied qualificirte ſich zu einem naiven und ſeelenvollen Empfindungsgemählde; der Raub der Pferde des Rheſus, ein Nachtſtück, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantaſiebilde geeignet. Beide Aufgaben konnten, in Abſicht auf den innern Kunſtgehalt, für gleichbedeutend gelten, und mochten für die Ausführung, im Ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künſtlers mußte alſo die Wahl entſcheiden, und es ließ ſich vorausſehen, wohin ſich das Uebergewicht neigen würde. Der erſte Gegenſtand ſpricht an das Herz, und der Deutſche hat ſeinen ſchätzbaren Charakter auch bei dieſer Gelegenheit nicht verläugnet.

Indem die Gegenſtände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentſchieden gelaſſen; hier alſo war das Feld der Erfindung. Zwei Helden, dem Begriffe gemäß, den wir uns von Diomed und Ulyſſes bilden, zeigen ſich in der Finſterniß der Nacht in dem trojaniſchen Lager, wo thraziſche Krieger mit ihrem Könige ſchlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt, bemächtigt ſich Ulyß der ſchönen weißen Pferde des Königs. Sie müſſen eilen, um nicht überfallen zu werden, und Diomed verläßt ungern den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchſten Bedeutung. Der Künſtler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den

Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darſtellen. Blieb er bei dem erſten Momente ſtehen, ſo war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung ſchlafender Menſchen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König, welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperſon, unſer Mitleid wurde intereſſirt, und das Bild bekam einen pathetiſchen Charakter, den es durchaus nicht haben ſollte. Wählte hingegen der Künſtler den Augenblick nach der That, wo beide Helden auf ihre Entfernung denken, ſo kam ein ganz anderer Geiſt in das Gemählde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Maſſe noch übrig, ohne daß ein Einzelner aus denſelben einen Anſpruch an unſre Theilnahme machte; wir ſchauen nicht unmittelbar an, ſondern erfahren nur durch einen Schluß, daß ſie im Schlaf ermordet worden, und, was die Hauptſache iſt, Ulyß und Diomed ſind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es iſt ihre Kühnheit, die uns intereſſirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beſchäftigt.

Aber auch ſo wird dem Bilde noch immer ein weſentlicher Theil der ſinnlichen Bedeutſamkeit und der Würde abgehen. Ulyß und Diomed werden immer nur als zwei nächtliche Mörder und Räuber erſcheinen; die Handlung wird alſo, auch wenn ſie ihr Empörendes verliert, wenigſtens gemein und

gleichgültig für uns ſeyn. Etwas muß geſchehen, um die Helden, um ihre That empor zu heben; dieß geſchieht durch die Gegenwart und den Antheil einer Göttinn. Der Künſtler durfte dieſe nicht weit ſuchen; auch im Homer erſcheint die Pallas und treibt beide Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttinn wird für den Gedanken noch dieſes gewonnen, daß die nächtliche That einen Zeugen hat, daß durch ihre Gäſte die Nothwendigkeit der Flucht ſinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entſteht der große Gewinn, daß die nächtliche Scene mit einem göttlichen Lichte kann erleuchtet werden.

Einen Künſtler, der keinen tiefen Gedankengehalt in ſein Bild zu legen wußte, konnte, bei der zweiten Aufgabe, ſchon der Effekt der Maſſen und Kontraſte anlocken, und bei der Ausführung befriedigen. Der geſchickte Verfertiger des Bildes No. 5, wo in der Mitte des Ganzen zwei milchweiße Pferde ſich erheben, Diomed im Hintergrund noch in dem Morden begriffen iſt, und beide Helden als Nebenfiguren gegen die Thüre verſchwinden, ſcheint ſich blos mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild iſt ſanft und gefällig für's Auge, aber der Gedanke iſt gemein, und der Künſtler hat von ſeinem Gegenſtand nur das nächſte Proſaiſche ergriffen. Denn warum zwei Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen,

wenn es um nichts weiter zu thun iſt, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stillleben geleiſtet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, daß eben dieſes Bild bei vielen Zuſchauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen iſt unfehlbar, es ſetzt nichts voraus, und läßt ſich völlig gedankenlos genießen.

Zwei andere größere Bilder (No. 3 und 4) deſſelben Inhalts ſtellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch ſchlafend, das Schwert iſt über ihm gezückt, Ulyſſes hat ſich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung iſt kräftiger, die Handlung reicher, als bei dem vorerwähnten Bilde, die Helden ſind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt ſich nicht über das Gemeine, das Bild ſpricht blos zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geſchickte fleißige Ausführung kann den fehlenden Geiſt nicht erſetzen.

Zwei andere Bilder (No. 6 und 7) zeigen uns zwar ſchon die Göttinn, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob ſie gleich eine höhere Intention des Künſtlers verräth. Der Moment iſt bedeutender, die Ermordung iſt geſchehen; auf dem einen, wo die Figuren blos im Umriß gezeichnet ſind, hat ſich Ulyß auf eins der Pferde geſchwungen, der Augenblick des Forteilens iſt ausgedrückt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene iſt zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höhern Geiſt ſind zwei andere Bilder deſſelben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Die Göttinn erſcheint (No. 2) über den erſchlagenen Leichen, und das Licht, das ſie umfließt, beleuchtet die nächtliche Scene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuß auf einem Leichnam und bedenkt ſich, das Schwert in die Scheide zu ſtecken. Bedeutend erhebt die Göttinn den Zeigefinger der rechten Hand, um ihn zu warnen, und mit der ausgeſtreckten Linken zeigt ſie ihm den Weg. Ulyſſes, den Bogen in der Hand, hält die ſich bäumenden Pferde am Zügel und ſtrebt ſchon in einer raſchen Bewegung fort, nach dem ſäumenden Gefährten zurückſchauend. Beide Helden ſind nackt, nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyß, und ein Löwenfell hängt über dem Rücken des Diomedes. Jener, deſſen kräftig gezeichnete Figur am meiſten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche gegen die ſinnende Ruhe des Diomedes einen vielleicht nur zu ſtarken Abſtich macht.

Mit dieſem Bilde ſind wir in die geiſtige Welt der Kunſt eingetreten. Das gemeine Wirkliche iſt uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende iſt aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns der andere (No. 1), mit dem ſich dieſe Galerie der Rheſusbilder würdig abſchließt.

Der vorige Künſtler hatte uns das trojaniſche Lager gezeigt, und uns mit einem engen Raum umſchränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechiſchen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu ſetzen, aus dem wir dadurch gleichſam herausgetrieben werden. Er öffnet mit einem kühnen Griff ſeinen Schauplatz, und wir überſehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns ſogleich durch verſchiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerſt dem lebhafteſten Lichte folgt, fällt auf eine mahleriſche, ſchön pyramidenförmig geordnete Maſſe von vier milchweißen Pferden, welche Ulyſſes eben forttreiben will. Er wendet dem Zuſchauer den Rücken; nur der Kopf iſt ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, ſo wie die Mähnen und Decken der Pferde, ſind in einer fliegenden Bewegung; dieſer hellglänzenden und raſch bewegten Gruppe ſetzt ſich die ruhige dunkle Maſſe lebloß liegender Körper im Vordergrund und die ſtillliegende Ferne des Hintergrundes ſchön entgegen.

So bald der erſte gewaltſame Sinnenreiz nachläßt, ſo wendet ſich der Verſtand zu dem Bedeutungsvollen: dieß findet er hier ſehr geiſtreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand,

ſteht an dem Wagen des Rheſus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er ſich denſelben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erſchlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in ſchön verkürzter Lage hingeſtreckt. So raſch ſich Ulyß und die Pferde bewegen, ſo ruhig ſteht Diomedes, nur das Geſicht iſt unzufrieden nach der Erſcheinung zur Linken hingerichtet.

Hier ſchwebt in einer Wolkenumgebung, ſchlank und ſchön gebildet, Minerva herab, und bedeutet mit ausgeſtreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke, in der ſie erſcheint, wälzt ſich mahleriſch wie ein daherſtrömender Nebel um den Wagen des Rheſus herum, und faßt auf dieſe Art die ganze Mordſcene mit einem geheimnißvollen Vorhang ein, der ſich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechiſchen Schifflager zu erweitern. Alle Partien des Bildes ſchmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bei dieſem Bilde den heitern Einfluß einer phantaſiereichen Kunſt, nach Kunſtideen iſt Alles gewählt und geordnet, nichts Einzelnes iſt der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt; Alles repräſentirt nur, und hat nur Daſeyn für den Gedanken und durch denſelben.

Es ließ ſich für dieſe beiden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

Der Raub der Pferde des Rheſus iſt, als bloßes

Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier mußte alſo die Phantaſie ihre Macht beweiſen, und der Gedanke ſtatt des wirklichen Gegenſtandes eintreten. Wurde dieſes Bild blos mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, ſo mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben dieſe natürliche Wahrheit iſt das Geſpenſt der Zeit, und dem Deutſchen insbeſondere wird es ſchwer, ſich mit freier Dichtungskraft über das gemeine Wirkliche zu erheben. Dieſem Stoffe alſo, der ſein Gefühl nicht anſprach, konnte ein Künſtler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen, und eben dieß ſcheint die meiſten von dieſem Süjet zurückgeſchreckt zu haben.

Der Abſchied des Hektors iſt ſchon als Stoff und ohne allen Zuſatz der Kunſt ein rührender Gegenſtand, und konnte mit einem mäßigen Aufwand von Phantaſie, ſelbſt durch naive Wahrheit, ein ſprechendes Bild abgeben. Aber hier war der ſentimentaliſche Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunſt auch auf dieſem Felde wie auf dem poetiſchen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hektor und eine zerfließende Andromache waren zu fürchten, und ſie ſind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da ſie ſich leicht von ſelbſt heraus finden.

Es war in dieſem einfach ſcheinenden Stoff ein

doppeltes Verhältniß auszudrücken; Hektor ſollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erſcheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieſer Verhältniſſe ſein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verſtoßen. Eines mußte nothwendig zur Hauptſache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war, und die Kunſt beſtand darin, die prägnanteſte zu wählen.

Einige der konkurrirenden Künſtler haben ſich begnügt, blos den Abſchied des Gatten von der Gattinn vorzuſtellen, und ſind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterinn oder der Mutter iſt nur ein Zeuge der Handlung. Hektor ſelbſt iſt ſo jugendlich und weichlich gehalten, daß man blos den Abſchied zweier Liebenden vor ſich zu ſehen glaubt. Dieß iſt unſtreitig der unglücklichſte Einfall, der ſich am weiteſten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Helden, der der Schirm ſeiner Vaterſtadt ſeyn ſoll, iſt hier nun gar nicht zu denken. Es iſt auf eine Rührung angelegt, die dieſem Stoffe ganz und gar fremd iſt.

Andere ſchlugen den entgegengeſetzten Weg ein; indem ſie den Vater ausſchließend mit dem Kinde beſchäftigen, laſſen ſie die Mutter und Gattinn eine untergeordnete Rolle ſpielen. Dieſe entfernten ſich weniger von dem Geiſt der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Charakters ſich mit dem

männlichen Ernſt des Helden ſehr wohl verträgt. Und da die Mutter ſich durch ſich ſelbſt ſchon in die Handlung einmiſchen kann, ſo konnte ſie nicht bedeutungslos erſcheinen.

Auf einem der vorzüglichſten Stücke in der Sammlung (No. 24), einem Oelgemählde, ſcheint der Künſtler beabſichtigt zu haben, Mutter und Kind in Einer Umarmung zuſammen zu faſſen. Hektor breitet ſeine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterinn vor ihm zurückflieht, während daß ſich Andromache zwiſchen dieſen, nach dem Kinde ausgeſtreckten, Armen an ſeinen Leib ſchmiegt; aber er ſelbſt zeigt ſich keineswegs mit ihr beſchäftigt, ſeine ganze Bewegung bezieht ſich auf das Kind, ſie ſcheint überflüſſig und eher ein Hinderniß zu ſeyn.

Nun war die zweite Frage, für das Pathetiſche der Situation den wahrſten und zugleich würdigſten Ausdruck zu finden; denn es ſollte der Abſchied eines Helden ſeyn, der Gattinn und Kind zurückläßt, um in eine Todesgefahr zu gehen; man ſollte einen letzten ewigen Abſchied ahnen. Auf der andern Seite ſollte ſich der Held über den Schmerz erhaben zeigen, Andromache ſollte ſich auch in dieſer ſchmerzlichen Situation ſeiner werth beweiſen, unſer Herz ſollte nicht zerriſſen, ſondern durch die Rührung ſelbſt geſtärkt und erhoben werden.

Einer der konkurrirenden Künſtler (No. 13), dem die Natur einen heitern Sinn und ein ſchönes naives Gefühl verliehen, aber die Stärke und Tiefe

der Empfindungen ſcheint verſagt zu haben, hat ſich auf die einfachſte Weiſe aus der Verlegenheit gezogen, indem er die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienſcene verwandelt, worin von dem tragiſchen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu ſpüren iſt. Hektor unterhält ſich mit dem Kinde, das auf dem linken Arm der Wärterinn iſt und ſich vor dem Vater zu ſcheuen ſcheint. Die Amme deutet mit einer ſprechenden Bewegung auf den Vater, als ob ſie das Kind mit demſelben bekannt machen wollte. An Hektors rechte Seite ſchmiegt ſich Andromache; er hat ihr den einen Arm liebevoll hingegeben, indem er den andern dem Kinde ſchmeichelnd entgegen ſtreckt. Jede der drei Figuren belebt ein naiver, äußerſt glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln ſpielt um den Mund des Vaters, und Andromache's ſeelenvoller Blick ſchwimmt zwiſchen Heiterkeit und Thränen. Alles akkordirt zu einer ſchönen lieblichen Gruppe, und ſpricht das Gemüth ſchnell und entſcheidend an. Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunſtforderungen nach, weil man einer ſchönen Natur begegnet, und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze mahleriſche Anlage fehlerhaft und außerdem das Bild mit Unſchicklichkeiten überladen findet. Denn der Künſtler ſchien das Heroiſche, das er in die Handlung ſelbſt nicht zu legen wußte, in der Umgebung nachholen zu wollen, und erfüllte deswegen den

Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Million ſpießtragender Trojaner, welche auf dieſe Familiengruppe herabſchauen.

So wie man auf dieſem Bilde das Pathetiſche ganz vermißt, ſo iſt demſelben auf zwei andern, ſonſt ſehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben, und von dem heroiſchen Charakter des Helden zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewiſſes peinliches Gefühl, und man mag nicht gern dabei verweilen. Auf dem einen mißfällt noch beſonders die abgewandte Stellung des Hektors und der Ausdruck hülfloſen Schmerzens in ſeiner Gebärde. Dem andern (No. 19) ſcheint eine gewiſſe kranke Bläſſe zu ſchaden, welche dadurch entſteht, daß die Zeichnung zum Theil kolorirt iſt und auf einen Farben-Effekt Anſpruch macht, aber gerade da, wo die energiſche Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden iſt.

Mehrere und zwar die geſchickteſten Meiſter laſſen ihren Helden ſich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Dieſe Handlung iſt ſchicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und ſelbſt im Affekt beruhigten Ausdruck, und die Handlung erhält dadurch einen feierlichen Charakter. Das Kind auf den Armen des Vaters, beſonders wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwei vorzüglichſten (No. 25 und 26) Bildern in

dieſer Reihe der Fall iſt, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülfloſen Stadt; beide ſcheint Hektor in die Hand der Götter zu geben.

Es finden ſich zwei nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (No. 20 und 21), wo der Künſtler im Geiſt der alten Bildhauerwerke des Pathetiſchen nicht bedurfte, um bedeutend zu ſeyn. Ernſt und ruhig ſteigt der gewaffnete Hektor die Stufen ſeines Hauſes herab; ſein Körper iſt ſchon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Geſicht kehrt ſich nach der Andromache, die ſich mit leidender Miene an ihn anſchmiegt und ihn nicht laſſen will. Ihr zur Seite ſteht die Wärterinn, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weiſen Bedeutſamkeit der Alten hat uns hier der Künſtler die Situation mehr durch ſymboliſche Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles ſtellt mehr vor, als es iſt; es gilt zwar für ſich ſelbſt und weist doch auf etwas Anderes hin; es iſt nur der ſinnvolle Buchſtabe, in welchem der Geiſt verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauſes, welches von dem Hausvater jetzt verlaſſen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroß rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernſte, doch nicht traurige Herabſteigen des Helden ſteht ihm wohl an; er braucht

nicht die Götter, er ruht auf ſich ſelbſt; die zärtliche Bekümmerniß der Gattinn iſt dem Ganzen gemäß. Nur ſie ſelbſt iſt zu klein und zu dürftig gegen die koloſſaliſche Figur des Helden, und ſtört den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne ſchwächliche Erſcheinung.

Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur, hat ſich das Genie der verſchiedenen Künſtler charakteriſirt. Einige, die zu der Höhe des Gegenſtandes nicht hinauf langen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht, und dieſe iſt dann die gelungenſte Figur des Bildes geworden. Hier in corpore vili konnte der Künſtler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindeſten Nachtheile folgen, obgleich der gute Geſchmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der ſtupiden Gleichgültigkeit an bis zur koketten Leichtfertigkeit iſt ſie auf dieſen Bildern durchgeführt worden. Dieſen letztern Charakter trägt ſie auf einer bunt getuſchten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwei unſchicklich angebrachten Säulen, die das Thor verſperren, bezeichnet haben will. Das Bild iſt auf das Gefälligſte, nach Art eines bunten engliſchen Kupferſtichs, behandelt, die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme aber beſonders geiſtreich gedacht. Nur einen Hektor wußte der Künſtler ſich nicht zu denken, und ſich überhaupt nicht zu der Höhe ſeines Gegenſtandes zu erheben.

Dagegen iſt auf den zwei vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hektor ſeinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (No. 23) ſteht ſie in einer ſehr geiſtreich gedachten Stellung abgewendet, und es iſt dem Künſtler gelungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, deſto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (No. 26), deſſen ich nachher noch umſtändlicher gedenken werde, hat ihr der Künſtler eine noch größere, wenn nicht zu große, Bedeutung gegeben.

Bei dieſer Abſchiedsſcene Hektors war das Lokale keineswegs unwichtig, und die Handlung konnte nur vermittelſt deſſelben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn ſich der Künſtler nicht der Freiheit der Symbole bediente, ſo mußte er die Scene unter oder an das trojaniſche Thor verlegen, und je ſprechender er die Umgebung machte, deſto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es iſt daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt iſt. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten ſo gemäß iſt; obgleich das andere Extrem, wo der Künſtler einen opernmäßigen Hofſtaat um ſeine Perſonen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Urſache, ſich über den Fleiß, über

die Kunſtfertigkeit, über das Sentiment, über den Geiſt und Geſchmack zu erfreuen, die bei dieſen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erſcheinung gekommen ſind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bei welcher die Kunſt anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch ſie ſich frei und ſelbſtſtändig erklärt, und zu der geiſtreichen vollendenden Anmuth, wodurch ſie ſich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet, ſind Proben gegeben worden. Mehrere dieſer Bilder ſind wahrhaft ſchön gedachte Ganze; andre empfehlen ſich durch irgend eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Abſicht auf gewiſſe Theile der mahleriſchen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, ſo wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (No. 26) der braunen Zeichnung, wie das Publikum ſie nannte, ehe man den Namen des Künſtlers, Hrn. Nahls, erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerſt angezogen hat.

Hektor hebt den Aſtyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine ſchöne Geſtalt im Geiſt der Antiken gezeichnet, lehnt ſich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte ſcheint ſie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzes entſtellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hektors in weiterm Abſtand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geſchieden, kniet die Wärterinn, das heitre

Gebet

Gebet des Helden mit einem ſchmerzvollen Flehen aus tiefer geängſteter Bruſt begleitend. Auf ſie, als die niedrigere Natur, hat der weiſe Künſtler die ganze Schale der Leidenſchaft ausgegoſſen, die er für dieſe Scene bereit hielt; aber in ihrem Affekt iſt nichts Unwürdiges, es iſt nur das Heftige der Inbrunſt, was ihn bezeichnet. Die Handlung geſchieht unter dem Thor, deſſen edle Architektur würdig zum Ganzen ſtimmt. Hinter der Amme öffnet ſich daſſelbe in einem ſchönen freien Bogen; man ſieht den Wagen Hektors, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger iſt näher getreten und ſetzt die Hauptſcene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dieß iſt der poetiſche Gedanke des Bildes; aber der edle Styl, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man fühlt ſich thätig, klar und entſchieden; die ſchönſte Wirkung, die die plaſtiſche Kunſt bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantaſie belebt, der Geiſt aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verſtand beſchäftigt und befriedigt.

Ueber Bürgers Gedichte.

Die Gleichgültigkeit, mit der unſer philoſophirendes Zeitalter auf die Spiele der Muſen herabzuſehen anfängt, ſcheint keine Gattung der Poeſie empfindlicher zu treffen als die lyriſche. Der dramatiſchen Dichtkunſt dient doch wenigſtens die Einrichtung des geſellſchaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, ſich dem Weltton mehr anzuſchmiegen und den Geiſt der Zeit in ſich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Geſellſchaftsgeſänge, die Muſikliebhaberei unſrer Damen ſind nur ein ſchwacher Damm gegen den Verfall der lyriſchen Dichtkunſt. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein ſehr niederſchlagender Gedanke, wenn dieſe jugendlichen Blüthen des Geiſtes in der Fruchtzeit abſterben, wenn die reifere Kultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuß erkauft werden ſollte. Vielmehr ließe ſich auch in unſern ſo unpoetiſchen Tagen, wie für die Dichtkunſt überhaupt, alſo auch für die lyriſche,

eine ſehr würdige Beſtimmung entdecken; es ließe ſich vielleicht darthun, daß, wenn ſie von einer Seite höhern Geiſtesbeſchäftigungen nachſtehen muß, ſie von einer andern nur deſto nothwendiger geworden iſt. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirkſamkeit unſrer Geiſteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wiſſens und die Abſonderung der Berufsgeſchäfte nothwendig macht, iſt es die Dichtkunſt beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfſinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmoniſchem Bunde beſchäftigt, welche gleichſam den ganzen Menſchen in uns wieder herſtellt. Sie allein kann das Schickſal abwenden, das traurigſte, das dem philoſophirenden Verſtande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forſchens den Preis ſeiner Anſtrengungen zu verlieren, und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu ſterben. Aus noch ſo divergirenden Bahnen würde ſich der Geiſt bei der Dichtkunſt wieder zurecht finden, und in ihrem verjüngenden Licht der Erſtarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unſterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß ſie ſelbſt mit dem Zeitalter fortſchritte, dem ſie dieſen wichtigen Dienſt leiſten ſoll; daß ſie ſich alle Vorzüge und Erwerbungen deſſelben zu eigen machte. Was Erfah-

rung und Vernunft an Schätzen für die Menſchheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth ſich kleiden in ihrer ſchöpferiſchen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte ſie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel ſammeln, und mit idealiſirender Kunſt, aus dem Jahrhundert ſelbſt, ein Muſter für das Jahrhundert erſchaffen. Dieß aber ſetzte voraus, daß ſie ſelbſt in keine andern als reife und gebildete Hände fiele. So lange dieß nicht iſt, ſo lange zwiſchen dem ſittlich ausgebildeten vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein andrer Unterſchied ſtattfindet, als daß letzterer zu den Vorzügen des erſtern das Talent der Dichtung noch als Zugabe beſitzt; ſo lange dürfte die Dichtkunſt ihren veredelten Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortſchritt wiſſenſchaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geiſt und Herz bei einem unreifen Jüngling ſuchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geiſtesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verſcheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer ſein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben ſeyn ſoll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf Einer Stufe mit ihm ſtehe, weil er auch in Stunden des Genuſſes nicht unter ſich ſinken will. Es iſt alſo nicht genug, Empfindung mit

erhöhten Farben zu ſchildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeiſterung allein iſt nicht genug; man fordert die Begeiſterung eines gebildeten Geiſtes. Alles, was der Dichter uns geben kann, iſt ſeine Individualität. Dieſe muß es alſo werth ſeyn, vor Welt und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur reinſten herrlichſten Menſchheit hinaufzuläutern, iſt ſein erſtes und wichtigſtes Geſchäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchſte Werth ſeines Gedichtes kann kein anderer ſeyn, als daß es der reine vollendete Abdruck einer intereſſanten Gemüthslage, eines intereſſanten vollendeten Geiſtes iſt. Nur ein ſolcher Geiſt ſoll ſich uns in Kunſtwerken ausprägen; er wird uns in ſeiner kleinſten Aeußerung kenntlich ſeyn, und umſonſt wird, der es nicht iſt, dieſen weſentlichen Mangel durch Kunſt zu verſtecken ſuchen. Vom Aeſthetiſchen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es hier der moraliſch vortreffliche Charakter eines Menſchen allein iſt, der einer ſeiner einzelnen Handlungen den Stempel moraliſcher Güte aufdrücken kann, ſo iſt es dort nur der reife, der vollkommene Geiſt, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch ſo großes Talent kann dem einzelnen Kunſtwerk verleihen, was dem Schöpfer deſſelben gebricht, und Mängel, die aus dieſer Quelle entſpringen, kann ſelbſt die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen ſeyn, wenn uns aufgelegt würde, dieſen Maßſtab in der Hand, den gegenwärtigen Muſenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, däucht uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Theil unſrer, nicht ungeprieſenen, lyriſchen Dichter auf den beſſern des Publikums wirkt; auch trifft es ſich zuweilen, daß uns Einer oder der Andre, wenn wir es auch ſeinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit ſeinen Bekenntniſſen überraſcht oder uns Proben von ſeinen Sitten liefert. Jetzt ſchränken wir uns darauf ein, von dem bisher Geſagten die Anwendung auf Hrn. Bürger zu machen.

Aber darf wohl dieſem Maßſtab auch ein Dichter unterworfen werden, der ſich ausdrücklich als „Volksſänger" ankündigt, und Popularität (S. Vorrede z. 1. Theil S. 15. u. f.) zu ſeinem höchſten Geſetz macht? Wir ſind weit entfernt, Hrn. B. mit dem ſchwankenden Worte „Volk" chikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verſtändigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer ſeinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unſern Tagen vergeblich geſucht werden. Unſre Welt iſt die Homer'ſche nicht mehr, wo alle Glieder der Geſellſchaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieſelbe Stufe einnahmen, ſich alſo leicht in derſelben Schilderung erkennen, in denſelben Gefühlen begegnen konnten.

Jetzt iſt zwiſchen der Auswahl einer Nation und der Maſſe derſelben ein ſehr großer Abſtand ſichtbar, wovon die Urſache zum Theil ſchon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und ſittliche Veredlung ein zuſammenhängendes Ganzes ausmachen, mit deſſen Bruchſtücken nichts gewonnen wird. Außer dieſem Kulturunterſchied iſt es noch die Konvenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander ſo äußerſt unähnlich macht. Es würde daher umſonſt ſeyn, willkürlich in einen Begriff zuſammen zu werfen, was längſt ſchon keine Einheit mehr iſt. Ein Volksdichter für unſre Zeiten hätte alſo blos zwiſchen dem Allerleichteſten und dem Allerſchwerſten die Wahl; entweder ſich ausſchließend der Faſſungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klaſſe Verzicht zu thun, — oder den ungeheuren Abſtand, der zwiſchen beiden ſich befindet, durch die Größe ſeiner Kunſt aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der erſten Gattung glücklich geweſen ſind, und ſich bei ihrem Publikum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hrn. Bürgers Genie die Kunſt und ſein Talent ſo tief herabgeſetzt haben, um nach einem ſo gemeinen Ziele zu ſtreben. Popularität iſt ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine ſo ſchwere

Aufgabe, daß ihre glückliche Auflöſung der höchſte Triumph des Genie's genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem eckeln Geſchmack des Kenners Genüge zu leiſten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu ſeyn — ohne der Kunſt etwas von ihrer Würde zu vergeben, ſich an den Kinderverſtand des Volks anzuſchmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, iſt dieſe Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, ſie aufzulöſen — glückliche Wahl des Stoffs und höchſte Simplicität in Behandlung deſſelben. Jenen müßte der Dichter ausſchließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menſchen als Menſchen eigen ſind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufſchlüſſe, Fertigkeiten gehören, die man nur in poſitiven und künſtlichen Verhältniſſen erlangt, müßte er ſich ſorgfältig unterſagen, und durch dieſe reine Scheidung deſſen, was im Menſchen blos menſchlich iſt, gleichſam den verlornen Zuſtand der Natur zurückrufen. In ſtillſchweigendem Einverſtändniß mit den Vortrefflichſten ſeiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichſten und bildſamſten Seite faſſen, durch das geübte Schönheitsgefühl den ſittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenſchaftsbedürfniß, das der Alltagspoet ſo geiſtlos und oft ſo ſchädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenſchaft nutzen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorſtrömenden, Sprache ſuchenden Affekt der Liebe, der Freude,

der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geiſtreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, ſich zum Herrn dieſer Affekte machen, und ihren rohen, geſtaltloſen, oft thieriſchen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbſt die erhabenſte Philoſophie des Lebens würde ein ſolcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflöſen, die Reſultate des mühſamſten Forſchens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimniſſe des Denkers in leicht zu entziffernder Bilderſprache dem Kinderſinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß brächte er die gewagteſten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloſer Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philoſoph und Geſetzgeber ſich erkühnen dürfen, ſie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe ſie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten ſie durch ihn ſchon ihre ſtille Macht an den Herzen bewieſen, und ein ungeduldiges, einſtimmiges Verlangen würde ſie endlich von ſelbſt der Vernunft abfordern.

In dieſem Sinne genommen, ſcheint uns der Volksdichter, man meſſe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgeſetzt werden, oder nach ſeinem Wirkungskreis, einen ſehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent iſt es gegeben, mit den Reſultaten des Tiefſinns zu ſpielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er urſprünglich geheftet, aus der er vielleicht entſtanden

war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, ſo viel Kunſt in ſo wenigem Aufwand, in ſo einfacher Hülle ſo viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. ſagt alſo keineswegs zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das „Siegel der Vollkommenheit“ erklärt. Aber, indem er dieß behauptet, ſetzt er ſtillſchweigend ſchon voraus, was Mancher, der ihn liest, bei dieſer Behauptung ganz und gar überſehen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erſte unerläßliche Bedingung iſt, einen von der verſchiednen Faſſungskraft ſeiner Leſer durchaus unabhängigen abſoluten, innern Werth zu beſitzen. „Wenn ein Gedicht,“ ſcheint er ſagen zu wollen, „die Prüfung des ächten Geſchmacks aushält, und mit dieſem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben; dann iſt ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt.“ Dieſer Satz iſt durchaus Eins mit dieſem. Was den Vortrefflichen gefällt, iſt gut; was Allen ohne Unterſchied gefällt, iſt es noch mehr.

Alſo weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk beſtimmt ſind, von den höchſten Forderungen der Kunſt etwas nachgelaſſen werden könnte; ſo iſt vielmehr zu Beſtimmung ihres Werths (der nur in der glücklichen Vereinigung ſo verſchiedner Eigenſchaften beſteht) weſentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Iſt der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden?

Haben ſie, was ſie für die Volksmaſſe an Intereſſe gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müſſen wir geſtehen, daß uns die Bürger'ſchen Gedichte noch ſehr viel zu wünſchen übrig gelaſſen haben, daß wir in dem größten Theil derſelben den milden, ſich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geiſt vermiſſen, der, eingeweiht in die Myſterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend hernieder ſteigt, aber auch in der vertrauteſten Gemeinſchaft mit demſelben nie ſeine himmliſche Abkunft verläugnet. Hr. B. vermiſcht ſich nicht ſelten mit dem Volk, zu dem er ſich nur herablaſſen ſollte, und, anſtatt es ſcherzend und ſpielend zu ſich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, ſich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, iſt leider nicht immer dasjenige, welches er unter dieſem Namen gedacht wiſſen will. Nimmermehr ſind es dieſelben Leſer, für welche er ſeine Nachtfeier der Venus, ſeine Leonore, ſein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingiſche Jubelfeier, Männerkeuſchheit, Vorgefühl der Geſundheit u. a. m. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menſchengeſichter und ähnliche niederſchrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig ſchätzen, ſo beſteht ſein Verdienſt nicht darin, jede Volksklaſſe mit irgend einem, ihr beſonders genießbaren Liede zu verſorgen, ſondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklaſſe genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entſchuldigen, und denen durch eine ſtrengere Auswahl unter ſeinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß ſich dieſe Ungleichheit des Geſchmacks ſehr oft in demſelben Gedichte findet, dürfte eben ſo ſchwer zu verbeſſern, als zu entſchuldigen ſeyn. Rec. muß geſtehen, daß er unter allen Bürger'ſchen Gedichten (die Rede iſt von denen, welche er am reichlichſten ausſteuerte) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Uebereinſtimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geiſtloſe Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedanken entſtellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruk, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am ſeltenſten ihm begegnet) unächter Reim oder harter Vers, was die harmoniſche Wirkung des Ganzen ſtörte; ſo war uns dieſe Störung bei ſo vollem Genuß um ſo widriger, weil ſie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geiſt, der ſich in dieſen Gedichten darſtellte, kein gereifter, kein vollendeter Geiſt ſey; daß ſeinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil ſie — ihm ſelbſt fehlte.

Eine nothwendige Operation des Dichters iſt Idealiſirung ſeines Gegenſtandes, ohne welche er aufhört, ſeinen Namen zu verdienen. Ihm kommt

es zu, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes (mag dieſer nun Geſtalt, Empfindung oder Handlung ſeyn, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien, die in mehrern Gegenſtänden zerſtreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammeln, einzelne, das Ebenmaß ſtörende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf dieſe Art im Einzelnen bildet, ſind gleichſam nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieſes innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, deſto mehr werden auch jene einzelnen ſich der höchſten Vollkommenheit nähern. Dieſe Idealiſirkunſt vermiſſen wir zu ſehr bei Hrn. Bürger. Außerdem, daß uns ſeine Muſe überhaupt einen zu ſinnlichen, oft gemeinſinnlichen Charakter zu tragen ſcheint, daß ihm ſelten Liebe etwas Anderes als Genuß oder ſinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Geſundheit, Glückſeligkeit nur Wohlleben iſt, möchten wir die Gemählde, die er uns aufſtellt, mehr einen Zuſammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Moſaik, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit mahlen, ſo ſucht er zu jedem einzelnen Reiz ſeiner Geliebten ein demſelben korreſpondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erſchafft er ſich ſeine Göttinn. Man ſehe

1. Th. S. 124. Das Mädel, das ich meine, das hohe Lied und mehrere andre. Will er ſie überhaupt als Muſter von Vollkommenheit uns darſtellen, ſo werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schaar Göttinnen zuſammengeborgt. S. 86 die beiden Liebenden:

Im Denken iſt ſie Pallas ganz,
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpſichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet ſie im Sange,
Ihr weicht Aglaja, wenn ſie lacht,
Melpomene bei ſanfter Klage,
Die Wolluſt iſt ſie in der Nacht,
Die holde Sittſamkeit bei Tage.

Wir führen dieſe Strophe nicht an, als glaubten wir, daß ſie das Gedicht, worin ſie vorkommt, eben verunſtalte, ſondern weil ſie uns das paſſendſte Beiſpiel zu ſeyn ſcheint, wie ungefähr Hr. B. idealiſirt. Es kann nicht fehlen, daß dieſer üppige Farbenwechſel auf den erſten Anblick hinreißt und blendet, Leſer beſonders, die nur für das Sinnliche empfänglich ſind, und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig ſagen Gemählde dieſer Art dem verfeinerten Kunſtſinn, den nie der Reichthum, ſondern die weiſe Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Miſchung befriedigt! Wir wollen nicht unterſuchen, wie viel oder wenig Kunſt erfordert wird, in dieſer Manier zu erfinden;

aber wir entdecken bei dieſer Gelegenheit an uns ſelbſt, wie wenig dergleichen Kraftſtücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geſchmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht ſehr angenehm überraſchen, als wir in dieſer Gedichtſammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, ſowohl ganze Gedichte, als einzelne Stellen und Ausdrücke wieder fanden (das Klinglingling, Hopp Hopp Hopp, Huhu, Saſa, Trallyrum larum, u. dgl. m. nicht zu vergeſſen), welche nur die poetiſche Kindheit ihres Verfaſſers entſchuldigen, und der zweideutige Beifall des großen Haufens ſo lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft ſeines Pinſels, durch das Gewicht ſeines Beiſpiels in Schutz nimmt, wie ſoll ſich der unmännliche, kindiſche Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unſere lyriſche Dichtkunſt einführte? Aus eben dieſem Grunde kann Rec. das ſonſt ſo lieblich geſungene Gedicht: „Blümchen Wunderhold" nur mit Einſchränkung loben. Wie ſehr ſich auch Hr. B. in dieſer Erfindung gefallen haben mag, ſo iſt ein Zauberblümchen an der Bruſt kein ganz würdiges, und eben auch nicht ſehr geiſtreiches Symbol der Beſcheidenheit; es iſt, frei herausgeſagt, Tändelei. Wenn es von dieſem Blümchen heißt:

Du theilſt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit.
Und wandelſt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

ſo geſchieht der Beſcheidenheit zu viel Ehre. Der unſchickliche Ausdruck: die Naſe ſchnaubt nach Aether, und ein unächter Reim; blähn und ſchön, verunſtalten den leichten und ſchönen Gang dieſes Liedes.

Am meiſten vermißt man die Idealiſirkunſt bei Hrn. B., wenn er Empfindungen ſchildert; dieſer Vorwurf trifft beſonders die neuern Gedichte, großentheils an Molly gerichtet, womit er dieſe Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich ſchön in den meiſten Diktion und Versbau iſt, ſo poetiſch ſie geſungen ſind, ſo unpoetiſch ſcheinen ſie uns empfunden. Was Leſſing irgendwo dem Tragödiendichter zum Geſetz macht, keine Seltenheiten, keine ſtreng individuellen Charaktere und Situationen darzuſtellen, gilt noch weit mehr von dem Lyriſchen. Dieſer darf eine gewiſſe Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er ſchildert, um ſo weniger verlaſſen, je weniger Raum ihm gegeben iſt, ſich über das Eigenthümliche der Umſtände, wodurch ſie veranlaßt ſind, zu verbreiten. Die neuen Bürger'ſchen Gedichte ſind großentheils Produkte einer ſolchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder ſo ſtreng individuell, noch ſo ſehr Ausnahme iſt, als ein Heavtontimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leſer weder vollſtändig noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß das Unideale, welches davon unzertrennlich iſt, den Genuß nicht ſtörte. Indeſſen würde dieſer Umſtand

den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, blos eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen weſentlich ſchadet. Sie ſind nämlich nicht blos Gemählde dieſer eigenthümlichen (und ſehr undichteriſchen) Seelenlage, ſondern ſie ſind offenbar auch Geburten derſelben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters ſind nicht blos der Gegenſtand, den er beſingt; ſie ſind leider oft auch der Apoll, der ihn begeiſtert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit ſind ſehr eigenſinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenſchaft, die ſie ſelbſt einflößten; ſie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer, als das Feuer einer reinen, uneigennützigen Begeiſterung. Ein erzürnter Schauſpieler wird uns ſchwerlich ein edler Repräſentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme ſich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu beſingen. So, wie der Dichter ſelbſt blos leidender Theil iſt, muß ſeine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealiſchen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabſinken. Aus der ſanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann deſto beſſer für ihn, jemehr er an ſich erfahren hat, was er beſingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrſchaft des Affekts, den er uns ſchön verſinnlichen ſoll. Selbſt in Gedichten, von denen man zu ſagen pflegt, daß die Liebe, die Freundſchaft u. ſ. w. ſelbſt dem Dichter den Pinſel dabei geführt habe, hatte er

damit anfangen müſſen, ſich ſelbſt fremd zu werden, den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung von ſeiner Individualität los zu wickeln, ſeine Leidenſchaft aus einer mildernden Ferne anzuſchauen. Das Idealſchöne wird ſchlechterdings nur durch eine Freiheit des Geiſtes, durch eine Selbſtthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenſchaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hrn. B. charakteriſirt eine gewiſſe Bitterkeit, eine faſt kränkelnde Schwermuth. Das hervorragendſte Stück in dieſer Sammlung: „Das hohe Lied von der Einzigen,“ verliert dadurch beſonders viel von ſeinem übrigen unerreichbaren Werthe. Andre Kunſtrichter haben ſich bereits ausführlicher über dieſes ſchöne Produkt der Bürger'ſchen Muſe herausgelaſſen, und mit Vergnügen ſtimmen wir in einen großen Theil des Lobes mit ein, das ſie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer ſeiner Empfindung, ſeinem Reichthum an Bildern, der Kraft ſeiner Sprache, der Harmonie ſeines Verſes ſo viele Verſündigungen gegen den guten Geſchmack zu vergeben; wie es möglich war, zu überſehen, daß ſich die Begeiſterung des Dichters nicht ſelten in die Gränzen des Wahnſinns verliert, daß ſein Feuer oft Furie wird, daß eben deswegen die Gemüthsſtimmung, mit der man dieß Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmoniſche Stimmung iſt, in welche wir uns von dem Dichter verſetzt ſehen wollen. Wir

begreifen, wie Hr. B., hingeriſſen von dem Affekt, der dieſes Lied ihm diktirte, beſtochen von der nahen Beziehung dieſes Lieds auf ſeine eigne Lage, die er in demſelben, wie in einem Heiligthum, niederlegte, am Schluſſe dieſes Lieds ſich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an ſich trage; — aber eben deswegen möchten wir es, ſeiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein ſehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, — ein Gedicht nämlich, deſſen Entſtehung und Beſtimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealiſche Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geſchmack befriedigt.

Eben dieſer große und nahe Antheil, den das eigene Selbſt des Dichters an dieſem und noch einigen andern Liedern dieſer Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in dieſen Liedern ſo übertrieben oft an ihn ſelbſt, den Verfaſſer, erinnert werden. Rec. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das sublimi feriam sidera vertice des Horaz mit ſolchem Mißbrauch im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deswegen nicht im Verdacht haben, daß ihm bei ſolchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Buſen gefallen ſey; es leuchtet ein, daß man nur im Scherz ſo viel Selbſtlob an ſich verſchwenden kann. Aber angenommen, daß an ſolchen ſcherzhaften Aeußerungen nur der zehnte Theil ſein Ernſt ſey, ſo macht ja ein zehnter Theil, der zehnmal wieder kommt, einen

ganzen und bittern Ernſt. Eigenruhm kann ſelbſt einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingeriſſene Leſer dem Dichter, den er ſo gern — nur bewundern möchte.

Dieſe allgemeinen Winke, den Geiſt des Dichters betreffend, ſcheinen uns Alles zu ſeyn, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung werth ſind, in einer Zeitung geſagt werden konnte. Das längſt entſchiedene einſtimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von ſeinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutſcher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird. Bei ſeinen Sonnetten, Muſtern ihrer Art, die ſich auf den Lippen des Deklamateurs in Geſang verwandeln, wünſchen wir mit ihm, daß ſie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und ſeinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leyer des pythiſchen Gottes ſpielen kann. Gern hätten wir alle blos witzigen Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieſer Sammlung entbehrt, ſo wie wir überhaupt Hrn. B. die leichte ſcherzende Gattung möchten verlaſſen ſehen, die ſeiner ſtarken nervigen Manier nicht zuſagt. Man vergleiche z. B., um ſich davon zu überzeugen, das Zechlied I. Th. S. 142 mit einem Anakreontiſchen oder Horaziſchen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich aufs Gewiſſen fragte, welchen von Hrn. B. Gedichten, den ernſthaften oder den ſatyriſchen, den ganz lyriſchen oder

lyriſcherzählenden, der Vorrang gebühre, ſo würde unſer Ausſpruch für die ernſthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es iſt nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetiſcher Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verſes gewonnen hat; aber ſeine Manier hat ſich weder veredelt, noch ſein Geſchmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen ſich unendlich viel Schönes ſagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewieſen haben; ſo iſt dieß, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hrn. B. Talent und Ruhm ſchuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den ſo viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es ſich der Mühe, die Partei der Kunſt zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie iſt im Stande, den Freund des Schönen an die höchſten Forderungen der Kunſt zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt, oder ganz zu vergeſſen in Gefahr iſt. Gern geſtehen wir, daß wir das ganze Heer von unſern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hrn. B. um den lyriſchen Lorbeerkranz ringen, gerade ſo tief unter ihm erblicken, als er, unſrer Meinung nach, ſelbſt unter dem höchſten Schönen geblieben iſt. Auch empfinden wir ſehr gut, daß Vieles von dem, was wir an ſeinen Produkten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußrer Umſtände kommt, die ſeine genialiſche Kraft in ihrer ſchönſten Wirkung beſchränkten,

und von denen ſeine Gedichte ſelbſt ſo rührende Winke geben. Nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigſten das Gemüth des Dichters belaſten, der ſich von der Gegenwart loswickeln, und frei und kühn in die Welt der Ideale emporſchweben ſoll. Wenn es auch noch ſo ſehr in ſeinem Buſen ſtürmt, ſo müſſe Sonnenklarheit ſeine Stirn umfließen.

Wenn indeſſen irgend einer von unſern Dichtern es werth iſt, ſich ſelbſt zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leiſten, ſo iſt es Hr. Bürger. Dieſe Fülle poetiſcher Mahlerei, dieſe glühende energiſche Herzensſprache, dieſer bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poeſieſtrom, der ſeine Produkte ſo hervorragend unterſcheidet, endlich dieſes biedre Herz, das, man möchte ſagen, aus jeder Zeile ſpricht, iſt es werth, ſich mit immer gleicher äſthetiſcher und ſittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und ſtiller Größe zu gatten, und ſo die höchſte Krone der Klaſſicität zu erringen.

Das Publikum hat eine ſchöne Gelegenheit, um die vaterländiſche Kunſt ſich dieſes Verdienſt zu erwerben. Hr. B. beſorgt, wie wir hören, eine neue verſchönerte Ausgabe ſeiner Gedichte, und von dem Maße der Unterſtützung, die ihm von den Freunden

ſeiner Muſe widerfahren wird, hängt es ab, ob ſie zugleich eine verbeſſerte, ob ſie eine vollendete ſeyn ſoll.

(*) So urtheilte der Verfaſſer vor eilf Jahren über Bürgers Dichter-Verdienſt; er kann auch noch jetzt ſeine Meinung nicht ändern, aber er würde ſie mit bündigern Beweiſen unterſtützen, denn ſein Gefühl war richtiger, als ſein Raiſonnement. Die Leidenſchaft der Parteien hat ſich in dieſen Streit gemiſcht, aber wenn alles perſönliche Intereſſe ſchweigt, wird man der Intention des Recenſenten Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

(*) *Anmerkung des Herausgebers.* Dieſer Schluß wurde hinzugefügt, als der Verfaſſer im Jahr 1802 obige Recenſion der Sammlung *ſeiner kleinen proſaiſchen* Schriften einrückte.

Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795.

(Tübingen bei Cotta.)

Seit den Hirſchfeld'ſchen Schriften über die Gartenkunſt iſt die Liebhaberei für ſchöne Kunſtgärten in Deutſchland immer allgemeiner geworden, aber nicht ſehr zum Vortheil des guten Geſchmacks, weil es an feſten Principien fehlte und Alles der Willkür überlaſſen blieb. Den irregeleiteten Geſchmack in dieſer Kunſt zu berichtigen, werden in dieſem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunſtfreunde näher geprüft, und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es iſt gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob ſie denn auch wohl möglich ſey? endigt. Dieß ſcheint beſonders auch mit den ſo allgemein beliebten äſthetiſchen Gärten der Fall zu ſeyn. Dieſe Geburten des nördlichen Geſchmacks ſind von einer ſo zweideutigen Abkunft, und haben bis jetzt

einen ſo unſichern Charakter gezeigt, daß es dem ächten Kunſtfreunde zu verzeihen iſt, wenn er ſie kaum einer flüchtigen Aufmerkſamkeit würdigte, und dem Dilettantism zum Spiele dahin gab. Ungewiß, zu welcher Klaſſe der ſchönen Künſte ſie ſich eigentlich ſchlagen ſollte, ſchloß ſich die Gartenkunſt lange Zeit an die Baukunſt an, und beugte die lebendige Vegetation unter das ſteife Joch mathematiſcher Formen, wodurch der Architekt die lebloſe ſchwere Maſſe beherrſcht. Der Baum mußte ſeine höhere organiſche Natur verbergen, damit die Kunſt an ſeiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweiſen konnte. Er mußte ſein ſchönes ſelbſtſtändiges Leben für ein geiſtloſes Ebenmaß, und ſeinen leichten ſchwebenden Wuchs für einen Anſchein von Feſtigkeit hingeben, wie das Auge ſie von ſteinernen Mauern verlangt. Von dieſem ſeltſamen Irrweg kam die Gartenkunſt in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um ſich auf dem entgegengeſetzten zu verlieren. Aus der ſtrengen Zucht des Architekts flüchtete ſie ſich in die Freiheit des Poeten, vertauſchte plötzlich die härteſte Knechtſchaft mit der regelloſeſten Licenz, und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Geſetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die ſich ſelbſt überlaſſene Phantaſie ihre Bilder wechſelt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Dekoration zur andern hinüberſpringen, und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirk, die ganze Man=

nigfaltigkeit ihrer Erſcheinungen, wie auf einer Muſterkarte vorlegen. So wie ſie in den franzöſiſchen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewiſſe architektoniſche Uebereinſtimmung und Größe entſchädigt wurde; ſo ſinkt ſie nun, in unſern ſogenannten engliſchen Gärten, zu einer kindiſchen Kleinheit herab, und hat ſich durch ein übertriebenes Beſtreben nach Ungezwungenheit und Mannigfaltigkeit von aller ſchönen Einfalt entfernt, und aller Regel entzogen. In dieſem Zuſtande iſt ſie größtentheils noch, nicht wenig begünſtigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Beſtimmtheit der Formen flieht, und es unendlich bequemer findet, die Gegenſtände nach ſeinen Einfällen zu modeln, als ſich nach ihnen zu richten.

Da es ſo ſchwer hält, der äſthetiſchen Gartenkunſt ihren Platz unter den ſchönen Künſten anzuweiſen, ſo könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, daß ſie hier gar nicht unterzubringen ſey. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Verſuche in derſelben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu laſſen. Jene beiden entgegengeſetzten Formen, unter denen ſie bis jetzt bei uns aufgetreten iſt, enthalten etwas Wahres, und entſprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß. Was erſtlich den architektoniſchen Geſchmack betrifft, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Gartenkunſt unter Einer Kategorie mit der Baukunſt ſteht, obgleich man ſehr übel gethan hat, die Verhältniſſe der letz-

tern auf ſie anwenden zu wollen. Beide Künſte entſprechen in ihrem erſten Urſprunge einem phyſiſchen Bedürfniß, welches zunächſt ihre Formen beſtimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieſer Formen drang, und zugleich mit dem Verſtande der Geſchmack ſeine Forderungen machte. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet ſind beide Künſte nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachläßlichen phyſiſchen Zweck jederzeit bedingt und eingeſchränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß ſie die Natur durch Natur, nicht durch ein künſtliches Medium, nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen, ſondern neue Objekte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man ſich nicht ſehr ſtreng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja ſich wenig daraus machte, wenn nur der Verſtand durch Ordnung und Uebereinſtimmung und das Auge durch Majeſtät oder Anmuth befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln, und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte ſich um ſo eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunſt, wie in der Baukunſt, durch eben dieſe Aufopferung der Naturfreiheit ſehr oft der phyſiſche Zweck befördert wird. Es iſt alſo den Urhebern des architektoniſchen Geſchmacks in der Gartenkunſt einigermaßen zu verzeihen, wenn ſie ſich von der Verwandtſchaft, die in mehreren Stücken zwiſchen dieſen beiden Künſten herrſcht, verführen

ließen, ihre ganz verſchiedenen Charaktere zu verwechſeln, und in der Wahl zwiſchen Ordnung und Freiheit die erſtere auf Koſten der andern zu begünſtigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetiſche Gartengeſchmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerkſamen Beobachter ſeiner ſelbſt konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landſchaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorſtellung unzertrennlich iſt, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künſtlers, ſind. Sobald alſo der Gartengeſchmack dieſe Art des Genuſſes bezweckte, ſo mußte er darauf bedacht ſeyn, aus ſeinen Anlagen alle Spuren eines künſtlichen Urſprungs zu entfernen. Er machte ſich alſo die Freiheit, ſo wie ſein architektoniſcher Vorgänger die Regelmäßigkeit, zum oberſten Geſetz; bei ihm mußte die Natur, bei dieſem die Menſchenhand ſiegen. Aber der Zweck, nach dem er ſtrebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche ſeine Kunſt ihn beſchränkte; und er ſcheiterte, weil er aus ſeinen Grenzen trat, und die Gartenkunſt in die Mahlerei hinüber führte. Er vergaß, daß der verjüngte Maßſtab, der der letztern zu Statten kommt, auf eine Kunſt nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch ſich ſelbſt repräſentirt, und nur inſofern rühren kann, als man ſie abſolut mit Natur verwechſelt. Kein Wunder alſo, wenn er über dem Ringen nach Mannigfaltigkeit ins Tändelhafte,

und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — ins Willkürliche verfiel. Das Ideal, nach dem er ſtrebte, enthält an ſich ſelbſt keinen Widerſpruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichſte Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll alſo die Gartenkunſt endlich von ihren Ausſchweifungen zurückkommen, und wie ihre andern Schweſtern zwiſchen beſtimmten und bleibenden Grenzen ruhen, ſo muß man ſich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will: eine Frage, woran man, in Deutſchland wenigſtens, noch nicht genug gedacht zu haben ſcheint. Es wird ſich alsdann wahrſcheinlicherweiſe ein ganz guter Mittelweg zwiſchen der Steifigkeit des franzöſiſchen Gartengeſchmacks und der geſetzloſen Freiheit des ſogenannten engliſchen finden; es wird ſich zeigen, daß ſich dieſe Kunſt zwar nicht zu ſo hohen Sphären verſteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergeſſen, und daß es zwar abgeſchmackt und widerſinnig iſt, in eine Gartenmauer die Welt einſchließen zu wollen, aber ſehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirths entſpricht, ſowohl für das Auge als für das Herz und den Verſtand, zu einem charakteriſtiſchen Ganzen zu machen.

Dieß iſt es, worauf der geiſtreiche Verfaſſer der

fragmentariſchen Beiträge zur Ausbildung des deutſchen Gartengeſchmacks in dieſem Kalender vorzüglich hinweist, und unter Allem, was über dieſen Gegenſtand je mag geſchrieben worden ſeyn, iſt uns nichts bekannt, was für einen geſunden Geſchmack ſo befriedigend wäre. Zwar ſind ſeine Ideen nur als Bruchſtücke hingeworfen, aber dieſe Nachläſſigkeit in der Form erſtreckt ſich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verſtande und einem zarten Kunſtgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunſt bisher eingeſchlagen, und die verſchiednen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdigt hat, bemüht er ſich, dieſe Kunſt in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenuſſes ſetzt, „den der Umgang mit der ſchönen landſchaftlichen „Natur uns verſchaffen kann.“ Er unterſcheidet ſehr richtig die Gartenlandſchaft (den eigentlichen engliſchen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit erſcheinen, und alle Kunſt ſcheinbar verſchlungen haben muß, von dem Garten, wo die Kunſt, als ſolche, ſichtbar werden darf. Ohne der erſtern ihren äſthetiſchen Vorzug ſtreitig zu machen, begnügt er ſich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft, und nur durch außerordentliche Kräfte zu beſiegen ſind. Den eigentlichen Garten theilt er in den großen, den kleinen

und mittlern, und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren ſich bei einer jeden dieſer drei Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie ſo vieler deutſchen Gartenbeſitzer, gegen die Brücken ohne Waſſer, gegen die Einſiedeleien an der Landſtraße u. ſ. f., und zeigt, zu welchen Armſeligkeiten Nachahmungsſucht und mißverſtandene Grundſätze von Varietät und Zwangfreiheit führen. Aber indem er die Grenzen der Gartenkunſt verengt, lehrt er ſie innerhalb derſelben deſto wirkſamer ſeyn, und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem beſtimmten und intereſſanten Charakter ſtreben. So hält er es keineswegs für unmöglich, ſymboliſche und gleichſam pathetiſche Gärten anzulegen, die eben ſo gut als muſikaliſche oder poetiſche Kompoſitionen fähig ſeyn müßten, einen beſtimmten Empfindungszuſtand auszudrücken und zu erzeugen.

Außer dieſen äſthetiſchen Bemerkungen iſt von demſelben Vf. in dieſem Kalender eine Beſchreibung der großen Gartenanlagen zu Hohenheim angefangen, davon uns derſelbe im nächſten Jahre die Fortſetzung verſpricht. Jedem, der dieſe mit Recht berühmte Anlage entweder ſelbſt geſehen, oder auch nur von Hörenſagen kennt, muß es angenehm ſeyn, dieſelbe in Geſellſchaft eines ſo feinen Kunſtkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrſcheinlich nicht weniger als den Recenſenten überraſchen, in einer Kompoſition, die man ſo ſehr geneigt war, für das

Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrſchen zu ſehen, die, es ſey nun dem Urheber oder dem Beſchreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehrſten Reiſenden, denen die Gunſt widerfahren iſt, die Anlage zu Hohenheim zu beſichtigen, haben darin, nicht ohne große Befremdung, römiſche Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dgl. mit Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit ſchwarzen Gefängnißmauern abwechſeln geſehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die ſich erlauben durfte, ſo disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorſtellung, daß wir eine ländliche Kolonie vor uns haben, die ſich unter den Ruinen einer römiſchen Stadt niederließ, hebt auf Einmal dieſen Widerſpruch, und bringt eine geiſtvolle Einheit in dieſe barocke Kompoſition. Ländliche Simplicität und verſunkene ſtädtiſche Herrlichkeit, die zwei äußerſten Zuſtände der Geſellſchaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernſte Gefühl der Vergänglichkeit verliert ſich wunderbar ſchön in dem Gefühl des ſiegenden Lebens. Dieſe glückliche Miſchung gießt durch die ganze Landſchaft einen tiefen elegiſchen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwiſchen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß ſchwankend erhält, und noch lange nachhallt, wenn ſchon Alles verſchwunden iſt.

Der Vf. nimmt an, daß nur derjenige über den ganzen Werth dieſer Anlage richten könne, der ſie im vollen Sommer geſehen; wir möchten noch hinzu-

zuſetzen, daß nur derjenige ihre Schönheit vollſtändig fühlen könne, der ſich auf einem beſtimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürſtliche Schloß zu ihr geführt worden ſeyn. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim iſt gewiſſermaßen eine verſinnlichte Geſchichte der Gartenkunſt, die dem aufmerkſamen Betrachter intereſſante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthſchaftlichen Gärten, an denen ſich die Landſtraße hinzieht, zeigt ſich demſelben der erſte phyſiſche Anfang der Gartenkunſt, entblößt von aller äſthetiſchen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die franzöſiſche Gartenkunſt mit ſtolzer Gravität unter den langen und ſchroffen Pappelwänden, welche die freie Landſchaft mit Hohenheim in Verbindung ſetzen, und durch ihre kunſtmäßige Geſtalt ſchon Erwartung erregen. Dieſer feierliche Eindruck ſteigt bis zu einer faſt peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schloſſes durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig ſeines Gleichen hat, und auf eine gewiß ſeltene Art Geſchmack mit Verſchwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunſtreiche Architektur der Zimmer und des Ameublements wird das Bedürfniß nach — Simplicität bis zu dem höchſten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reiſenden auf Einmal in dem ſogenannten engliſchen Dorfe empfängt,

der feierliche Triumph bereitet. Indeß machen die Denkmåler verſunkener Pracht, an deren trauernde Wånde der Pflanzer ſeine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude ſehen wir uns in dieſen zerfallenden Ruinen an der Kunſt gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißgebrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieſer engliſchen Anlage finden, iſt diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es iſt eine mit Geiſt beſeelte und durch Kunſt exaltirte Natur, die nun nicht blos den einfachen, ſondern ſelbſt den durch Kultur verwöhnten Menſchen befriedigt, und, indem ſie den Erſtern zum Denken reizt, den Letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine ſolche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, ſo gebührt dem Stifter dieſer Anlagen immer Dank genug, daß er nichts gethan hat, um ſie Lügen zu ſtrafen; und man müßte ſehr ungenügſam ſeyn, wenn man in åſthetiſchen Dingen nicht eben ſo geneigt wåre, die That für den Willen, als in moraliſchen den Willen für die That, anzunehmen. Wenn das Gemåhlde dieſer Hohenheimer Anlagen einmal vollendet ſeyn wird, ſo dürfte es den unterrichteten Leſer nicht wenig intereſſiren, in demſelben zugleich ein ſymboliſches Charaktergemåhlde ihres ſo merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in ſeinen Gärten allein Waſſerwerke von der

Natur zu erzwingen wußte, wo ſich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Verf. über den Garten zu Schwetzingen, und über das Seifersdorfer Thal bei Dresden, wird jeder Leſer von Geſchmack, der dieſe Anlagen in Augenſchein genommen, unterſchreiben, und ſich mit demſelben nicht enthalten können, eine Empfindſamkeit, welche Sittenſprüche, auf eigene Täfelchen geſchrieben, an die Bäume hängt, für affektirt, und einen Geſchmack, der Moſcheen und griechiſche Tempel in buntem Gemiſche durch einander wirft, für barbariſch zu erklären.

Ueber

Egmont,

Trauerſpiel von Goethe.

Entweder es ſind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es ſind Leidenſchaften, oder es ſind Charaktere, die dem tragiſchen Dichter zum Stoff dienen; und wenn gleich oft alle dieſe drei, als Urſach und Wirkung, in einem Stück ſich beiſammen finden, ſo iſt doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweiſe der letzte Zweck der Schilderung geweſen. Iſt die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, ſo braucht er ſich nur inſofern in die Leidenſchaft- und Charakterſchilderung einzulaſſen, als er jene durch dieſe herbeiführt. Iſt hingegen die Leidenſchaft ſein Hauptzweck, ſo iſt ihm oft die unſcheinbarſte Handlung ſchon genug, wenn ſie jene nur ins Spiel ſetzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlaßt eine Meiſterſcene im Mohren von Venedig. Iſt endlich der Charakter ſein vorzüglicheres Augenmerk,

ſo iſt er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darſtellung des ganzen Menſchen verbietet ihm ſogar, einer Leidenſchaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben ſich beinahe einzig auf Situationen und Leidenſchaften eingeſchränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteriſtik. Erſt in neuern Zeiten, und in dieſen erſt ſeit Shakeſpeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der Erſte, der in ſeinem Macbeth, Richard III. u. ſ. w. ganze Menſchen und Menſchenleben auf die Bühne brachte, und in Deutſchland gab uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen das erſte Muſter in dieſer Gattung. Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ſich dieſe neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug ſie iſt einmal vorhanden, und ihre Regeln ſind beſtimmt.

Zu dieſer letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es iſt leicht einzuſehen, inwiefern die vorangeſchickte Erinnerung mit demſelben zuſammenhängt. Hier iſt keine hervorſtechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenſchaft, keine Verwickelung, kein dramatiſcher Plan, nichts von dem Allem; eine bloße Aneinanderſtellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemählde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zuſammen-

gehalten werden, der an Allen Antheil nimmt, und auf den ſich Alle beziehen. Die Einheit dieſes Stücks liegt alſo weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenſchaft, ſondern ſie liegt in dem Menſchen. Egmonts wahre Geſchichte konnte dem Verf. auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nichts Außerordentliches, und ſie ſelbſt iſt auch nicht die Folge irgend einer einzelnen intereſſanten Handlung, ſondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er ſie fand, die er mit der Kataſtrophe auch nicht ſo genau zuſammenknüpfen konnte, daß ſie eine dramatiſche Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er alſo dieſen Gegenſtand in einem Trauerſpiel behandeln, ſo hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieſer Kataſtrophe zu erfinden, dieſem Charakter, den er in der Geſchichte vorfand, irgend eine herrſchende Leidenſchaft unterzulegen, oder ganz und gar auf dieſe zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun, und den Charakter ſelbſt, von dem er hingeriſſen war, zu ſeinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieſes Letztere, das Schwerere unſtreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu großer Achtung für die hiſtoriſche Wahrheit, als weil er die Armuth ſeines Stoffs durch den Reichthum ſeines Genie's erſetzen zu können fühlte.

In dieſem Trauerſpiel — oder Rec. müßte ſich ganz in dem Geſichtspunkte geirrt haben — wird

ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer argliſtigen Politik, in nichts als ſein Verdienſt eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu ſeiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein iſt, gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachſpitze wandelt. Dieſe übergroße Zuverſicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausſchlag derſelben ſollen uns Furcht und Mitleiden einflößen, oder uns tragiſch rühren — und dieſe Wirkung wird erreicht.

In der Geſchichte iſt Egmont kein großer Charakter, er iſt es auch in dem Trauerſpiele nicht. Hier iſt er ein wohlwollender, heiterer und offener Menſch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtſinnigen Vertrauens zu ſich ſelbſt und zu Andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerſchrocken, wo es gilt, dabei großmüthig, liebenswürdig und ſanft, ein Charakter der ſchönern Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, ſinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle dieſe Eigenſchaften in eine lebendige, menſchliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verſchmolzen, die der verſchönernden Kunſt nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont iſt ein Held, aber auch ganz nur ein flämiſcher Held, ein Held des ſechszehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne ſich durch das allgemeine Elend in ſeinen Freuden ſtören zu laſſen; Liebhaber, ohne darum weniger Eſſen und

Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er ſtrebt nach einem großen Ziele, aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzuleſen, die er auf ſeinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu ſeinem Liebchen zu ſchleichen, das koſtet ihm keine ſchlafloſen Nächte. Tolldreiſt wagt er bei St. Quentin und Gravelingen ſein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieſer freundlichen ſüßen Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens ſcheiden ſoll. „Leb ich nur," ſo ſchildert er ſich ſelbſt, „um aufs Leben zu denken? Soll „ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, „damit ich des folgenden gewiß ſey? Und dieſen wie„der mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir „haben die und jene Thorheit in einem luſtigen „Augenblick empfangen und geboren, ſind Schuld, „daß eine ganz edle Schaar mit Bettelſäcken und „mit einem ſelbſt gewählten Unnamen dem König „ſeine Pflicht mit ſpottender Demuth ins Gedächt„niß rief, ſind Schuld — was iſts nun weiter? Iſt „ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath? Sind uns „die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein „jugendlicher Muth um unſers Lebens arme Blöße „hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft „nehmt, was iſt denn dran? Scheint mir die Sonne „heut, um das zu überlegen, was geſtern war?" — Durch ſeine ſchöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit, ſoll dieſer Charakter uns rühren; wir ſollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erſtaunen. Dieſem Letztern ſcheint der Dichter ſo ſorgfältig

aus dem Wege gegangen zu ſeyn, daß er ihm eine Menſchlichkeit über die andere beilegt, um ja ſeinen Helden zu uns herabzuziehen; — daß er ihm endlich nicht einmal ſo viel Größe und Ernſt mehr übrig läßt, als unſrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, dieſen Menſchlichkeiten ſelbſt das höchſte Intereſſe zu verſchaffen. Wahr iſt es, ſolche Züge menſchlicher Schwachheit ziehen oft unwiderſtehlich an — in einem Heldengemählde, wo ſie mit großen Handlungen in ſchöner Miſchung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendſten Siege nicht intereſſanter ſeyn, als auf einer nächtlichen Wanderung zu ſeiner Gabriele; aber durch welche ſtrahlende That, durch was für gründliche Verdienſte hat ſich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachſicht erworben? Zwar heißt es, dieſe Verdienſte werden als ſchon geſchehen vorausgeſetzt, ſie leben im Gedächtniß der ganzen Nation, und Alles, was er ſpricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, ſie zu erwerben. Richtig! Aber das iſt eben das Unglück, daß wir ſeine Verdienſte von Hörenſagen wiſſen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — ſeine Schwachheiten hingegen mit unſern Augen ſehen. Alles weiſet auf dieſen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Großes, um dieſes ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen? „Die Leute,“

ſagt Egmont, „erhalten ſie (die Liebe) auch meiſt allein, die nicht darnach jagen. Klärchen. Haſt du dieſe ſtolze Anmerkung über dich ſelbſt gemacht, du, den alles Volk liebt? Egmont. Hätte ich nur Etwas für ſie gethan! Es iſt ihr guter Wille, mich zu lieben.“) Ein großer Mann ſoll er nicht ſeyn, aber auch erſchlaffen ſoll er nicht; eine relative Größe, einen gewiſſen Ernſt verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintanſetze, daß er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. Folgendes billigen? Oranien iſt eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf ſein nahes Verderben hingewieſen, der ihn, wie uns Egmont ſelbſt geſteht, durch dieſe Gründe erſchüttert hat. „Dieſer Mann,“ ſagt er, „trägt ſeine Sorgloſigkeit in mich herüber: — „Weg — das iſt ein fremder Tropfen in meinem „Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! „Und von meiner Stirn die ſinnenden Runzeln weg„zubannen, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mit„tel.“ Dieſes freundliche Mittel nun, — wer es noch nicht weiß — iſt kein andres, als ein Beſuch beim Liebchen! Wie? Nach einer ſo ernſten Aufforderung keinen andern Gedanken, als nach Zerſtreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo ſie hingehören! und freundliche Mittel, wo ſie hingehören! Wenn es euch zu beſchwerlich iſt, euch eurer eignen Rettung anzunehmen, ſo mögt ihrs

haben, wenn ſich die Schlinge über euch zuſammen zieht. Wir ſind nicht gewohnt, unſer Mitleid zu verſchenken.

Hätte alſo die Einmiſchung dieſer Liebesangelegenheit dem Intereſſe wirklich Schaden gethan, ſo wäre dieſes doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der hiſtoriſchen Wahrheit Gewalt anthun mußte, um ſie hervorzubringen. In der Geſchichte nämlich war Egmont verheirathet, und hinterließ neun (andere ſagen eilf) Kinder, als er ſtarb. Dieſen Umſtand konnte der Dichter wiſſen und nicht wiſſen, wie es ſein Intereſſe mit ſich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachläſſigen ſollen, ſobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in ſein Trauerſpiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart ſein Vermögen äußerſt in Unordnung gebracht, und brauchte alſo den König, wodurch ſeine Schritte in der Republik ſehr gebunden wurden. Beſonders aber war es ſeine Familie, was ihn auf eine ſo unglückliche Art in Brüſſel zurückhielt, da faſt alle ſeine übrigen Freunde ſich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht blos die reichen Einkünfte von zwei Statthalterſchaften gekoſtet; ſie hätte ihn auch zugleich um den Beſitz aller ſeiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen, und ſogleich dem Fiscus anheim gefallen ſeyn würden. Aber weder er ſelbſt, noch ſeine Gemahlinn, eine Herzoginn von Bayern, waren gewohnt,

Mangel zu ertragen; auch ſeine Kinder waren nicht dazu erzogen. Dieſe Gründe ſetzte er ſelbſt bei mehrern Gelegenheiten dem Prinzen von Oranien, der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; dieſe Gründe waren es, die ihn ſo geneigt machten, ſich an dem ſchwächſten Aſte von Hoffnung zu halten, und ſein Verhältniß zum König von der beſten Seite zu nehmen. Wie zuſammenhängend, wie menſchlich wird nunmehr ſein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden thörichten Zuverſicht, ſondern der übertrieben ängſtlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, ſtürzt er ſich ſelbſt ins Verderben. Und nun der Egmont im Trauerſpiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlinn und Kinder nimmt, zerſtört er den ganzen Zuſammenhang ſeines Verhaltens. Er iſt ganz gezwungen, dieſes unglückliche Bleiben aus einem leichtſinnigen Selbſtvertrauen entſpringen zu laſſen, und verringert dadurch gar ſehr unſere Achtung für den Verſtand ſeines Helden, ohne ihm dieſen Verluſt von Seite des Herzens zu erſetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie beſitzen, und noch weniger ſeinen Verluſt überleben wird, zu Grunde richtet, deſſen

Herz er nicht einmal beſitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerſtören, der alſo, mit dem beſten Herzen zwar, zwei Geſchöpfe unglücklich macht, um die ſinnenden Runzeln von ſeiner Stirn wegzubannen. Und Alles dieſes kann er noch außerdem erſt nur auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit möglich machen, die der dramatiſche Dichter allerdings hintanſetzen darf, um das Intereſſe ſeines Gegenſtandes zu erheben, aber nicht um es zu ſchwächen. Wie theuer läßt er uns alſo dieſe Epiſode bezahlen, die, an ſich betrachtet, gewiß eines der ſchönſten Gemählde iſt, die in einer größern Kompoſition, wo ſie von verhältnißmäßig großen Handlungen aufgewogen würde, von der höchſten Wirkung würde geweſen ſeyn.

Egmonts tragiſche Kataſtrophe fließt aus ſeinem politiſchen Leben, aus ſeinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darſtellung des damaligen politiſchbürgerlichen Zuſtandes der Niederlande mußte daher ſeiner Schilderung zum Grund liegen, oder vielmehr ſelbſt einen Theil der dramatiſchen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig ſich Staatsaktionen überhaupt dramatiſch behandeln laſſen, und was für Kunſt dazu gehöre, ſo viele zerſtreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zuſammen zu tragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anſchaulich zu machen, wie z. B. Shakeſpeare in ſeinem J. Cäſar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche

der Niederlande, die nicht eine Nation, ſondern ein Aggregat mehrerer kleinen ſind, die unter ſich aufs Schärfſte kontraſtiren, ſo daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüſſel zu verſetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zuſammen wirkten, um den Geiſt jener Zeit und jenen politiſchen Zuſtand der Niederlande herzubringen; ſo wird man nicht aufhören können, das ſchöpferiſche Genie zu bewundern, das alle dieſe Schwierigkeiten beſiegt, und uns mit einer Kunſt, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns ſelbſt in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutſchlands und nach Griechenland verſetzte, nun auch in dieſe Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir dieſe Menſchen vor uns leben und wirken ſehen, wir wohnen unter ihnen, wir ſind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geſelligkeit, die Gaſtfreundlichkeit, die Redſeligkeit, die Großthuerei dieſes Volks, der republikaniſche Geiſt, der bei der geringſten Neuerung aufwallt, und ſich oft eben ſo ſchnell auf die ſeichteſten Gründe wieder gibt; auf der andern die Laſten, unter denen es jetzt ſeufzt, von den neuen Biſchofsmützen an bis auf die franzöſiſchen Pſalmen, die es nicht ſingen ſoll; — nichts iſt vergeſſen, nichts ohne die höchſte Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir ſehen hier nicht blos den gemeinen Haufen, der ſich überall gleich iſt, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieſes und keines andern

Jahrhunderts; in dieſem unterſcheiden wir noch den Brüſſeler, den Holländer, den Frieſen, und ſelbſt unter dieſen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeiſter und den Schneider. So etwas läßt ſich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunſt. — Das kann nur der Dichter, der von ſeinem Gegenſtand ganz durchdrungen iſt. Dieſe Züge entwiſchen ihm, wie ſie demjenigen, den er dadurch ſchildert, entwiſchen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Buyk, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbruſtſchießen das Beſte gewonnen, und will, als König, die Herren gaſtiren. Das iſt aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König, und achte eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüſſel). Du biſt ja ärger als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruyſom (ein Frieslånder). Laßt ihn! Doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herrn Art, ſplendid zu ſeyn und es laufen zu laſſen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht, in dieſem doch ohne Präjudiz den zähen, auf ſeine Vorrechte wachſamen Frieſen zu erkennen, der ſich bei der kleinſten Bewilligung noch durch eine Klauſel verwahrt. Wie wahr, wenn ſich die Bürger von ihren Regenten unterreden. —

Das war ein Herr! (von Karl V. ſpricht er) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden, und war euch Alles in Allem — und wenn er euch begegnete, ſo grüßte er euch, wie ein Nachbar den andern u. ſ. f. — Haben wir doch Alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Er iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſere Fürſten müſſen froh und frei ſeyn wie wir, leben und leben laſſen u. ſ. w.

Wie treffend ſchildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße, und die Bürger ſehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeiſter. Ein ſchöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Freſſen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo ſich die Bürger von Brüſſel unterreden, ſcheinen uns das Reſultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu ſeyn, und ſchwerlich findet man in ſo wenigen Worten ein ſchöneres hiſtoriſches Denkmal für jene Geſchichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit iſt derjenige Theil des Gemähldes behandelt, der uns von dem Geiſte der Regierung und den Anſtalten des Königs zu Unterdrückung des niederländiſchen Volks

unterrichtet. Milder und menſchlicher iſt doch hier Alles, und veredelt iſt beſonders der Charakter der Herzoginn von Parma. „Ich weiß, daß einer ein ehrlicher und verſtändiger Mann ſeyn kann, wenn er gleich den nächſten und beſten Weg zum Heil ſeiner Seele verfehlt hat;“ konnte eine Zöglinginn des Ignatius Loyola wohl nicht ſagen. Beſonders gut verſtand es der Dichter, durch eine gewiſſe Weiblichkeit, die er aus ihrem ſonſt männiſchen Charakter ſehr glücklich hervor ſcheinen läßt, das kalte Staats-Intereſſe, deſſen Expoſition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beſeelen, und ihm eine gewiſſe Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor ſeinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abſcheu von ihm wegzukehren; es iſt ein feſter, ſtarrer, unzugänglicher Charakter; „ein eherner Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel haben muß.“ Die kluge Vorſicht, womit er die Anſtalten zu Egmonts Verhaftung trifft, erſetzt ihm an unſrer Bewunderung, was ihm an unſerm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in ſeine innerſte Seele hineinführt, und uns auf den Ausgang ſeines Unternehmens ſpannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern deſſelben; wir intereſſiren uns dafür, als gält' es etwas, das uns lieb iſt.

Meiſterhaft erfunden und ausgeführt iſt die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniß, und ſie gehört dem Verf. ganz allein. Was kann rührender ſeyn, als wenn ihm dieſer Sohn

ſeines Mörders die Achtung bekennt, die er längſt im Stillen gegen ihn getragen. „Dein Name war's, „der mir in meiner erſten Jugend gleich einem „Stern des Himmels entgegen leuchtete. Wie oft „hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes „Hoffnung iſt der Jüngling, des Jünglings der „Mann. So biſt du vor mir hergeſchritten, immer „vor, und ohne Neid ſah ich dich vor und ſchritt dir „nach und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich „zu ſehen und ſah dich, und mein Herz flog dir ent„gegen. Nun hofft' ich erſt mit dir zu ſeyn, mit dir „zu leben, dich zu faſſen, dich — das iſt nun Alles „weggeſchnitten, und ich ſehe dich hier!" — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir „mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gern „betrachteteſt, ſo ſey es auch mein Tod. Die Men„ſchen ſind nicht blos zuſammen, wenn ſie beiſam„men ſind; auch der Entfernte, der Abgeſchiedene „lebt uns. Ich lebe dir und habe mir genug gelebt. „Eines jeden Tages habe ich mich gefreuet" u. ſ. w. — Die übrigen Charaktere im Stück ſind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene ſchildert uns den ſchlauen, wortkargen, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba ſowohl als Egmont mahlen ſich in den Menſchen, die ihnen nahe ſind; dieſe Schilderungsart iſt vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu verſammeln, hat der Dichter ihn ganz iſolirt, darum auch der Graf von Hoorne, der Ein Schickſal mit ihm

hatte, weggeblieben iſt. Ein ganz neuer Charakter iſt Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieſes Gemählde des melancholiſchen Temperaments mit leidenſchaftlicher Liebe wäre einer eignen Auseinanderſetzung werth. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem ſie ihm den Reſt zurückgelaſſen. Er ſieht ſich allein. Wie ſchrecklich ſchön iſt dieſe Schilderung:

„Sie läßt mich ſtehn, mir ſelber überlaſſen.
„Sie theilt mit mir den Todestropfen,
„und ſchickt mich weg! von ihrer Seite weg!
„Sie zieht mich an, und ſtößt ins Leben mich zurück;
„O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir!
„Sie geht voran;
„Sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen!
„Und ſoll ich folgen? wieder ſeitwärts ſtehn?
„den unauflöslichen Neid
„in jene Wohnungen hinübertragen?
„Auf Erden iſt kein Bleiben mehr für mich
„und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual."

Klärchen ſelbſt iſt unnachahmlich ſchön gezeichnet. Auch im höchſten Adel ihrer Unſchuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländiſches Mädchen — durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zuſtand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zuſtand des Affekts. Aber wer zweifelt, daß der Verf. in einer Manier unübertrefflich ſey, worin er ſein eignes Muſter iſt!

Je höher die ſinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben iſt, deſto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verf. ſelbſt ſie muthwillig zerſtört. Egmont hat alle ſeine Angelegenheiten berichtigt, und ſchlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Muſik läßt ſich hören und hinter ſeinem Lager ſcheint ſich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erſcheinung, die Freiheit, in Klärchens Geſtalt, zeigt ſich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrſten und rührendſten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt verſetzt, um einen Traum — zu ſehen. Lächerlich würde es ſeyn, dem Verf. darthun zu wollen, wie ſehr dadurch unſerm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er ſo gut und beſſer gewußt als wir; aber ihm ſchien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmonts beide herrſchende Gefühle, in Egmonts Kopf allegoriſch zu verbinden, gehaltreich genug, um dieſe Freiheit allenfalls zu entſchuldigen. Gefalle dieſer Gedanke, wem er will — Rec. geſteht, daß er gern einen ſinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungeſtört zu genießen.

Ueber
Matthiſſons Gedichte.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunſt, der Landſchaftmahlerei eben nicht viel nachgefragt haben, iſt etwas Bekanntes, und die Rigoriſten in der Kunſt ſtehen ja noch heutiges Tages an, ob ſie den Landſchaftmahler überhaupt nur als ächten Künſtler gelten laſſen ſollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landſchaft-Dichtung, als einer eigenen Art von Poeſie, die der epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen ungefähr eben ſo, wie die Landſchaftmahlerei der Thier- und Menſchenmahlerei gegenüber ſteht, hat man in den Werken der Alten wenig Beiſpiele aufzuweiſen.

Es iſt nämlich etwas ganz Anderes, ob man die unbeſeelte Natur blos als Lokal einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt, und, wo es etwa nöthig iſt, von ihr die Farben der Darſtellung der beſeelten entlehnt, wie der Hiſtorienmahler und der epiſche Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landſchaftmahler, die unbeſeelte

Natur für ſich ſelbſt zur Heldinn der Schilderung, und den Menſchen blos zum Figuranten in derſelben macht. Von dem erſtern findet man unzählige Proben im Homer, und wer möchte den großen Mahler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Lokal ſeiner dramatiſchen Gemählde verſinnlicht? Aber den Neuern, (worunter zum Theil ſchon die Zeitgenoſſen des Plinius gehören,) war es aufbehalten, in Landſchaftgemählden und Landſchaftpoeſien dieſen Theil der Natur für ſich ſelbſt zum Gegenſtand einer eignen Darſtellung zu machen, und ſo das Gebiet der Kunſt, welches die Alten blos auf Menſchheit und Menſchenähnlichkeit ſcheinen eingeſchränkt zu haben, mit dieſer neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl dieſe Gleichgültigkeit der griechiſchen Künſtler für eine Gattung, die wir Neuere ſo allgemein ſchätzen? Läßt ſich wohl annehmen, daß es dem Griechen, dieſem Kenner und leidenſchaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der lebloſen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daß er dieſen Stoff wohlbedächtlich verſchmäht habe, weil er denſelben mit ſeinen Begriffen von ſchöner Kunſt unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, dieſe Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darſtellung der landſchaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke beſitzt, und vielleicht mehr als irgend

einer zum Repräſentanten dieſer Gattung, und zu einem Beiſpiel dienen kann, was überhaupt die Poeſie in dieſem Fache zu leiſten im Stande iſt. Ehe wir es alſo mit ihm ſelbſt zu thun haben, müſſen wir einen kritiſchen Blick auf die Gattung werfen, worin er ſeine Kräfte verſuchte.

Wer freilich noch ganz friſch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrains Zauberpinſel in ſich fühlt, wird ſich ſchwer überreden laſſen, daß es kein Werk der ſchönen, blos der angenehmen Kunſt ſey, was ihn in dieſe Entzückung verſetzte, und wer ſo eben eine Matthiſſon'ſche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter geleſen habe, ſehr befremdend finden.

Wir überlaſſen es Andern, dem Landſchaftmahler ſeinen Rang unter den Künſtlern zu verfechten, und werden von dieſer Materie hier nur ſo viel berühren, als zunächſt den Landſchaftdichter anbetrifft. Zugleich wird uns dieſe Unterſuchung die Grundſätze darbieten, nach denen man den Werth dieſer Gedichte zu beſtimmen hat.

Es iſt, wie man weiß, niemals der Stoff, ſondern blos die Behandlungsweiſe, was den Künſtler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moraliſche Abhandlung können beide durch eine geſchmackvolle Ausführung zu einem freien Kunſtwerk geſteigert werden, und das Portrait eines Menſchen wird in ungeſchickten Händen zu einer gemeinen

Manufaktur herabſinken. Steht man alſo an, Gemählde oder Dichtungen, welche blos unbeſeelte Naturmaſſen zu ihrem Gegenſtand haben, für ächte Werke der ſchönen Kunſt (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich iſt) zu erkennen; ſo zweifelt man an der Möglichkeit, dieſe Gegenſtände ſo zu behandeln, wie es der Charakter der ſchönen Kunſt erheiſcht. Was iſt dieß nun für ein Charakter, mit dem ſich die blos landſchaftliche Natur nicht ganz ſoll vertragen können? Es muß derſelbe ſeyn, der die ſchöne Kunſt von der blos angenehmen unterſcheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der Freiheit; folglich muß das angenehme Kunſtwerk, wenn es zugleich ein ſchönes ſeyn ſoll, den Charakter der Nothwendigkeit an ſich tragen.

Wenn man unter Poeſie überhaupt die Kunſt verſteht, „uns durch einen freien Effekt unſrer produk„tiven Einbildungskraft in beſtimmte Empfindungen „zu verſetzen,“ (eine Erklärung, die ſich neben den vielen, die über dieſen Gegenſtand im Kurs ſind, auch noch wohl wird erhalten können), ſo ergeben ſich daraus zweierlei Forderungen, denen kein Dichter, der dieſen Namen verdienen will, ſich entziehen kann. Er muß fürs Erſte unſere Einbildungskraft frei ſpielen und ſelbſt handeln laſſen, und zweitens muß er nichts deſto weniger ſeiner Wirkung gewiß ſeyn, und eine beſtimmte Empfindung erregen. Dieſe Forderungen ſcheinen einander anfänglich ganz widerſprechend zu ſeyn; denn nach der erſten müßte un-

ſere Einbildungskraft herrſchen, und keinem andern als ihrem eignen Geſetz gehorchen; nach der andern müßte ſie dienen, und dem Geſetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun dieſen Widerſpruch? Dadurch, daß er unſerer Einbildungskraft keinen andern Gang vorſchreibt, als den ſie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eignen Geſetzen nehmen müßte, daß er ſeinen Zweck durch Natur erreicht, und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet ſich alsdann, daß beide Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, ſondern vielmehr in ſich enthalten, und daß die höchſte Freiheit gerade nur durch die höchſte Beſtimmtheit möglich iſt.

Hier ſtellen ſich aber dem Dichter zwei große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt iſt, blos dem Geſetz der Ideenverbindung, die ſich urſprünglich nur auf einen zufälligen Zuſammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empiriſches, gründet. Nichts deſto weniger muß der Dichter dieſen empiriſchen Effekt der Aſſociation zu berechnen wiſſen, weil er nur in ſo fern Dichter iſt, als er durch eine freie Selbſthandlung unſrer Einbildungskraft ſeinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Geſetzmäßigkeit darin entdecken, und den empiriſchen Zuſammenhang der Vorſtellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unſere Vorſtellungen ſtehen aber nur in ſo fern in

einem nothwendigen Zuſammenhang, als ſie ſich auf eine objektive Verknüpfung in den Erſcheinungen, nicht blos auf ein ſubjektives und willkürliches Gedankenſpiel gründen. An dieſe objektive Verknüpfung in den Erſcheinungen hält ſich alſo der Dichter, und nur wenn er von ſeinem Stoffe Alles ſorgfältig abgeſondert hat, was blos aus ſubjektiven und zufälligen Quellen hinzugekommen iſt, nur wenn er gewiß iſt, daß er ſich an das reine Objekt gehalten, und ſich ſelbſt zuvor dem Geſetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjekten ſich richtet, nur dann kann er verſichert ſeyn, daß die Imagination aller andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorſchreibt, zuſammenſtimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein beſtimmtes Spiel verſetzen, um beſtimmt auf das Herz zu wirken. So ſchwer ſchon die erſte Aufgabe ſeyn mochte, das Spiel der Imagination unbeſchadet ihrer Freiheit zu beſtimmen, ſo ſchwer iſt die zweite, durch dieſes Spiel der Imagination den Empfindungszuſtand des Subjekts zu beſtimmen. Es iſt bekannt, daß verſchiedene Menſchen bei der nämlichen Veranlaſſung, ja daß derſelbe Menſch in verſchiedenen Zeiten von derſelben Sache ganz verſchieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieſer Abhängigkeit unſerer Empfindungen von zufälligen Einflüſſen, die außer ſeiner Gewalt ſind, muß der Dichter unſern Empfindungszuſtand beſtimmen; er

muß alſo auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine beſtimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun iſt aber in den Beſchaffenheiten eines Subjekts nichts nothwendig, als der Charakter der Gattung; der Dichter kann alſo nur in ſo fern unſere Empfindungen beſtimmen, als er ſie der Gattung in uns, nicht unſerm ſpecifiſch verſchiedenen Selbſt, abfordert. Um aber verſichert zu ſeyn, daß er ſich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er ſelbſt zuvor das Individuum in ſich ausgelöſcht und zur Gattung geſteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der beſtimmte Menſch (in welchem der Begriff der Gattung immer beſchränkt ſeyn würde), ſondern wenn er als Menſch überhaupt empfindet, iſt er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigſtens kann er auf dieſen Effekt mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menſchlichen Individuum Menſchheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden alſo folgende zwei Eigenſchaften unnachläßlich gefordert: erſtlich nothwendige Beziehung auf ſeinen Gegenſtand (objektive Wahrheit); zweitens nothwendige Beziehung dieſes Gegenſtandes, oder doch der Schilderung deſſelben, auf das Empfindungsvermögen (ſubjektive Allgemeinheit). In einem Gedicht muß Alles wahre Natur ſeyn, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Geſetze, und erträgt keinen

andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorſchreibt: in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (hiſtoriſche) Natur ſeyn, denn alle Wirklichkeit iſt mehr oder weniger Beſchränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Menſch iſt gerade um ſo viel weniger Menſch, als er individuell iſt; jede Empfindungsweiſe iſt gerade um ſo viel weniger nothwendig, und rein menſchlich, als ſie einem beſtimmten Subjekt eigenthümlich iſt. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der groſse Styl.

Aus dem Geſagten erhellt, daſs das Gebiet der eigentlich ſchönen Kunſt ſich nur ſo weit erſtrecken kann, als ſich in der Verknüpfung der Erſcheinungen Nothwendigkeit entdecken läſst. Auſserhalb dieſes Gebietes, wo die Willkür und der Zufall regieren, iſt entweder keine Beſtimmtheit oder keine Freiheit; denn ſobald der Dichter das Spiel unſerer Einbildungskraft durch keine innere Nothwendigkeit lenken kann, ſo muſs er es entweder durch eine äuſsere lenken, und dann iſt es nicht mehr unſere Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann iſt es nicht mehr ſeine Wirkung; und doch muſs ſchlechterdings Beides beiſammen ſeyn, wenn ein Werk poetiſch heiſsen ſoll.

Daher mag es kommen, daſs ſich bei den weiſen Alten die Poeſie ſowohl als die bildende Kunſt nur im Kreiſe der Menſchheit aufhielten, weil ihnen nur die Erſcheinungen an dem (äuſsern und innern) Men-

Menſchen dieſe Geſetzmäßigkeit zu enthalten ſchienen. Einem unterrichtetern Verſtand, als der unſrige iſt, mögen die übrigen Naturweſen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unſere Erfahrung aber zeigen ſie ſie nicht, und der Willkür iſt ſchon ein ſehr weites Feld geöffnet. Das Reich beſtimmter Formen geht über den thieriſchen Körper und das menſchliche Herz nicht hinaus; daher nur in dieſen beiden ein Ideal kann aufgeſtellt werden. Ueber dem Menſchen (als Erſcheinung) gibt es kein Objekt für die Kunſt mehr, obgleich für die Wiſſenſchaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft iſt hier zu Ende. Unter dem Menſchen gibt es kein Objekt für die ſchöne Kunſt mehr, obgleich für die angenehme, denn das Reich der Nothwendigkeit iſt hier geſchloſſen.

Wenn die bisher aufgeſtellten Grundſätze die richtigen ſind (welches wir dem Urtheil der Kunſtverſtändigen anheim ſtellen), ſo läßt ſich, wie es bei dem erſten Anblicke ſcheint, für landſchaftliche Darſtellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieſer weitläufigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der ſchönen Kunſt betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landſchaftmahler und Landſchaftdichter ſich aufhalten, verliert ſich ſchon auf eine ſehr merkliche Weiſe die Beſtimmtheit der Miſchungen und Formen; nicht nur die Geſtalten ſind hier willkürlicher, und erſcheinen es noch mehr; auch in der Zuſammenſetzung derſelben

ſpielt der Zufall eine dem Künſtler ſehr läſtige Rolle. Stellt er uns alſo beſtimmte Geſtalten, und in einer beſtimmten Ordnung vor, ſo beſtimmt er, und nicht wir, indem keine objektive Regel vorhanden iſt, in welcher die freie Phantaſie des Zuſchauers mit der Idee des Künſtlers übereinſtimmen könnte. Wir empfangen alſo das Geſetz von ihm, das wir uns doch ſelbſt geben ſollten, und die Wirkung iſt wenigſtens nicht rein poetiſch, weil ſie keine vollkommen freie Selbſthandlung der Einbildungskraft iſt. Will aber der Künſtler die Freiheit retten, ſo kann er es nur dadurch bewerkſtelligen, daß er auf Beſtimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts deſto weniger iſt dieſes Naturgebiet für die ſchöne Kunſt ganz und gar nicht verloren, und ſelbſt die von uns ſo eben aufgeſtellten Principien berechtigen den Künſtler und Dichter, der ſeine Gegenſtände daraus wählt, zu einem ſehr ehrenvollen Range. Fürs Erſte iſt nicht zu läugnen, daß bei aller anſcheinenden Willkür der Formen auch in dieſer Region von Erſcheinungen noch immer eine große Einheit und Geſetzmäßigkeit herrſcht, die den weiſen Künſtler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenn gleich in dieſem Kunſtgebiet von der Beſtimmtheit der Formen ſehr viel nachgelaſſen werden muß (weil die Theile in dem Ganzen verſchwinden, und der Effekt nur durch Maſſen bewirkt wird), doch in der Kompoſition

noch eine große Nothwendigkeit herrſchen könne, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der mahleriſchen Darſtellung zeigt.

Aber die landſchaftliche Natur zeigt uns dieſe ſtrenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bei dem tiefſten Studium derſelben wird noch immer ſehr viel Willkürliches übrig bleiben, was den Künſtler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der ächte Künſtler an ihr vermißt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menſchlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er ſeinen Gegenſtand in dieſes Reich der höchſten Schönheit hinübergeſpielt hat. Zwar wird er die landſchaftliche Natur für ſich ſelbſt ſo hoch ſteigern, als es möglich iſt, und ſo weit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzuſtellen ſuchen; aber weil er aller ſeiner Beſtrebungen ungeachtet auf dieſem Wege nie dahin kommen kann, ſie der menſchlichen gleich zu ſtellen, ſo verſucht er es endlich, ſie durch eine ſymboliſche Operation in die menſchliche zu verwandeln, und dadurch aller der Kunſtvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern ſind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkſtelligt er nun dieſes, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derſelben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künſtler und Dichter, der in dieſer Gattung arbeitet, verrichtet dieſe

Operation, und gewiß in den mehreſten Fällen, ohne ſich eine deutliche Rechenſchaft davon zu geben. Es gibt zweierlei Wege, auf denen die unbeſeelte Natur ein Symbol der menſchlichen werden kann: entweder als Darſtellung von Empfindungen, oder als Darſtellung von Ideen.

Zwar ſind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darſtellung fähig; aber ihrer Form nach ſind ſie es allerdings, und es exiſtirt wirklich eine allgemein beliebte und wirkſame Kunſt, die kein anderes Objekt hat, als eben dieſe Form der Empfindungen. Dieſe Kunſt iſt die Muſik, und in ſo fern alſo die Landſchaftmahlerei oder Landſchaftpoeſie muſikaliſch wirkt, iſt ſie Darſtellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menſchlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede mahleriſche und poetiſche Kompoſition als eine Art von muſikaliſchem Werk, und unterwerfen ſie zum Theil denſelben Geſetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewiſſermaßen auch eine Modulation. Wir unterſcheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die muſikaliſche Haltung von der logiſchen, kurz wir verlangen, daß jede poetiſche Kompoſition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen ſey, und als Muſik auf uns wirke. Von dem Landſchaftmahler und Landſchaftdichter verlangen wir dieß in noch höherm Grade und mit deutlicherm Be-

wußtſeyn, weil wir von unſern übrigen Anforderungen an Produkte der ſchönen Kunſt bei beiden etwas herunter laſſen müſſen.

Nun beſteht aber der ganze Effekt der Muſik (als ſchöner und nicht blos angenehmer Kunſt) darin, die innern Bewegungen des Gemüths durch analogiſche äußere zu begleiten und zu verſinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menſchliche Natur) nach ſtrengen Geſetzen der Nothwendigkeit vor ſich gehen, ſo geht dieſe Nothwendigkeit und Beſtimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch ſie ausgedrückt werden, über; und auf dieſe Art wird es begreiflich, wie vermittelſt jenes ſymboliſchen Akts die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der äſthetiſchen Würde der Menſchennatur participiren können. Dringt nun der Tonſetzer und der Landſchaftmahler in das Geheimniß jener Geſetze ein, welche über die innern Bewegungen des menſchlichen Herzens walten, und ſtudirt er die Analogie, welche zwiſchen dieſen Gemüthsbewegungen und gewiſſen äußern Erſcheinungen ſtattfindet, ſo wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmahler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf ſich, wo nicht dem plaſtiſchen Künſtler, der den äußern Menſchen, doch dem Dichter, der den innern zu ſeinem Objekte macht, getroſt an die Seite ſtellen.

Aber die landſchaftliche Natur kann auch zwei-

kens noch dadurch in den Kreis der Menſchheit gezogen werden, daß man ſie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Aſſociation abhängig iſt; denn dieſe iſt willkürlich und der Kunſt gar nicht würdig; ſondern diejenige, die nach Geſetzen der ſymboliſirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moraliſchen Würde erwachten Gemüthern ſieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müßig zu; unaufhörlich iſt ſie beſtrebt, dieſes zufällige Spiel mit ihrem eignen Verfahren übereinſtimmend zu machen. Bietet ſich ihr nun unter dieſen Erſcheinungen eine dar, welche nach ihren eignen (praktiſchen) Regeln behandelt werden kann; ſo iſt ihr dieſe Erſcheinung ein Sinnbild ihrer eignen Handlungen; der todte Buchſtabe der Natur wird zu einer lebendigen Geiſterſprache, und das äußere und innere Auge leſen dieſelbe Schrift der Erſcheinungen auf ganz verſchiedene Weiſe. Jene liebliche Harmonie der Geſtalten, der Töne und des Lichts, die den äſthetiſchen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moraliſchen; jene Stätigkeit, mit der ſich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, iſt ein natürliches Symbol der innern Uebereinſtimmung des Gemüths mit ſich ſelbſt und des ſittlichen Zuſammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der ſchönen Haltung eines pittoresken oder muſikaliſchen Stücks

mahlt ſich die noch ſchönere einer ſittlich geſtimmten Seele.

Der Tonſetzer und der Landſchaftsmahler bewirken dieſes blos durch die Form ihrer Darſtellung, und ſtimmen blos das Gemüth zu einer gewiſſen Empfindungsart und zur Aufnahme gewiſſer Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlaſſen ſie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterſtützen, und ihr eine beſtimmtere Richtung geben. Aber er vergeſſe nicht, daß ſeine Einmiſchung in dieſes Geſchäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anſpielen jene Empfindungen; doch ausführen ſoll er ſie nicht ſelbſt, nicht der Einbildungskraft ſeines Leſers vorgreifen. Jede nähere Beſtimmung wird hier als eine läſtige Schranke empfunden; denn eben darin liegt das Anziehende ſolcher äſthetiſchen Ideen, daß wir in den Inhalt derſelben wie in eine grundloſe Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt ſtets eine endliche, der mögliche Gehalt, den er uns hinein zu legen überläßt, iſt eine unendliche Größe.

Wir haben dieſen weiten Weg nicht genommen, um uns von unſerm Dichter zu entfernen, ſondern um demſelben näher zu kommen. Jene dreierlei Erforderniſſe landſchaftlicher Darſtellungen, welche

wir ſo eben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehreſten ſeiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anſchaulichkeit; ſie ziehen uns an durch ihre muſikaliſche Schönheit; ſie beſchäftigen uns durch den Geiſt, der darin athmet.

Sehen wir blos auf treue Nachahmung der Natur in ſeinen Landſchaftgemählden, ſo müſſen wir die Kunſt bewundern, womit er unſre Einbildungskraft zu Darſtellung dieſer Scenen aufzufordern, und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über ſie zu herrſchen weiß. Alle einzelnen Partien in denſelben finden ſich nach einem Geſetz der Nothwendigkeit zuſammen; nichts iſt willkürlich herbeigeführt und der generiſche Charakter dieſer Naturgeſtalten iſt mit dem glücklichſten Blick ergriffen. Daher wird es unſerer Imagination ſo ungemein leicht, ihm zu folgen; wir glauben die Natur ſelbſt zu ſehen, und es iſt uns, als ob wir uns blos der Reminiscenz gehabter Vorſtellungen überließen. Auch auf die Mittel verſteht er ſich vollkommen, ſeinen Darſtellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich ſowohl die Vortheile als die natürlichen Schranken ſeiner Kunſt. Der Dichter nämlich befindet ſich bei Kompoſitionen dieſer Art immer in einem gewiſſen Nachtheil gegen den Mahler, weil ein großer Theil des Effekts auf dem ſimultanen Eindruck des Ganzen beruht, das er doch nicht anders als ſucceſſiv in der Einbildungskraft des Leſers zuſammen-

ſetzen kann. Seine Sache iſt nicht ſowohl, uns zu repräſentiren, was iſt, als was geſchieht; und verſteht er ſeinen Vortheil, ſo wird er ſich immer nur an denjenigen Theil ſeines Gegenſtandes halten, der einer genetiſchen Darſtellung fähig iſt. Die landſchaftliche Natur iſt ein auf Einmal gegebenes Ganzes von Erſcheinungen, und in dieſer Hinſicht dem Mahler günſtiger; ſie iſt aber dabei auch ein ſucceſſiv gegebenes Ganzes, weil ſie in einem beſtändigen Wechſel iſt, und begünſtigt in ſo fern den Dichter. Hr. M. hat ſich mit vieler Beurtheilung nach dieſem Unterſchied gerichtet. Sein Objekt iſt immer mehr das Mannigfaltige in der Zeit als das im Raume, mehr die bewegte, als die feſte und ruhende Natur. Vor unſern Augen entwickelt ſich ihr immer wechſelndes Drama, und mit der reizendſten Stätigkeit laufen ihre Erſcheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung findet ſich z. B. in dem lieblichen Mondſcheingemählde S. 85.

Der Vollmond ſchwebt im Oſten;
 Am alten Geiſterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
 Geſtein der Feuerwurm.
Der Linde ſchöner Sylfe
 Streift ſcheu in Lunen's Glanz;
Im dunkeln Uferſchilfe
 Webt leichter Irrwiſchtanz.

Die Kirchenfenſter ſchimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wieſenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felſenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umſchleiert weißer Duft.

Wie ſchön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs beſäumt,
Der hier durch Binſenſtellen,
Dort unter Blumen ſchäumt.
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken ſtäubt u. ſ. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun iſt, eine ganze Dekoration auf Einmal vor unſere Augen zu ſtellen, weiß er uns durch die Stätigkeit des Zuſammenhanges die Komprehenſion leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemählde S. 54.

Die Sonne ſinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Geneva mahlt ſich in der Fluthen Spiegel.

Ob wir gleich dieſe Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, ſo verknüpfen

ſie ſich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorſtellung, weil eines das andere unterſtützt und gleichſam nothwendig macht. Etwas ſchwerer ſchon wird uns die Zuſammenfaſſung in der nächſtfolgenden Strophe, wo jene Stätigkeit weniger beobachtet iſt.

In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
 Die Wieſenflur, beſchneit von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
 Vom Jura ſchallt der Klang der Heerdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wieſe verſetzen; und dieſer Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn ins Spiel ſetzen müſſen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe:

Der Fiſcher ſingt im Kahne, der gemach
 Im rothen Wiederſchein zum Ufer gleitet,
Wo der bemooſten Eiche Schattendach
 Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur ſelbſt keine Bewegung, ſo entlehnt der Dichter dieſe auch wohl von der Einbildungskraft, und bevölkert die ſtille Welt mit geiſtigen Weſen, die im Nebelduft ſtreifen, und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es ſind auch die Geſtalten der Vorzeit, die in ſeiner Erinnerung aufwachen, und in die verödete Landſchaft ein künſtliches Leben bringen. Dergleichen

Aſſociationen bieten ſich ihm aber keineswegs willkürlich an; ſie entſtehen gleichſam nothwendig entweder aus dem Lokale der Landſchaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landſchaft in ihm erweckt wird. Sie ſind zwar nur eine ſubjektive Begleitung derſelben, aber eine ſo allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objektive Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger verſteht ſich H. M. auf jene muſikaliſchen Effekte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunſtreiche Eurythmie in Anordnung derſelben zu bewirken ſind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Liede nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine ſchöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandſchaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain.
Mild beleuchtet Zauberſchimmer
Der umbüſchten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, ſanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fiſcherkähne.

Silberſand
Blinkt am Strand;
Röther ſchweben hier, dort bläſſer,
Wolkenbilder im Gewäſſer.

Rauſchend kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umſchwärmt vom Seegeflügel.

Mahleriſch
Im Gebüſch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Fluth
Stirbt die Gluth;
Schon erblaßt der Abendſchimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondſchein
Deckt den Hain;
Geiſterliſpel wehn im Thale
Um verſunkne Heldenmahle.

Man verſtehe uns nicht ſo, als ob es blos der glückliche Versbau wäre, was dieſem Lied eine ſo muſikaliſche Wirkung gibt. Der metriſche Wohllaut unterſtützt und erhöht zwar allerdings dieſe Wirkung, aber er macht ſie nicht allein aus. Es iſt die glückliche Zuſammenſtellung der Bilder, die liebliche Stätigkeit in ihrer Succeſſion; es iſt die Modulation und die ſchöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer beſtimmten Empfindungsweiſe, alſo Seelengemählde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz ver-

ſchiedenem Inhalt, erweckt auch der Alpenwanderer S. 61 und die Alpenreiſe S. 66; zwei Kompoſitionen, welche mit der gelungenſten Darſtellung der Natur noch den mannigfaltigſten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünſtler zu hören, der verſuchen will, wie weit ſeine Macht über unſre Gefühle reicht; und dazu iſt eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden ſo überraſchend abwechſelt, ungemein glücklich gewählt.

Endlich finden ſich unter dieſen Landſchafts-Gemählden mehrere, die uns durch einen gewiſſen Geiſt oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erſte der ganzen Sammlung, der Genferſee, in deſſen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Lebloſe, der Form über die geſtaltloſe Maſſe ſehr glücklich verſinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieſes ſchöne Gemählde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradieſiſche Gegend noch eine Wüſte war:

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen ſich erheben,
Der Rhodan ſeine Wogen trauernd fort,
Von ſchauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieſes-Flur,
Du ſtilles Thal voll blühender Gehäge,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerſchläge.

Als ſenkte ſich ſein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf dieſe Wüſtenein,
Voll trüber Nebeldämmrung, ſeine Schimmer.

Und nun enthüllt ſich ihm die herrliche Landſchaft, und er erkennt in ihr das Lokal jener Dichterſcenen, die ihm den Schöpfer der Heloiſe ins Gedächtniß rufen.

O Clarens, friedlich am Geſtad erhöht!
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie, voll rauher Majeſtät!
Dein Ruhm wird zu den Sternen ſich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler ſchwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von ſüßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geiſtreich, wie gefühlvoll und mahleriſch! Aber nun will der Dichter es noch beſſer machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an ſich ſehr ſchönen Strophen kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überſtrömenden der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Iſt das Herz des Dichters ganz bei ſeinem Gegenſtande, ſo kann er ſich unmöglich davon reißen, um ſich bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bei Neapel, u. ſ. w. zu verſetzen, und dieſe Gegenſtände nicht etwa blos flüchtig anzudeuten, ſondern

ſich dabei zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht ſeines Pinſels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darſtellung würde von ungleich größerer Wirkung geweſen ſeyn. So viele veränderte Dekorationen zerſtreuen endlich das Gemüth ſo ſehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenſtand zurückkehrt, unſer Intereſſe an demſelben verſchwunden iſt. Anſtatt ſolches aufs Neue zu beleben, ſchwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beim Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er Anfangs aufflog, und worin er ſich ſo lang zu erhalten wußte, gar auffallend abſticht. Hr. M. hat mit dieſem Gedicht ſchon die dritte Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur deſto nöthiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemüthsſtimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geiſt, der es Anfangs diktirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausſtattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hrn. M. als einen vortrefflichen Dichter landſchaftlicher Scenen charakteriſirten, ſo ſind wir darum weit entfernt, ihm mit dieſer Sphäre zugleich ſeine Grenzen anzuweiſen. Auch ſchon in dieſer kleinen Sammlung erſcheint ſein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf ſehr verſchiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fiktionen der Einbildungskraft behandelt, hat er ſich mit gro-

großem Erfolg verſucht, und den Geiſt, der in dieſen Dichtungen eigentlich herrſchen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erſcheint hier in ihrer ganzen Feſſelloſigkeit und dabei doch in der ſchönſten Einſtimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden ſoll. In dem Liede, welches das Feenland überſchrieben iſt, verſpottet der Dichter die abenteuerliche Phantaſie mit ſehr vieler Laune; Alles iſt hier ſo bunt, ſo prangend, ſo überladen, ſo grotesk, wie der Charakter dieſer wilden Dichtung es mit ſich bringt; in dem Liede der Elfen Alles ſo leicht, ſo duftig, ſo ätheriſch, wie es in dieſer kleinen Mondſcheinwelt ſchlechterdings ſeyn muß. Sorgenfreie, ſelige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit ſchwatzen die Gnomen ihr (und ihrer Konſorten) Zunftgeheimniß aus. S. 141.

Des Tagſcheins Blendung drückt,
Nur Finſterniß beglückt!
Drum hauſen wir ſo gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben, wo der Aether flammt,
Ward Alles, was von Adam ſtammt,
Zu Licht und Gluth mit Recht verdammt.

Hr. M. iſt nicht blos mittelbar, durch die Art, wie er landſchaftliche Scenen behandelt, er iſt auch unmittelbar ein ſehr glücklicher Mahler von Empfindungen. Auch läßt ſich ſchon im Voraus erwar-

ten, daß es einem Dichter, der uns für die lebloſe Welt ſo innig zu intereſſiren weiß, mit der beſeelten, die einen ſo viel reichern Stoff darbietet, nicht fehlſchlagen werde. Eben ſo kann man ſchon im Voraus den Kreis von Empfindungen beſtimmen, in welchem eine Muſe, die dem Schönen der Natur ſo hingegeben iſt, ſich ungefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künſtlichen Verhältniſſen — in der Einſamkeit, in ſeiner eignen Bruſt, in den einfachen Situationen des urſprünglichen Standes ſucht unſer Dichter den Menſchen auf. Freundſchaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dgl. ſind der Inhalt ſeiner Geſänge; lauter Gegenſtände, die der landſchaftlichen Natur am nächſten liegen, und mit derſelben in einer genauen Verwandtſchaft ſtehen. Der Charakter ſeiner Muſe iſt ſanfte Schwermuth und eine gewiſſe kontemplative Schwärmerei, wozu die Einſamkeit und die ſchöne Natur den gefühlvollen Menſchen ſo gern neigen. Im Tumult der geſchäftigen Welt verdrängt eine Geſtalt unſers Geiſtes unaufhaltſam die andere, und die Mannichfaltigkeit unſers Weſens iſt hier nicht immer unſer Verdienſt; deſto treuer bewahrt die einfache, ſtets ſich ſelbſt gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir ſie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unſrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in

welchem unſer Dichter ſich um ſich ſelbſt bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derſelben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur aus ihrer Quelle abfließen, ſind einförmig und beinahe dürftig; es ſind die Elemente, aus denen ſich erſt im verwickelten Spiele der Welt feinere Nuancen und künſtliche Miſchungen bilden, die ein unerſchöpflicher Stoff für den Seelenmahler ſind. Jene wird man daher leicht müde, weil ſie zu wenig beſchäftigen; aber man kehrt immer gern wieder zu ihnen zurück, und freut ſich, aus jenen künſtlichen Arten, die ſo oft nur Ausartungen ſind, die urſprüngliche Menſchheit wieder hergeſtellt zu ſehen. Wenn dieſe Zurückführung zu dem Saturniſchen Alter und zu der Simplicität der Natur für den kultivirten Menſchen recht wohlthätig werden ſoll, ſo muß dieſe Simplicität als ein Werk der Freiheit, nicht der Nothwendigkeit, erſcheinen; es muß diejenige Natur ſeyn, mit der der moraliſche Menſch endigt, nicht diejenige, mit der der phyſiſche beginnt. Will uns alſo der Dichter aus dem Gedränge der Welt in ſeine Einſamkeit nachziehen, ſo muß es nicht Bedürfniß der Abſpannung, ſondern der Anſpannung, nicht Verlangen nach Ruhe, ſondern nach Harmonie ſeyn, was ihm die Kunſt verleidet, und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moraliſche Welt ſeinem theoretiſchen, ſondern weil ſie ſeinem praktiſchen Vermögen widerſtreitet, muß er ſich nach einem

Tibur umſehen, und zu der lebloſen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfordert, als blos die dürftige Geſchicklichkeit, die Natur mit der Kunſt in Kontraſt zu ſetzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter iſt. Ein mit der höchſten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüſſen der raffinirteſten Kultur zu bewahren, ohne welche ſie durchaus keine Würde hat. Dieſes Herz aber verräth ſich durch eine Fülle, die es auch in der anſpruchloſeſten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es ſich auch in ſeinem rühmlichſten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuſchheit der Gefühle; es verräth ſich durch die unwiderſtehliche und wahrhaft magiſche Gewalt, womit es uns an ſich zieht, uns feſthält, und gleichſam nöthigt, uns unſrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der ſeinigen huldigen.

Hr. M. hat ſeinen Anſpruch auf dieſen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem ſtrengſten Richter Genüge thun muß. Wer eine Phantaſie, wie ſein Elyſium (S. 34) komponiren kann, der iſt als ein Eingeweihter in die innerſten Geheimniſſe der poetiſchen Kunſt und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klaſſiſchen Muſtern hat ſei-

nen Geiſt genährt, ſeinen Geſchmack gereinigt, ſeine ſittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitere Menſchlichkeit beſeelt ſeine Dichtungen, und rein, wie ſie auf der ſpiegelnden Fläche des Waſſers liegen, mahlen ſich die ſchönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit ſeines Geiſtes. Durchgängig bemerkt man in ſeinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen ſich ſelbſt, ein nie ermüdendes Beſtreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon Vieles hat er geleiſtet, und wir dürfen hoffen, daß er ſeine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in beſcheidenern Kreiſen ſeine Schwingen verſucht hat, einen höhern Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen ſeiner Einbildungskraft und in die Muſik ſeiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu ſeinen Landſchaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf dieſen reizenden Grund handelnde Menſchheit aufzutragen. Beſcheidenes Mißtrauen zu ſich ſelbſt iſt zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth ſteht ihm gut an; und ſo ſchön es iſt, wenn der Beſieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauſcht, ſo einen großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreiſe theſſaliſcher Jungfrauen ſich zum Helden aufrichtet.

Staatsbibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich, 1759-1805

Sämmtliche Werke

Bd.: 18

Stuttgart ; Tübingen 1828

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.687-a(9#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722410-3